

Jean-Pierre Richardot

andere

Mit einem Vorwort
von
Jürg Altwegg



Die
Schweiz

Eidgenössischer Widerstand
1940-1944

Aufbau-Verlag

Erstmals gewürdigt: Die Schweizer »Resistance«

Nachdrücklich korrigiert der renommierte Journalist Jean Pierre Richardot das einseitig negative Bild der Schweiz während der Kriegsjahre. Das Resultat liest sich wie ein spannender Bilderbogen, in dem vom Gemüschändler bis zum hohen Militär ziviler Ungehorsam und organisierter Widerstand im Namen der Freiheit dokumentiert werden. Jahrzehntelang pflegte man positive und negative Mythen, nun scheint eine objektivere Debatte über die Rolle der Schweiz in den Kriegsjahren möglich. Ohne die Erkenntnisse der Bergier-Kommission in Zweifel zu ziehen, erzählt der Autor die Geschichten von Schweizerinnen und Schweizern, die sich gegen die anpasserischen Tendenzen ihrer Regierung zur Wehr gesetzt haben. Zahlreiche Anekdoten, Interviews und persönliche Erlebnisse machen diese historische Aufarbeitung zu einer aufwühlenden und doch kurzweiligen Lektüre.

»Über das historische Interesse hinans, ist Die andere Schweiz ein tief menschliches Buch.« — Est Républicain



Die Schweiz hat ein gespaltenes Verhältnis zu ihrer Geschichte während des Zweiten Weltkriegs. Erst in den 1990er Jahren hinterfragte eine breitere Öffentlichkeit das verklärende Bild rühmlicher Neutralität. Unter grossem internationalen Druck wurde von der Regierung die sogenannte Bergier-Kommission einberufen. Eine kritische Sicht auf die schweizerische Politik in dieser Zeit löste die beschönigende ab, zur Sprache kamen an der Grenze abgewiesene Flüchtlinge und Schweizer Bankiers als Händler und Hehler der Nazis – was früher nur die »Nestbeschützer« sagten, ist heute offizielle Schweizer Geschichte.

Nach jahrzehntelanger Pflege von positiven und negativen Mythen scheint nun eine objektivere Debatte über die Rolle der Schweiz in den Kriegsjahren möglich. Hier setzt der französische Autor Jean Pierre Richardot mit seinem spannend und feuilletonistisch geschriebenen Buch an. Er selbst erlebte den Krieg als Flüchtlingskind in der Schweiz, und ohne die Erkenntnisse der Bergier-Kommission in Zweifel zu ziehen, erzählt er die Geschichten von Schweizerinnen und Schweizern, die sich gegen die Anpassungstendenzen der damaligen Berner Regierung zur Wehr gesetzt haben. Er zeigt, daß diverse Schweizer Tageszeitungen ihrer Ablehnung gegenüber Hitlerdeutschland konsequent Ausdruck verliehen haben und porträtiert Mitglieder der Aktion Nationaler Widerstand wie etwa den Offizier Hans Hausmann. Faszinierend sind auch die aufgezeigten Verflechtungen des Schweizer Widerstandes mit ganz Europa. So entdeckte beispielsweise Michel Holland, ein in der Schweiz stationierter französischer Spion, die V1-Alschuhkrampen in der Normandie, die daraufhin von der Royal Air Force bombardiert werden konnten.

Schutzumschlaggestaltung Therese Schneider



Die Schweiz hat ein gespaltenes Verhältnis zu ihrer Geschichte während des Zweiten Weltkriegs. Erst in den 1990er Jahren hinterfragte eine breitere Öffentlichkeit das verklärende Bild rühmlicher Neutralität. Unter grossem internationalen Druck wurde von der Regierung die sogenannte Bergier-Kommission einberufen. Eine kritische Sicht auf die schweizerische Politik in dieser Zeit löste die beschönigende ab, zur Sprache kamen an der Grenze abgewiesene Flüchtlinge und Schweizer Bankiers als Händler und Hehler der Nazis – was früher nur die »Nestbeschützer« sagten, ist heute offizielle Schweizer Geschichte.

Jean-Pierre Richardot

Die andere Schweiz

Eidgenössischer Widerstand 1940-1944

*Aus dem Französischen
von Yla von Dach und Gabriela Zehnder*

Aufbau-Verlag

Die Originalausgabe mit dem Titel *Une autre Suisse
1940-1944. Un bastion contre l'Allemagne nazie* erschien
2002 bei den Editions du Félin, Paris sowie bei
Labor et Fides, Genf.

Die Übersetzung des vorliegenden Buches wurde
ermöglicht durch die Unterstützung der Schweizer
Kulturstiftung PRO HELVETIA.

ISBN 3-351-02584-X

1. Auflage 2005
© Aufbau-Verlag GmbH, Berlin 2005
© Éditions du Félin, Paris 2002
Einbandgestaltung Therese Schneider
Druck und Binden Druckerei Pustet, Regensburg
Printed in Germany

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

www.aufbau-verlag.de

*Für Francis und Pierrette Gschwend aus
Fontainemelon (Neuchâtel).*

*Zur Erinnerung an August R. Lindt und die Mitglieder der
Aktion Nationaler Widerstand.*

Im Gedenken an Lydia von Auw (1897-1994).

La Suisse, notre amie, notre sœur.

General Pierre Guillain de Bénouville

Inhaltsverzeichnis

Vorwort zur deutschen Ausgabe von Jürg Altwegg	9
Vorwort des Autors	17
Einleitung	23
1. Die 46 Tage, die Europa und die Schweiz in ihren Grundfesten erschütterten	37
2. Eine Halbinsel im Vierwaldstättersee.....	67
3. Die Offiziersverschwörung vom Juni/Juli 1940 – Losungswort: Nidwalden	99
4. «Wer nach dem Erfolg des Widerstandes fragt, ist ein Verräter»	119
5. Der Mann des 23. Juni 1940	131
6. Frühlingserwachen im Spital von Vevey.....	149
7. Eine saftige Telefonrechnung für die Villa Oprecht ...	163
8. Ist ein Welscher im Saal?	175
9. 1941: Das unglaubliche Abenteuer des Michel Hollard, «the man who saved London»	189
10. 1941-1944: Die Schweiz als Drehscheibe des europäischen Widerstands.....	209

11. Ziviler Ungehorsam, um Juden zu retten	227
Schlusswort	249
Anmerkungen.....	259
Zeittafel.....	277
Glossar	283
Bibliographie.....	289
Danksagung	296

Vorwort zur deutschen Ausgabe

Réduit, Kollaboration und Résistance – die Schweizer und der Weltkrieg

Für Deutsche bleibt die Schweiz ein seltsames Land. War es nicht die einzige historische Vision der alten Bundesrepublik, nach der vollzogenen Westverankerung einfach eine grosse Schweiz zu werden? Für die Deutschen ist die Eidgenossenschaft das Paradies ohne Geschichte, ein glückliches Land, an dem nicht jeder Tag ein Gerichtstag über die Vergangenheit ist. Die Deutschen beneiden die Schweizer um ihre Unschuld und Kleinheit. Die Eidgenossen dürfen sich abschotten von dieser schlimmen Welt, neutral bleiben, den Franken behalten und Europa den Rücken kehren. Die heile Welt – Provinz, Berge und Bankgeheimnis. Seit der Wiedervereinigung hat sich das ein bisschen verändert. Deutschland nimmt weniger Rücksichten auch auf den kleinen Nachbarn im Süden – die Sehnsucht nach der Schweiz hat sich in Nostalgie verwandelt. Als auch die Eidgenossen ihre politische Unschuld verloren, reagierten die Deutschen erstaunt, ja erschüttert, aber kaum je mit Schadenfreude.

So wie die Deutschen sie lieben, sahen sich die Schweizer auch selbst. Klein, stolz und ein bisschen besser als die anderen. 1986 lehnten 75 Prozent aller Bürger und Bürgerinnen – die Frauen hatten noch gar nicht so lange das Stimm- und Wahlrecht – und hundert Prozent aller Kantone (sogar Genf mit dem europäischen Uno-Sitz) einen Beitritt zur Uno ab. «Die Schweizer rechnen sich gar nicht zur Welt», kommentierte der Historiker Jean-Rodolphe von Salis die Lage, «sie haben einen Nachholbedarf in der Aussenpolitik und im

Denken über das Verhältnis zwischen der Schweiz und der Welt. Sie haben sich aus der Geschichte verabschiedet. Wir sehen jetzt die Nachteile des Verschontseins. Glücklicherweise sind wir verschont geblieben. Aber Völker haben eine Mentalität, die sich durch Kriege verändern kann. In der Schweiz hat sich die Mentalität seit 1918 nicht verändert.»

Kurz bevor die Berliner Mauer fiel, der Kalte Krieg zu Ende ging und sich die Wiedervereinigung abzeichnete, hatten die Schweizer im September 1989 als einziges Land der Welt den Ausbruch des Zweiten Weltkriegs ein halbes Jahrhundert zuvor zelebriert. Im Nachhinein wird allerdings deutlich, dass 1989 auch in der Schweiz eine Epoche zu Ende ging – das Ende zumindest eingeläutet wurde. Mehr als eine Million Stimmbürger sprachen sich in einer historischen Abstimmung für eine «Schweiz ohne Armee» aus. Sie alle waren keineswegs über Nacht linksradikal und Pazifisten geworden.

Das Resultat spiegelte die gewaltige Verunsicherung des Landes, dessen Uhren so völlig anders ticken als die Weltzeit. Anders als durch die Abschaffung ihres lebenden Mythos Armee schien sich das System nicht reformieren zu lassen. Das Land verfiel in eine Depression und Identitätskrise. Nach 1939 mit der «Landi» und 1964 mit der «Expo» wäre im Schlüsseljahr 1989 eine Landesausstellung fällig gewesen. Man war dazu nicht in der Lage; es blieb bei den Feiern zum Jubiläum der «Mobilmachung» von 1939. Der «Fichenskandal» – von einer Million unbescholtener Bürger (bei einer Bevölkerung von sechs Millionen) hatte die politische Polizei Dossiers angelegt – führte zum «Kulturboykott» im Jahre 1991, als das Land aufgerufen war, den 700. Geburtstag seiner Begründung auf dem Rütli zu feiern. Der Boykott war auch ein Vorwand: Niemand schien mit diesem Land etwas anfangen zu können, inhaltsleer und orientierungslos fielen die Veranstaltungen und Schriften zu «700 Jahre Eidgenossenschaft» aus. Bei der Weltausstellung 1992 wurde die Verlegenheit ironisch gebrochen: Unter dem Motto «La Suisse n'existe pas» präsentierte sich das Land der internationalen Öffentlichkeit. Noch im gleichen Jahr kam die erste grosse Europa-

Abstimmung. Es ging um den Beitritt zum Europäischen Wirtschaftsraum EWR. Der heutige Justiz- und Polizeiminister Christoph Blocher – dessen Aufstieg mit seinem Engagement in der Uno-Abstimmung begonnen hatte – bekämpfte die Unterzeichnung des EWR-Vertrags mit dem Argument, es handle sich um eine Frage von «Anpassung oder Widerstand» – als ob die Schweiz immer noch von Hitler, Mussolini und Pétain umzingelt wäre. Noch 1995 reagierte die offizielle Schweiz kaum geschichtsbewusster auf das Ende des Zweiten Weltkriegs fünfzig Jahre zuvor. Um ein Haar hätte es keine offizielle Veranstaltung des Dankes und des Gedenkens an die Befreiung vom nationalsozialistischen Grauen gegeben. In einer Rede führte Adolf Muschg aus, dass die Schweiz «das Datum 1945 nie ernst genommen hat. Für sie war es nicht nur das Ende eines Krieges, sondern zugleich das Ende einer ganzen Welt – einer Welt heiliger Wahrheiten, die sich als Phrasen erwiesen hatten. Einer Welt guten Glaubens, der Menschen nach Auschwitz geführt hatte, nach Stalingrad und Hiroshima – als Täter und Opfer.» Die verschonte Schweiz glaubte bis 1995, weder das eine noch das andere zu sein: «Möchten die anderen lernen, Frieden zu halten. Wir hatten ihn schon – zuerst mit uns selbst.»

Der Friede der Selbstgerechten wurde umgehend und brutal zerstört: auf Druck von aussen – als es um Geld ging. Und um Entschädigungen für die Kriegszeit. Zu den Sammelklagen war es nur gekommen, weil Einzelanträge erfolglos waren. Lange bevor die Thematik in der Schweizer Presse aufgegriffen wurde, war davon in den internationalen Zeitungen berichtet worden. Erst die Boykottdrohungen durch den Jüdischen Weltkongress, der den abgewiesenen, abservierten Überlebenden und ihren Nachfahren zu Hilfe kam, rüttelte die helvetische Öffentlichkeit auf. Ein Ruck ging durch die Schweiz, die nun plötzlich das Bedürfnis verspürte, ihrer Vergangenheit ins Gesicht zu blicken – nachdem zuvor jede Kritik an ihrem Verhalten im Krieg als skandalös empfunden worden und folgenlos geblieben war. Der Holocaust-Fonds wurde geschaffen und die Ber-

gier-Kommission ins Leben gerufen. Sie legte Ende März 2002 ihren Schlussbericht vor. «Schweizer finanzierten Hitlers Kristallnacht», titelte der *Blick*. Es war wohl die erste Schlagzeile in der Pressegeschichte, die mit einer Fussnote erschien. Das Sternchen verwies auf die Bildlegende, in der die sogenannte Reichskristallnacht erklärt wurde – Fazit: «Der Holocaust hatte begonnen». Viele Schäden waren bei helvetischen Gesellschaften versichert. Sie wurden schnell und generös geregelt – allerdings bekamen nicht die geschädigten Juden das Geld, sondern die Nazis. Später zahlten die Versicherungen auch die Lebensversicherungen von verfolgten Juden an die deutsche Steuerbehörde aus. Allerdings nur den Rückkaufswert und nie die für den Todesfall versicherte Summe: Das wäre ein zu deutlicher Hinweis auf das tatsächliche Schicksal der Juden gewesen.

Achtzig Prozent der Waffen und Munition aus eidgenössischer Produktion gingen an die Achsenmächte. Um auf den deutschen Markt zu kommen, mussten gigantische Schmiergelder bezahlt werden. Bei der Firma Oerlikon Bührle, deren Besitzer eine legendäre Bildersammlung und einen angesehenen Klassikerverlag finanzieren konnte, waren sie so hoch wie die gesamte Lohnsumme für dreitausend Angestellte. Die Gelder aus den Enteignungen in Vichy-Frankreich zirkulierten über Schweizer Konten. Systematisch brachen die Unternehmen das Neutralitätsrecht. Stimmen wie jene von Walter Muschg, der ausdrücklich im Namen der späteren Generationen gegen die enge Zusammenarbeit mit den Nazis protestierte und bereits vor den Folgen warnte, wurden nicht gehört.

Im Detail fällt der Befund der letzten Einzelstudien schwindelerregend aus. Insgesamt bescheinigt die Kommission der Schweiz allerdings, weder eine Politik der systematischen Kollaboration aus ideologischen Motiven betrieben noch eine Verlängerung des Krieges bewirkt zu haben.

Die Beschäftigung mit der Vergangenheit führte zu einem Überdenken der Neutralität und einer Neuausrichtung der Aussenpolitik. Eine zweite Abstimmung über eine Schweiz ohne Armee wurde

zum Fiasko: Die Bürger anerkannten die neue Rolle der reformierten Armee und die Tatsache, dass sich die Schweiz in einer völlig neuen Lage befand. Auf den 11. September hatte Christoph Blocher mit der Forderung reagiert, die einzige angemessene Konsequenz des Attentats könne nur eine verstärkte Politik der Neutralität sein. Schlag auf Schlag folgten das Swissair-Grinding, der Amoklauf von Zug und die Feuersbrunst im Gotthard-Tunnel. Im Frühling nach dem «Schwarzen Herbst» trat die Schweiz der Uno bei. Eine Mehrheit der Kantone und 55 Prozent der Bevölkerung wollten diesen Schritt. Der Vergleich mit den Zahlen der Abstimmung von 1986 vermittelt einen Eindruck vom Umbruch, als dessen Gradmesser das Ergebnis – es war ein Erdbeben – ausgelegt werden kann: In der Zeit, die als Epoche von Blochers ideologischer Herrschaft Einzug in die Geschichtsbücher halten wird, hatte sich die Zahl der Uno-Befürworter mehr als verdoppelt.

Die Schweiz schickte sich an, wieder in die Geschichte zurückzukehren und einzusehen, dass sie ein Teil dieser Welt ist. Sie schien fähig, das «Redit» zu überwinden. Der Begriff, Teil der offiziellen Strategie im Zweiten Weltkrieg, meint das innerste, kleine – und keineswegs nur mythische – Stück Schweiz, das man im Kriegsfall gegen die Nazis zu verteidigen versucht hätte. Das «Réduit» blieb nach 1945 der geistige und politische Horizont des Landes. 1989 wurde es in seinen Grundfesten erschüttert, die neunziger Jahre waren ein einziger Kulturkampf um die Vergangenheit. An ihrem Ende stand nicht nur der Beitritt zur Uno, es gab endlich auch eine Landesausstellung, die man 1989 nicht zustande gebracht hatte.

Hans-Ulrich Wehler besuchte die Expo.02 auf Einladung einer Schweizer Tageszeitung. Wehler gehört bekanntlich zu den renommierten deutschen Historikern, die nach dem Zweiten Weltkrieg um das Aufkommen einer politischen demokratischen Kultur bemüht waren und für die es eine Selbstverständlichkeit geworden ist, nach dem Beispiel der französischen Intellektuellen in die öffentlichen Debatten einzugreifen. Er sprach von einem «heilsamen Prozess»

und deutete die Landesausstellung bezüglich der turbulenten Jahre, die ihr vorausgingen. Er erkannte sogar eine «Tugend des demokratischen Staates», die er der Schweiz bescheinigte: «Dass er nämlich die eigenen Fehler mit friedlichen Mitteln selbst korrigieren kann.» Das war viel Lob für ein Land «am Ende der Selbstvergötterung und Selbstgerechtigkeit, aber auch einer introvertierten Kritik» (Wehler).

Vielleicht entsprach der Aufbruch dieses Landes tatsächlich nur einer Momentaufnahme. Der Uno-Beitritt war ein Schritt, dem viele Rückschritte gefolgt sind. Die restaurativen Tendenzen sind nicht zu übersehen. Und nach der nationalen Selbstkritik kam schnell einmal die Versuchung, die Vergangenheit wieder unter den Teppich zu kehren.

In diesem Sinne kommt das Buch von Jean-Pierre Richardot genau zum richtigen Zeitpunkt. Es kann nicht nur eine Debatte, die nötig war, aber auch einseitig geführt wurde, neu beleben und mit Positionen bereichern, die in den letzten Jahren nicht wirklich gewürdigt wurden. Es war in der Schweiz wie in Frankreich, wo nach der einseitigen Widerstandsverklärung die – notwendigen – Vichy-Prozesse geführt wurden und es so schien, als hätte es eine Résistance gar nie gegeben. Richardot rückt die Proportionen zu recht.

Für deutsche Leser informiert Jean-Pierre Richardot über ein Kapitel des europäischen Widerstands, das nur wenig bekannt ist – und ein keineswegs unpolitisches, egoistisches, opportunistisches Bild der Schweiz vermittelt. Es gab Schweizer, die sich nicht mit der Verteidigung des «Réduits» begnügten, die aktiv zur Rettung von Juden beitrugen und sich an der Résistance gegen die Nazis beteiligten. Man sollte sich ihrer ebenso erinnern wie der vergessenen Juden und Deutschen im französischen Widerstand gegen die Nazis. Es handelt sich vor allem auch um eine Résistance, die nicht die Deutschen bekämpfte, sondern Widerstand gegen ein totalitäres System leistete und die deutsche Kultur nie mit den Nazis gleichsetzte. Es war der Schweizer Denis de Rougemont, Mitbegründer des Gotthard-Bundes zur geistigen Landesverteidigung, der nach dem Ein-

marsch der Deutschen in Paris – Richardot erinnert daran – in der *Gazette de Lausanne* einen zornigen Kommentar veröffentlichte. Die Hauptstadt der Kultur sei für Panzerdivisionen uneinnehmbar, Hitlers Sieg würde sich in eine Niederlage gegen die Kräfte des Geistes verwandeln, schrieb de Rougemont. Wegen Beleidigung eines fremden Staatsoberhauptes wurde er vom Schweizer General Henri Guisan persönlich zu vierzehn Tagen Festungshaft verurteilt – die er als Hausarrest in seiner Privatwohnung absitzen konnte. Später schickte man den unbequemen und unberechenbaren Denis de Rougemont, der in den dreissiger Jahren das Aufkommen des Nationalsozialismus in Deutschland erlebt hatte und in seinem *Journal d'Allemagne* die Faszination sehr genau beschrieb, nach New York. In Amerika entdeckte de Rougemont Europa, zu dessen Theoretikern er nach dem Krieg gehörte.

Für Schweizer Leser ist Richardots Buch über seinen Wert als historische Darstellung hinaus – ja, ganz eigentlich: ein Segen. In den Jahren ihrer Selbstgerechtigkeit ist die Schweiz von vielen angefeindet worden, in allererster Linie wegen des Bankgeheimnisses, aber auch als Paradies der Verschonten. Das «Anti-Schweiz-Pamphlet» war geradezu eine eigenständige Gattung. Jetzt, da sie auf die Anklagebank kam, erinnert sich ein renommierter französischer Publizist an seine Kindheit, die er während des Krieges in der Schweiz verbrachte. Richardot hat die Schweizer damals nicht als ein Volk von Fremdenhassern und Faschismus-Sympathisanten erlebt. Er schreibt sein Buch über die Rolle der Schweiz als «Drehscheibe im europäischen Widerstand» aus der Sicht der französischen Résistance, die in der Westschweiz auf viel Unterstützung zählen konnte. Insofern hat der Verfasser in Frankreich einen wichtigen Beitrag zu einem besseren Ansehen der Schweiz geleistet.

Wichtig ist dieses Buch auch, weil es vom eidgenössischen Kulturkampf um die Vergangenheit völlig unberührt bleibt. Richardot schreibt ohne Scheuklappen und ohne Bemühen, einer «helvetischen politischen Korrektheit» gerecht zu werden. Vielleicht übertreibt er in seiner Zuneigung für die Schweiz sogar deren Antifaschismus:

von einem Aussenstehenden hört man gern, was einem aus helvetischem Munde unerträglich ist.

Man sollte Richardots Buch deshalb auch als Einmischung in die innenpolitischen Debatten lesen. Es ist mehr als ein ergänzendes Nachwort zur Vergangenheitsbewältigung. Jean-Pierre Richardot macht deutlich, dass weite Teile des Volkes im Krieg engagiert antifaschistisch waren und von der weitgehenden Kollaborationspolitik nichts wussten, diese nicht gebilligt hätten und von ihren Verantwortlichen hintergangen wurden. Ein zweites Mal manipuliert und betrogen wurde diese Generation, die den Krieg erlebt hatte, von den Kreisen, die Richardot die «nationalistische Rechte» nennt. Von Christoph Blocher und seiner Schweizerischen Volkspartei SVP, die jede Kritik an der Vergangenheit der Schweiz als Beschmutzung der Kriegsgeneration und der Soldaten, die damals die Grenzen verteidigten, bezeichnete. Sie hatten viel Erfolg damit – vor allem in der Europapolitik gelang es ihnen, mit den Feindbildern von gestern jede Annäherung an das friedlich vereinte Europa zu blockieren. Deshalb ihre Kritik an jeglicher Vergangenheitsbewältigung: Wer sich nicht selbstkritisch in Frage stellt, kann nicht erkennen, dass sich die anderen verändert haben – und sei es zum Besseren. Dank Blocher und seiner SVP sieht die Schweiz in Europa immer noch eine Bedrohung.

Mit den Propagandisten einer heilen Schweiz, die sich nichts habe zuschulden kommen lassen, hat Richardot bei allen Korrekturen, die er vorbringt, nichts am Hut. Und sie werden von seiner Schrift nicht begeistert sein. Der aktive, mutige, antifaschistische Widerstand ist ihnen suspekt, und vor allem lässt er sich nicht mit ihrer Dogmatisierung des «Réduits» in Einklang bringen. Die bessere, die andere Schweiz im Krieg war eine eminent europäische – mit Denis de Rougemont hat sie einen grossen Föderalisten hervorgebracht. Die europäische Dimension der von Blocher und seinen Genossen missbrauchten «geistigen Landesverteidigung» hat noch kein Buch so deutlich gemacht wie Richardots Essay.

JürgAltwegg

Vorwort des Autors

Die Persönlichkeiten aus den verschiedensten Kreisen, die in diesem Buch vorgestellt werden und die ich in der Erinnerung wieder aufleben lassen möchte, haben der Schweiz hervorragende Dienste erwiesen. Sie haben direkt oder indirekt die Sache der Alliierten unterstützt und durch ihr Verhalten zur Rettung des Landes beigetragen, das ohne England, die Vereinigten Staaten, die UdSSR und den europäischen Widerstand nicht überlebt hätte.

Doch seltsamerweise sind die meisten dieser Schweizer, die man als Widerstandskämpfer bezeichnen kann, ihren Landsleuten von heute unbekannt. Niemand zollt ihnen wirklich Dank, auch wenn sie Tausende von Menschen gerettet haben.

Warum ist die Schweiz unfähig, den Menschen, die sich am meisten um sie verdient gemacht haben, offen ihre Anerkennung auszusprechen? Aus zwei Gründen, die wohl hauptsächlich mit der ganz besonderen Lage dieses Landes im Herzen Europas zusammenhängen. Der erste Grund ist der, dass die Schweiz eine echte Demokratie ist, die früher den Fürsten und später den Eliten der Intelligenz und der kühnen Unternehmungen misstraute. In der Schweiz ist das Volk, der *demos*, tatsächlich an der Macht, im Unterschied zu Frankreich, diesem zugleich demokratischen und aristokratischen Land mit seinen Eliteschulen, den *grandes écoles*, und seinen Staatsorganen, den *grands corps*, die von Paris aus das ganze Land regieren. Im Gegensatz zu Frankreich wird das Gemeinwesen in der Schweiz tatsächlich von Herrn und Frau Jedermann gelenkt, die nichts übrig haben für herausragende Köpfe, originelle Persönlichkeiten, charismatische Führer und kreative Geister aller Art, sofern ihr Werk nicht

konkret, greifbar und kurzfristig in Geld umsetzbar ist. Allzu grosse Unabhängigkeit war verpönt in dieser egalitären, pedantischen und puritanischen Demokratie. So wurde Henri Dunant, der Gründer des Internationalen Roten Kreuzes, aus der Organisation ausgeschlossen und lebte danach in materiellem Elend. Dieser Visionär war ein schlechter Verwalter seines Erbes und wurde daher auf die Strasse gesetzt. Ohne einen Deutschschweizer Journalisten, der eine Pressekampagne zu seinen Gunsten startete, hätte er 1901 nie den Friedensnobelpreis erhalten. Ohne die schweizerische und die internationale Presse hätte man wohl ebensowenig 1995 – 23 Jahre nach seinem Tod – den Chef der Kantonspolizei Sankt Gallen, Paul Grüniger, rehabilitiert, der seinerzeit mehr als zweitausend österreichische und deutsche Juden rettete, 1938 seines Amtes enthoben und aus seiner Wohnung geworfen wurde und danach seinen Lebensunterhalt mit Gelegenheitsarbeiten verdienen musste. Er hatte falsche Papiere hergestellt. Das war nicht vorschriftsgemäss. Und dann war da noch der Schweizer Generalkonsul in Budapest (1944), der «Schweizer Wallenberg», der bei seiner Dienstbehörde schlecht angeschrieben war, weil er versucht hatte, Tausende von der Deportation bedrohte Menschen zu retten – und nicht nur dreihundert, wie seine Vorgesetzten in Bern verfügt hatten. Er wurde aufs Abstellgleis geschoben.

Als echte, «athenische» Demokratie, die ihre Eliten regelmässig mit Achtung belegt, mag die schweizerische Gesellschaft die Geschichte nicht sonderlich, angefangen bei der eigenen, denn sie misstraut den Ideen. Die Schweiz erinnert in mehr als einer Hinsicht an die Vereinigten Staaten. Was sie interessiert, ist mehr eine auf die täglichen Bedürfnisse zugeschnittene, perspektivlose Verwaltung, die auf einem Kompromiss der politischen Kräfte des Augenblicks beruht, als eine tiefeschürfende öffentliche Diskussion über die Vergangenheit, die Gegenwart oder gar die Zukunft des Landes. Das Volk, der Souverän, wie es der Genfer Jean-Jacques Rousseau nannte, misstraut allein schon dem Begriff der öffentlichen Debatte. Es will die ewigen Diskussionen nach französischem Muster ver-

meiden, und seien sie noch so seriös. Sie erscheinen ihm nur allzu oft wie leeres Geschwätz und sind in seinen Augen kontraproduktiv. Die Schwierigkeit ist nur, dass es ohne interne Debatte keine Selbsteinschätzung geben kann. Das gilt sowohl für eine Person als auch für einen Staat. Die Ablehnung der öffentlichen Diskussion und der Geschichte führt nicht selten zur Ablehnung der Wirklichkeit, zum Negieren der unablässigen Veränderung der Welt, zur Angst vor dem, was von «aussen» kommt, was fremd oder neu ist. Und das bedeutet für die Schweiz von heute: Die Europäische Union.

Der zweite Grund, weshalb die Schweiz sich so schwer tut damit, jene anzuerkennen, die sich besonders um sie verdient gemacht haben, ist ebenfalls historischer Art. Es handelt sich um die Neutralität.

Ich erinnere mich, wie man mir in der Schule von La Sarraz (Waadt) und im Gymnasium von Lausanne die Neutralität damals darstellte: als die gewissermassen souveräne, freie Wahl eines besonnenen Volkes, das den Frieden dem Krieg vorzog und den gegenseitigen Respekt verschiedener Kulturen der Intoleranz und der Gewalt, die ganz Europa zugrunde richteten.

Konkret bedeutete Neutralität, dass die Söhne, die Brüder, die Väter und die Ehemänner nicht getötet oder zu Krüppeln gemacht würden wie im Dorf nebenan, auf der anderen Seite der kleinen Mauer oder des Bachs, in Frankreich. Diese fast körperliche, sehr gefühlbetonte, überaus edle Neutralität stellte ein Ideal dar, doch sie liess die äussere Realität völlig unbeachtet. Die Schweizer glaubten mehr als 150 Jahre lang, dass ihr Land auf Grund eines unveränderlichen und ewig währenden Status verschont geblieben sei, den sie kraft ihrer Tüchtigkeit, ihrer Ergebenheit, kurz, durch das Wunder ihrer Tugend erworben hatten, die sie zu einer Art auserwähltem Volk machte. So verstanden wurde die Neutralität für viele Schweizer zu einer Möglichkeit, die Geschichte und sogar die geographische Lage ihres Landes auf der Europakarte zu leugnen. Man tat so, als wäre die Schweiz durch die Neutralität unter einer Glasglocke plaziert, dank derer sie die Welt sehen konnte, ohne von ihr angesteckt zu

ohne von ihr angesteckt zu werden, und ohne wirklich dazuzugehören. Tatsächlich ist die helvetische Neutralität eine französisch-österreichische Schöpfung. Sie ist zunächst das Ergebnis des militärischen Gleichgewichts und der militärischen Geographie des Kontinents und erst viel später eine schweizerische Entscheidung. Und sie hat mit Tugend nichts zu tun. Die europäischen Grossmächte erklärten die Schweiz 1815 für neutral, um im Falle eines bewaffneten Konflikts auf dem Kontinent ihre etwaigen Fronten zu verkürzen. Die grosse Versöhnung der europäischen Länder im 20. Jahrhundert hat die schweizerische Neutralität praktisch aufgehoben, sie existiert genausowenig wie die österreichische oder die finnische.

Heute steckt die Schweiz mitten in einer Identitäts- und Gewissenskrise. Sie stellt sich insbesondere Fragen über ihre Rolle während des Zweiten Weltkriegs. Hätte sie sich den Flüchtlingen, dem Dritten Reich, den Alliierten gegenüber anders verhalten müssen, anders verhalten können?

In den letzten Jahren wurde die Schweiz auf internationaler Ebene scharf angegriffen. Doch die eingehende, leidenschaftslose, umfassende Diskussion, auf die man gewartet hatte, fand nicht wirklich statt. Einseitige, anklägerische oder zugespitzte Urteile überwogen. Und oft waren Verleumdung und Schuldzuweisungen mit im Spiel.

Die Schweizer mittleren Alters mit dem höchsten Bildungsstand verzeihen der Generation, die während des Krieges die Geschicke des Landes lenkte, nicht, wie sie sich vom Sommer 1942 bis zum Sommer 1944 den Flüchtlingen gegenüber verhielt. Sie sind der Ansicht, man habe sie belogen. Ohne sich dessen immer bewusst zu sein, schämen sie sich dafür, dass an den Grenzen Menschen abgewiesen und dadurch möglicherweise Familien in Not vernichtet wurden. Und sie wollen nicht wahrhaben, dass die meisten Schweizer von damals nicht über diese Tragödien informiert waren. Aus moralischer Entrüstung im amerikanischen Stil wollen sie in erster Linie sehen, was nicht funktionierte. Dieser junge und gebildete Teil des Schweizer Volkes spricht dem eigenen Land jede achtenswerte

und würdige Haltung während der «dunklen Jahre» ab. Seltsamerweise gelangen diese aufgebrachten Schweizer zu einer ziemlich paradoxen Haltung: Sie wollen nichts wissen von dem, was während des Krieges die Ehre der Schweiz gerettet hat – von den Unterstützungsaktionen zugunsten der Alliierten, des europäischen (französischen, italienischen, deutschen, niederländischen, polnischen, tschechischen, belgischen, jugoslawischen usw.) Widerstands, der Flüchtlinge, der Maquisards, der Kinder, der internierten Soldaten. Sehr oft sind sie über das, was geschehen ist, nicht einmal informiert. Ihre Voreingenommenheit macht sie blind und hält sie in ihrer Ignoranz gefangen. Wie viele Genfer wissen, dass der französische Widerstand mitten in ihrer Stadt das Stabsquartier eingerichtet hatte, das den Alliierten gegenüber auch als Botschaft diente? Dass die bedeutende französischenglisch-schweizerische Widerstandsorganisation des französischen Obersten Groussard von der Rue de Lausanne 131 aus agierte? Diese Tatsachen sind ein ruhmreiches Blatt in der Geschichte Genfs und der Schweiz. Und doch wissen die meisten nichts davon.

Dieses Buch antwortet auf eine einfache Frage: Gab es einen Schweizer Widerstand? Die Antwort lautet ja, auch wenn er in einem besonderen Rahmen stattfand.

Es gab ihn im Landesinneren, und es gab ihn an den Landesgrenzen. Verschiedene Schweizer haben eine entscheidende Rolle innerhalb des Staatsapparats gespielt, indem sie sich seiner bedienten oder sich ihm widersetzten. Sie haben sich aufgelehnt gegen eine Politik der Anpassung an das Dritte Reich, wie sie Österreich, Ungarn oder Rumänien praktizierten. Vom einfachen Gemüsegärtner aus Genf über den messianischen Journalisten aus Basel und den Uhrmacher von La-Chaux-de-Fonds bis hin zum Abgeordneten oder zum ungehorsamen Soldaten haben sie auf ihrem Platz gestanden, sind sie nicht gewichen.

In diesem Buch wird ihre Geschichte erzählt. Ich stütze mich dabei auf glaubwürdige Dokumente, die sich mit ihren Aussagen de-

cken. Die meisten befinden sich im Schweizerischen Bundesarchiv in Bern und in dem der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) Zürich angegliederten Archiv für Zeitgeschichte. Ich habe mich auch auf mündliche Überlieferungen und Schweizer Familienarchive gestützt, insbesondere im Zusammenhang mit dem Schweizer Widerstandskämpfer Frédéric Reymond, der den ihm von Frankreich angebotenen Dank ablehnte und von den Schweizer Behörden belästigt, bestraft, gedemütigt und für kurze Zeit sogar ins Gefängnis geworfen wurde.

Diese Widerstandskämpfer sind in Vergessenheit und Verruf geraten und manchmal schikaniert worden, und das auf Grund einer historischen Starrheit, einer dogmatischen, bürokratischen und archaischen Neutralität, die verhinderten, dass man ihnen Dank zollt.¹ Die Schweizer Behörden handelten, als wäre das Land nicht durch die Alliierten im weiteren Sinn gerettet worden. Zum Glück gab es Männer und Frauen, die die Weisungen weiter gefasst haben, die ungehorsam waren und sich widersetzen.

Dieses Buch ist all diesen mutigen Menschen gewidmet, von denen die meisten Schweizer nicht einmal den Namen kennen.

Es wäre an der Zeit, dass die Schweizer sich wieder auf ihren Stolz besinnen, und dass ihre Nachbarn wieder lernen, sie zu respektieren.

Einleitung

Eine mutige Schweiz

Es gibt eine ganz andere Schweiz als diejenige, die man in den letzten Jahren überall auf der Welt präsentiert hat. Es stimmt nicht, dass die Schweizer Bevölkerung während des Zweiten Weltkriegs mit den Nazis kooperierte, wie man ihr vorwirft. Es stimmt nicht, dass die Schweiz ein von zynischen Bankiers regiertes Land ist. Die Schweizer Bankiers (wie alle Bankiers der Welt, angefangen bei den französischen und den amerikanischen) sind sehr wohl zynisch, aber sie repräsentieren nicht das Volk.

Die Einwohner der Schweiz haben während des Zweiten Weltkriegs Mut bewiesen. Sie waren energische Verfechter der Sache der Alliierten, obschon es viel sicherer und vorteilhafter gewesen wäre, sich auf die Seite der Deutschen zu stellen.¹

Die Angloamerikaner waren über diese Stimmungslage durchaus im Bild: «Neunzig Prozent der Schweizer waren mit uns, den Alliierten»², schrieb im August 1945 die von der amerikanischen Armee herausgegebene Zeitschrift *Yank*, die man in mehreren Millionen Exemplaren in Europa und an der Pazifikfront gratis verteilte. Und *Yank* erklärte weiter: «Sechs Tage pro Woche arbeiteten die Schweizer für die Deutschen, und am siebten beteten sie für den Sieg der Alliierten.» Das war von der amerikanischen Armeezeitschrift durchaus scherzhaft und freundschaftlich gemeint – in einer weit zurückliegenden Zeit, als die Schweiz in der Welt noch beliebt war. *Yank* hätte hinzufügen können, dass ihre Geschichte der «6+1 Tage» eine Geschichte war, die man sich in der Schweiz während des Kriegs mit sarkastischem Spott und Ironie erzählte. Das weiss ich,

denn ich war dort. Die Schweizer besaßen einen spöttisch-freidenkerischen Humor, eine tiefsinnig ernste Ironie, denn man wusste, da lag ein Problem.

Ich lebte mitten im Waadtland, in La Sarraz. Die Nachbarstadt hatte bis Juni 1940 Kriegsmaterial für die Franzosen hergestellt. Als Frankreich ausser Gefecht gesetzt war, nahm sie Deutschland zum Kunden. Die Waadtländer in meiner Umgebung lachten gezwungen, wenn sie davon erzählten. Sie hätten es lieber gesehen, wenn die Fabrik noch für Frankreich gearbeitet hätte. Nie habe ich in La Sarraz oder in Lausanne einen Anhänger Deutschlands oder der Nazis angetroffen: weder in der Primarschule von La Sarraz (die ich dank Lehrer Zwahlen als eine Art Gasthörer besuchen durfte) noch auf dem Gymnasium Pierre-Viret in Lausanne.

Alle waren für die Alliierten, vom Anfang bis zum Ende der dramatischen Ereignisse. Alle haben den Zusammenbruch Frankreichs als eine persönliche Tragödie erlebt. Nie sind Frankreich und England so geschätzt und beliebt gewesen wie in ihrer äussersten Bedrängnis. Es war ein bisschen so, wie man einen nahen Menschen liebt, der krank ist oder in Todesgefahr schwebt.

Als die besiegten, zerschlagenen, aufgelösten französischen Truppen in die Schweiz kamen, um sich internieren zu lassen, wurden sie denn auch mit Jubel empfangen, fast als wären sie die Sieger. Die Schweizer Bevölkerung lief den geschlagenen Soldaten entgegen und rief: «Hoch lebe Frankreich! Nieder mit den Deutschen!»

Die deutsche Gesandtschaft in Bern liess wissen, dass man diese Art Kundgebung ganz und gar nicht schätzte.

Die Flüchtlinge aus den Grenzgebieten – Belfort, Montbéliard, Franche-Comté und Pays du Gex – wurden von der Bevölkerung des Schweizer Juras mit offenen Armen empfangen und fanden überall einen gedeckten Tisch, im ganzen Tal des Doubs, in den Freibergen und in der Ajoie. Das alles darf man auch mehr als sechzig Jahre später nicht vergessen.

Doch der Empfang, den man den französischen Truppen und Flüchtlingen bereitete, war nicht alles. Auch den Untergrundkämp-

fern der Résistance wurde Gastfreundschaft gewährt. Ich erzähle in diesem Buch, wie die französischen Widerstandskämpfer, vom Schweizerischen Nachrichten- und Sicherheitsdienst verpflegt und entlohnt, sich in der Schweiz einrichteten, wie die durch den Résistance-Verband Mouvement unifié de la Résistance (MUR) vertretenen Widerstandsgruppen Combat, Libération und Franc-Tireur in Genf eine richtiggehende Botschaft bei den Alliierten aufbauten, mit gefälschten Papieren, die ihnen die Schweizer Armee beschaffte. Ich erzähle, wie die französische Résistance, mit schweizerischer Unterstützung und mit dem unglaublichen Michel Hollard und seinem Netzwerk Agir, von der Place Saint-François in Lausanne aus London vor der Zerstörung bewahrte. Diese Tatsache ist im allgemeinen nicht bekannt, weder in Frankreich noch in der Schweiz. Ich erzähle, wie Schweizer Bankiers den Maquis finanzierten, indem sie englische Pfunde und amerikanische Dollars überwiesen.

Ich erzähle die Geschichte der überzeugten und tatkräftigen Schweizer Demokraten, die im Sommer 1940 beinahe die Regierung in Bern gestürzt hätten, in Luzern eine Verschwörung anzettelten und, allen Hindernissen zum Trotz, den nazifeindlichen Geist vier Jahre lang aufrechterhielten – und das in einem bedrohten Land, das nach dem Juni 1940 den Mut verloren hatte, in dem zahlreiche Anhänger Nazideutschlands Schlüsselpositionen innehatten, vor allem in der Armee.

Ich erzähle die Geschichte der Verschwörer von Luzern mit ihrem Losungswort «Nidwalden» und die Geschichte der Aktion Nationaler Widerstand (ANW), die, insbesondere dank des Einsatzes der Journalisten und Spitzenpolitiker, die der Organisation entweder angehörten – wie Albert Oeri oder Markus Feldmann – oder mit ihr sympathisierten – wie Willy Bretscher –, beim Widerstand gegen die Angleichung, die Anpassung ans Deutsche Reich eine wichtige Rolle spielte.

Ich unterstreiche in diesem Bericht die starke Solidarität zwischen den Verschwörern von Bern und Luzern, der ANW und «Heer und Haus», dem kulturellen Organ der Armee, das vom Journalisten Au-

gust Lindt und vom Versicherungsfachmann Oberst Oskar Frei in eine sehr alliiertenfreundliche Volksuniversität umgewandelt wurde.

Darüber hinaus möchte ich auf eine mindestens ebenso erstaunliche Persönlichkeit wie Michel Hollard, nämlich Hans Hausamann, aufmerksam machen, den ich den «Schweizer de Gaulle» oder «den Mann des 23. Juni 1940» nenne. Den meisten heutigen Schweizern ist dieser Visionär unbekannt. Schon am 23. Juni 1940 hatte er den Kriegsverlauf in einem Text vorausgesehen und angekündigt: die Invasion der UdSSR, den Eintritt der USA in den Krieg und vor allem die schlussendliche Niederlage Deutschlands. Während des ganzen Krieges gab es in der Schweiz eine mehr oder weniger im geheimen operierende, brillante Gruppe aufrührerischer Geister, die bemerkenswert gut informiert war und auf verschiedenen Ebenen, von der Gemeinde bis hinauf zum Parlament, eine nützliche Rolle spielte für die Verteidigung der Demokratie wie für die Landesverteidigung, was im weitesten Sinne dasselbe war.

Hitlers Ziel war es, die Staaten zu unterwerfen, ohne Krieg zu führen. Es war ihm gelungen, fünf Länder Europas moralisch zu vernichten, ohne dass ein einziger Schuss fiel: Österreich, die Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien und Bulgarien. Die Schweiz jedoch weigerte sich, einem System beizutreten, das die kleinen europäischen Staaten zu Satelliten machte. Sie sagte nein zum Zermürbungsprozess, wie er in den Donauländern praktiziert worden war. Und das grösstenteils dank der ANW und dieses «Mannes des 23. Juni 1940». In dieser harten Partie war nichts von vornherein entschieden. Entscheidend war die Haltung der einzelnen Länder. Im Verlauf der siegreichen Kämpfe gegen die deutsche Luftwaffe vom Juni 1940 wurden die Piloten der Schweizer Armee zu den ersten Widerstandskämpfern. Es ist sehr wohl möglich, dass ihr entschlossener, kompromissloser und erbitterter Kampf Berlin zum Nachdenken bewog und, zumindest im Juni 1940, einer der Hauptgründe für die Nichtinvasion des Landes war.

Ich habe dieses Buch in Gedanken an all jene mutigen Schweizer geschrieben, die dem Nazihorror die Stirn boten und sich dabei zuweilen über ihre Obrigkeiten hinwegsetzten und ihrer Regierung den Gehorsam verweigerten.

Widerstand hat viele Gesichter

Manche dieser Schweizerinnen und Schweizer unterhielten heimlich direkte Verbindungen zu den Alliierten und den europäischen Widerstandsbewegungen. Sie operierten im allgemeinen an der Grenze. Die anderen, der grösste Teil der normalen Bürger im Landesinneren, haben die Sache der Alliierten, die sich praktisch mit den demokratischen Überzeugungen deckte, von ihrem Platz aus moralisch unterstützt. Auch sie – ob Zivil- oder Militärpersonen – spielten eine sehr nützliche Rolle, indem sie sich in ihrem Alltag als bescheidene Helfer für die Sache der Freiheit einsetzten. Sie waren Widerstandskämpfer, ohne sich dessen bewusst zu sein. Denn auf der Seite der Alliierten zu stehen, französische Kinder in seiner Familie aufzunehmen, Geld zu spenden, sein Haus zu öffnen, Pakete zu schicken, Listen für das Rote Kreuz zu erstellen, um die Verschollenen zu finden, wie das so viele anonym Gebliebene getan haben, bedeutete Widerstand leisten.

In Montreux Holzbaracken fertigen zu lassen, die mit Hilfe der Schriftsteller und Komponisten René Morax, Paul Budry, Gustave Doret, der Journalistin Berthe Vuillemin sowie Berthe Ramuz (der Schwester C. F. Ramuz') in den zerstörten französischen Städten zu Kinderheimen, Kranken- und Entbindungsstationen umfunktioniert wurden – auch das hiess Widerstand leisten.

Und Widerstand solcher Art leisteten ausserdem:

- der Journalist Albert Oeri, der nach den grossangelegten Razzien in Frankreich vom Sommer 1942 und der Schliessung der Schweizer Grenzen für politisch Verfolgte während einer

Nationalratsdebatte die Frage stellte: «Müssen wir grausam sein in der Gegenwart, um einer unsicheren Zukunftsgefahr (gemeint ist der Flüchtlingsandrang) willen, so quasi auf Vorrat hin grausam?»

- der Waadtländer Polizist Goy, der auf die inständigen Bitten der Schwestern Cordier hin, zweier französischer Widerstandskämpferinnen, beide Augen zudrückte und entgegen den Vorschriften eine Gruppe von Juden nicht über die Grenze zurückschickte;

- der Zürcher Pfarrer Paul Vogt, der alle Mitglieder seiner Gemeinde zu regelmässigen kleineren Zahlungen aufforderte und damit den «Flüchtlingsbatzen» einführte, und der ausserdem Flüchtlinge in Familien unterbrachte;

- André Biéler und sein Kamerad Maurice Schneider, die sich im Juni 1940 auf dem Militärflugplatz von Bern-Belp dem Befehl ihrer Vorgesetzten widersetzen, als man von ihnen verlangte, als Piloten bei einem Angriff der Luftwaffe am Boden zu bleiben, ohne sich zu verteidigen;

- Gertrud Kurz-Hohl, die in Begleitung von Paul Dreyfus de Gunzburg, einem Schweizer Juden, am 23. August 1942 den Bundespräsidenten Eduard von Steiger an seinem Ferienort aufsuchte, um diesem Mann, der mit Deutschland nach wie vor nur Goethe und Schiller assoziierte, zu erklären, dass die Schliessung der Grenzen für viele Menschen den sicheren Tod in Hitlers Konzentrationslagern bedeutete;

- Regina Kägi-Fuchsmann³, die humanitäre Hilfe nicht als Wohltätigkeit, sondern als politisches und berufliches Engagement betrachtete, die antifaschistische Flüchtlinge aus Italien, Deutschland und Österreich aufnahm, die Aktion «Colis Suisse» lancierte, sich bei der Gründung der Kinderhilfe des Schweizerischen Roten Kreuzes (SRK) beteiligte und die Neutralität aus Überzeugung ablehnte;

- der Zürcher Roger Altwegg, der seine doppelte, schweizerische und französische, Staatsangehörigkeit sowie seinen Wohnsitz in Lyon nutzte, um über den Schweizerischen Nachrichten- und Sicherheitsdienst für England zu spionieren;

- die junge Anne-Marie Piguet, die sich weigerte, die menschenverachtenden Gesetze der Schweiz und Frankreichs zu befolgen, und die, unterstützt von ihrem Vater, einem Förster, sowie von Victoria Cordier und Georgette Meylan, Arbeiterin in einer Uhrenfabrik aus dem Vallée de Joux (Waadtland), ein geheimes Netzwerk gründete, über das jüdische Kinder von den Pyrenäen bis in den Jura geschleust und manchmal zu Paul Vogt nach Zürich weitergeleitet wurden;

- Alphons Köchlin, Präsident des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes (SEK), der beim Bundesrat energisch zugunsten einer Lockerung der Flüchtlingspolitik von 1942/1943 intervenierte und der Regierung ihre moralische Verantwortung vor Augen hielt – auch wenn er mit seinem Vorstoss nicht viel bewirkte;

- der Schweizer Journalist Otto Pünter⁴, der den Engländern Informationen über die in Peenemünde an der Ostsee produzierten V1- und V2-Raketen übergab, was zur Bombardierung der betreffenden Betriebe durch die Royal Air Force (RAF) führte;

- der zutiefst franzosen- und alliiertenfreundliche Hauptmann Clément, genannt Sarment, der mit Hilfe von Abbé Pierre den halbseitig gelähmten Bruder des Generals de Gaulle über den Stacheldraht am Fuss des Salève in die Schweiz schaffte, obwohl die Gestapo mit ihren Hunden in der Gegend herumstrich, und ihn bei sich aufnahm;

- der Waadtländer Oberleutnant Collomb, der auf Schweizer Boden von französischen Widerstandskämpfern versehentlich aufs Korn genommen wurde, die er anschliessend entgegen der Vorschrift laufenliess;

- der Genfer Gemüsebauer Arthur Lavergnat, der fünfundsechzig jüdische Kleinkinder eigenhändig über die Grenze trug und in der Schweiz versteckte;

- der Waadtländer Zahnarzt Vincent Golay, der – seine Töchter Anne-Marie Pache-Golay aus Orbe und seine Frau André Oehrli-Golay aus Pully können es bezeugen – auf der Grenzmauer und später im Dorf Bois-d'Amont in der Franche-Comté französische Pati-

enten behandelte, ihnen dabei heimlich Post übermittelte und Botschaften der Résistance an den Schweizerischen Nachrichtendienst entgegennahm;

- diejenigen, die das Wochenbulletin der britischen Gesandtschaft in Bern (Auflage 80'000 Exemplare) erhielten und in ihrem Umfeld darüber diskutierten, obwohl die Nazis und ihre Agenten alle alliiertenfreundlichen Schweizer auf eine Liste gesetzt hatten, um sie im Falle einer Invasion zu erschiessen (man hat diese Listen in Bern gefunden);

- der Journalist Ernst von Schenck, der die *Informationen der Woche* herausbrachte – die in einem Umschlag verschickt wurden, um die Zensur zu umgehen –, und der ab Sommer 1940, ganz auf der Linie der ANW, ausgiebig über die Greueltaten der Nazis in ganz Europa berichtete;

- Gilles und Edith, die sich in ihren Zürcher Cabarets *Le Coup de soleil* und *Cornichon* jeden Abend über die Nazis lustig machten und mit pariserischem und waadtländischem Humor den Demokraten wieder Mut machten;

- der Eisenbahner, der jahrelang bei seinen Kontrollen die französischen Frontsoldaten und Flüchtlinge, die regelmässig auf der Linie Vallée de Joux-Le Brassus-Vallorbe zustiegen, nicht «bemerkte»;

- der unabhängige Journalist Hans Schwarz, der im Juli 1940 1266 Rundbriefe als Kopiervorlage verschickte, in denen er erklärte, dass Frankreich sich wieder erheben und England den Sieg erringen werde;

- das Personal im Spital von Saint-Loup in der Gemeinde Pompaples (bei La Sarraz, Waadt), das verwundete Maquisards aufnahm, ihnen zu essen gab und sie pflegte, ohne einen Pfennig dafür zu verlangen;

- der junge französische Journalist und Diplomat François Lachenal, u.a. Herausgeber der Werke von Louis Aragon, der in der Lausanner Zeitschrift *Traits* ab 1940 zum totalen, bedingungslosen Widerstand gegen den Nationalsozialismus aufrief und Literatur, die in Frankreich auf dem Index stand, von Vichy nach Bern schmuggelte, um sie in der Schweiz zu publizieren;

- die Redakteure der Zeitschrift *Traits*, die im Oktober 1940 dem «Protest all jener bei uns, die nicht aufgeben wollen», Ausdruck verliehen und «die brüderliche Verbundenheit mit allen Widerstandsbe-
wegungen (und ganz besonders mit der französischen Résistance, weil sie uns nahe ist mit ihrem brodelnden Freiheitsdrang)» beteuerten;

- die Deutschschweizer Frauen, die im *Schweizer Frauenblatt* vom 11. September 1942 vehement gegen die restriktive Flüchtlingspolitik protestierten, die Rothmund und von Steiger auf Geheiss der Schweizer Regierung ins Werk gesetzt hatten;

- Fred Reymond, der mit Hilfe seiner Frau Lilette ein französisch-schweizerisches Nachrichtennetz unterhielt, das bis nach Belgien (Vélites-Thermopyles) reichte, der als Agent des Schweizerischen Nachrichtendienstes von Sentier (Waadt) aus in der ganzen Franche-Comté operierte, der eng mit dem British Intelligence Service zusammenarbeitete, der Juden und französische Frontsoldaten heimlich über die Grenze schleuste und Tag und Nacht ein offenes Haus führte;

- Willy Bretscher, der als Chefredaktor der *Neuen Zürcher Zeitung* am 1. Juli 1940 vor ihrem Verwaltungsrat betonte, es komme nicht in Frage, dass man nach dem Sieg Deutschlands über Frankreich die Informationspolitik «anpasse», die Zeitung müsse weiterhin frei arbeiten, unabhängig vom militärischen Kontext;

- der Schweizer Pfarrer Desclouds, genannt Abraham, der Flüchtlinge und französische Widerstandskämpfer bei sich aufnahm und sie in Thonex (Genf) über den Grenzbach Foron führte, und der der savoyischen Widerstandsbewegung während der ganzen Kriegsjahre falsche Papiere beschaffte;

- diejenigen, die ihre Uniform anlegten, um regelmässig Erkundungsmärsche durch die Alpen und Voralpen zu unternehmen, ganz gleich, welche beruflichen Konsequenzen das für sie haben konnte;

- Marthe Boillat, Gastwirtin aus Courtedoux, und Antoinette Theubet, Bäuerin aus Réclère, die in enger Zusammenarbeit mit dem

Centre de la Jeunesse Sioniste von Versoix (Institut Monnier) heimlich an der Grenze Flüchtlinge in Empfang nahmen, diese versteckten, unterbrachten und gepflegten und ihnen halfen, nach Zürich weiterzureisen – wofür sie vom Jura (Porrentruy/Pruntrut) aus ein ganzes Netz aufbauten⁵;

- der junge Schweizer Pierre Wolmann, Student der Handelsschule Zürich, der in der Ajoie, südlich von Montbéliard und Belfort, zusammen mit Kameraden Flüchtlinge abholte und sie unauffällig nach Zürich begleitete, im Einvernehmen mit den zionistischen Organisationen von Versoix, die an der Gründung des Staates Israel partizipierten;

- der Journalist und Nationalrat Paul Graber, der am 12. August 1942 in der Zeitung *La Sentinelle* von La-Chaux-de-Fonds in Bezug auf die Juden, die von den Deutschen und der Vichypolizei nach der grossen Razzia in das Pariser Vélodrome d'hiver gefeuert worden waren, von einer neuen «Bartholomäusnacht» sprach – was nicht ohne Folgen blieb: Die Schweizer Pressezensur, die über das Ereignis Stillschweigen wahren wollte, schaltete sich ein und verhängte auf Grund des Artikels Sanktionen gegen die Zeitung;

- der Schweizer Postbeamte Prêtre, der sich während der ganzen Besatzungszeit blind und taub stellte, als die Résistance vor der Nase der Deutschen über die Grenze – zwischen dem Elektrizitätswerk von Refrain (Frankreich) und Saint-Imier und Les Bois (Schweiz) – verlaufende Fernsprechleitung benutzte, und der darüber hinaus die Leitung im Dienste der Widerstandsbewegung und der Alliierten sorgfältig überwachte und wartete;

- der Parlamentarier und Bürgermeister Périat aus Fahy, der in der Ajoie mit seiner Familie vier Jahre lang Flüchtlinge aufnahm, sie versteckte und ihnen falsche Papiere mit falschen Stempeln beschaffte, um der Widerstandsbewegung von Montbéliard und Belfort zu helfen, der Lebensmittel nach Frankreich schickte, um in der Gegend von Montbéliard eine Hungersnot zu verhindern, und der Hunderten von Kindern Unterschlupf gewährte;

- Felix Moeschlin, der sich weigerte, die Schweiz in Bezug auf die Flüchtlinge mit einem «vollen Boot» zu vergleichen und in der Zeitung *Die Tat* am 24. September 1942 einen der offiziellen Linie Berns zuwiderlaufenden Standpunkt vertrat: «Der Vergleich der Schweiz mit einem Rettungsboot, ein Vergleich, der auf die Rede von Bundesrat von Steiger (Vorsteher des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements) in Oerlikon zurückgeht, wird heute weiter interpretiert. Ich habe keine Freude daran. Denn er ist falsch. Die Struktur der Schweiz hat nicht das geringste mit der Struktur eines Rettungsboots zu tun. Will man unbedingt einen Vergleich aus der uns versagten ozeanischen Welt haben, so spreche man von einem überaus gut organisierten, tadellos ausgerüsteten Überseedampfer [...], der noch lange nicht untergeht [...]»⁶;

- Paul de Saugy, genannt Oberleutnant Rochat, und seine Frau Régine, die mit der französischen Widerstandsgruppe Ajax von Achille Perretti in Genf zusammenarbeiteten, die in ganz Frankreich, vom Mittelmeer bis zum Atlantik, Spionage betrieben, den Alliierten strategische Ziele beschreiben konnten, namentlich die deutschen Militärflugplätze von Salon-de-Provence und Avignon, die eng mit dem Netz der Rail Dutch-Paris Line zusammenarbeiteten, flüchtige junge niederländische Soldaten und englische Offiziere von Genf aus über Spanien nach England schleusten, die mit Druckern, Foto- und Lithographen in weniger als 24 Stunden alle möglichen falsche Papiere herstellten, um französische, holländische, polnische, belgische oder tschechische Untergrundkämpfer zu unterstützen;

- die Schweizerin Rösli Näf, Betreuerin des Kinder- und Jugendheims von La Hille (Ariège), die sich über den Konformismus der Kinderhilfe des Schweizerischen Roten Kreuzes hinwegsetzte und gefährdeten Heranwachsenden half, bei Genf die Schweizer Grenze zu passieren, worauf sie von der Organisation ihres Amtes enthoben wurde.

Ja, das alles waren Formen des Widerstands.

Die Handvoll effektiver Widerstandskämpfer an den Grenzen und die Bürgerinnen und Bürger im Landesinnern, Zivil- und Militärpersonen, ergänzten einander, vor allem, weil sich das Land in einer für Europa ganz speziellen Lage befand: Der Widerstand richtete sich nicht gegen die Schweizer Regierung, sondern gegen das Hitler-System, das die Schweiz eingekesselt hatte. Es handelte sich um einen indirekten Widerstand – nur eine tatsächliche Besetzung ruft einen direkten Widerstand hervor-, einen äusserst diskreten Widerstand, der sich auf zwei Ebenen entfaltete.

Ein Widerstandskämpfer ist zwangsläufig ein Untergrundkämpfer. Er kommt aus dem Volk – ein Jedermann. Erst nach einer bestimmten Zeit wird er anerkannt, und man schliesst sich ihm an. Zu keinem Zeitpunkt ist und war mehr als ein Prozent der Bevölkerung irgendeines Landes bereit, täglich das eigene Leben und das der Familie aufs Spiel zu setzen. Doch auch der Rest der Bevölkerung kann zu unentbehrlichen Helfern werden, wenn die Überzeugung der Widerstandskämpfer im Land tonangebend wird. Das Verhalten jedes Einzelnen ist also von grosser Bedeutung. Das geringste entschlossene (oder defätistische) Wort hat Einfluss. Dazu ein letztes Beispiel.

Es war ein schöner Tag im September 1941. Seit Monaten befanden sich die Alliierten überall in Schwierigkeiten. Militärisch gesprochen gab es Frankreich nicht mehr. Nichts sprach dafür, dass England, dessen Truppen gerade in Libyen kämpften, gewinnen würde. Niemand kannte den Ausgang des Krieges. Amerika verhielt sich «neutral». An einem Genfer Gymnasium beendete ein Lehrer gerade seine Lektion, mit einem Satz, der die Schüler staunen und strahlen liess: «Ihr kriegt heute alle eine bessere Note. Die Engländer haben einen Sieg errungen!»⁷

Zweieinhalb Jahre lang habe ich an diesem Buch gearbeitet. Den Zweiten Weltkrieg habe ich von September 1942 bis März 1945 in der Schweiz erlebt. Damals war ich ein junger Mann. Doch nicht meine Erinnerungen möchte ich hier niederschreiben, sondern Zeitzeugen zu Wort kommen lassen. Deren Aussagen habe ich gesam-

melt, habe sie für Interviews in Bern, Basel, Zürich, Genf und Le Sentier aufgesucht und diverse Archive durchkämmt. Dieses Buch gibt weitgehend den Standpunkt der französischen Résistance wieder. Ich wollte, dass es einfach zu lesen sei. Es zu schreiben war schwierig, denn ich musste die Aussagen und Dokumente vergleichen und überprüfen, in wie weit sie sich deckten.

Manch einer mag sich wundern, dass ein Franzose über die Schweiz schreibt. Ich möchte ihm mit einer Gegenfrage antworten: Würde man sich wundern, wenn ein Schweizer ein Buch über Frankreich schriebe?

Anregungen und Kommentare von Leserinnen und Lesern sind willkommen.

1

Die 46 Tage, die Europa und die Schweiz in ihren Grundfesten erschütterten

Als die Dampflokomotive aus dem Tunnel unter dem Berg auftaucht, stösst sie eine leuchtende Rauchfahne aus. Die glühende Flugasche wirft einen schwachen Widerschein auf den Bahnhof, der völlig im Dunkeln liegt. Die Fenster des Zuges, der den Hang hinab zum Bahnhof rollt, sind blau angestrichen. Man hat auf den Scheiben der Wagen Klebestreifen angebracht, wie Sprossen, um zu verhindern, dass das Glas zerspringt, wenn in der Nähe Bomben explodieren. Die französische Bahngesellschaft SNCF versucht, die Zahl der Verletzten zu beschränken. Die Bremsen kreischen. Keuchend und schnaufend fährt die Lokomotive langsam auf dem Bahnsteig ein. Die Menge stürzt dem Zug entgegen, und ehe sie sich's versieht, ist sie schmutzig vom schmierigen Kohlenstaub, der in jede Pore dringt. Die Leute, die zu den Abteilen laufen, haben belegte Brote und Thermosflaschen in den Händen. Ein paar von ihnen tragen Decken unter dem Arm. Alle wirken zugleich wohlwollend, besorgt und gewissenhaft. Man sieht viele Menschen mit angegrautem Haar.

Der Bahnhof scheint fast erdrückt von dem Berg, dessen Hang bis auf die Gleise abfällt. Oberhalb der Schienenstränge ist das abschüssige Gelände mit Stahlträgern und Brettern verbaut, die, wie man in der Nacht nur ahnen kann, eine Art Befestigungswall bilden. Ohne diese Lawinensperre könnte der Bahnhof von niedergehenden Steinen und Schneemassen getroffen werden. Doch die Nacht ist gnädig. Keine Wolken, kein Regen.

Bald wird ein strahlender Sommertag anbrechen, wie jeden Morgen seit dem 10. Mai 1940, dem ersten Tag der Invasion. «*Ici Vallorbe Frontière*», kündigt die Lautsprecherstimme an.

«Der erste Zug aus Paris ist eingefahren. Der zweite ist noch im Tunnel und folgt sogleich. Es sind spezielle Anschlusszüge in alle Regionen der Schweiz vorgesehen ...»

In den Händen der Nazis

Es ist 4 Uhr 30, wie die Bahnhofsuhr von Vallorbe an diesem 15. Juni 1940 anzeigt. Das Schweizer Grenzstädtchen liegt südöstlich von Besançon, südlich von Pontarlier und etwa 50 Kilometer nördlich der Waadtländer Kantonshauptstadt Lausanne, auf der Linie des Orientexpress. Diese ist auf Grund der deutschen Offensive und der Invasion stillgelegt.

In den zwei Zügen, die mit nur fünf Stunden Verspätung eben in den internationalen Bahnhof von Vallorbe eingefahren sind, sitzt ein Teil der Schweizer Kolonie von Paris. Viele Frauen und Kinder. An die eintausendzweihundert Personen, die vor den deutschen Angreifern fliehen.

Gestern, am 14. Juni 1940, ist die französische Hauptstadt in die Hände der Nazis gefallen. Den beiden Zügen der SNCF, welche das sich mit jeder Stunde mehr entvölkernde Paris verlassen haben, ist es gelungen, sich zwischen den beiden kriegführenden Armeen, der deutschen und der französischen, hindurchzustehlen. Für die Schweizer grenzt es an ein Wunder, dass sie unterwegs nicht aufgehalten oder bombardiert worden sind, denn das ganze Pariser Becken, diese grosse Senke zwischen der französischen Hauptstadt und dem Schweizer Grenzgebiet, wird von den deutschen Streitkräften überschwemmt. Den Wald von Fontainebleau haben die Züge kurz vor der Ankunft der deutschen Panzer passiert.

Die beiden Züge haben Verspätung. Sie hätten genausogut nie ankommen können, denn die deutschen Sturzkampfbomber, die Stuka Junkers Ju-8 7, beschiessen und bombardieren im Sturzflug alles, was sich am Boden bewegt: Züge auf den in der Sonne funkelnden Schienen, Soldaten auf der Flucht, die sich mit den fliehenden Zivilisten mischen, Feuerwehr- und Krankenwagen, Leichenträ-

ger, randvoll beladene Landwirtschaftsfahrzeuge, Kinderwagen, Schubkarren, in denen ältere Leute transportiert werden, völlig verängstigte, scheuende Pferde, Geschütze und ihre Schlepper, von Matratzen zugedeckte Privatautos, die im Zickzack fahren und immer wieder gegeneinander stossen, Rad- und Motorradfahrer, die in regelmässigen Abständen in den Strassengraben tauchen, wenn Hitlers Raubvögel ihre Todesladung abwerfen und Frauen, Kinder und junge Soldaten, die vor Entsetzen schreien. Die deutschen Flieger hätten auch die vor Hitler fliehenden Schweizer aus Paris ins Visier nehmen können, die genau wie das versinkende Frankreich vom Strudel der Ereignisse erfasst worden sind.

«Frankreich in höchster Gefahr», lautet die vierspaltige Schlagzeile auf dem Titelblatt des *Journal de Genève* vom 15. Juni 1940. Im Gegensatz zu den Franzosen haben die Schweizer aus Paris noch einen Hafen, einen Zufluchtsort – ihr Land, wie Bürgermeister Jacquet von Vallorbe erklärt. Er heisst seine Landsleute mit einfachen Worten herzlich auf Schweizer Boden willkommen, während man ihnen auf dem Bahnsteig Milchkaffe reicht.

Als es Tag wird, laden die Schweizer Eisenbahner ihre dem Feind entkommenen französischen Kollegen zu einem Glas Waadtländer Weisswein ein, einem fruchtigen und süffigen Tropfen, der den Weinen aus den Anbaugebieten von Beaujolais, Mâcon und Lyon gleicht.

Zerschlagen

Erschöpft, schlaftrunken und verstört steigen die Schweizer aus Paris und ihre Kinder in die Wagen der SBB (Schweizerische Bundesbahnen). Am Bahnhof von Vallorbe steht eine ganze Reihe von Sonderzügen bereit: nach Lausanne, Genf, Zürich, St. Gallen, Bern, Luzern, Schaffhausen, Basel, Locarno und Lugano.

Die Deutschschweizer aus Paris sind am zahlreichsten vertreten. In ihrer Aufregung und Freude darüber, wieder in der Heimat zu

sein, beginnen sie spontan Schweizerdeutsch zu sprechen. Unter normalen Umständen würden sie von Paris aus nicht über Vallorbe in die Schweiz fahren, sondern die westlichen Landesgrenzen bei Belfort und Mühlhausen passieren. Doch jetzt ist das ganze Gebiet zwischen dem Rhein und der unmittelbaren Umgebung von Besançon und Pontarlier von der Wehrmacht eingekreist.

Nachdem die französische Armee mehr als einen Monat lang entschlossen Widerstand geleistet und im Kampf an die hunderttausend Soldaten verloren hat, ist sie nach dem 12. Juni auf Grund strategischer Fehler ihrer Führung vernichtet oder in die Flucht geschlagen worden. Die Kommandanten haben den Befehl zum allgemeinen Rückzug erteilt. Solange es ging, hat sich diese aufgelöste Truppe schlecht rasierter, bisweilen zerlumpter und oft hungriger Männer trotz allem zur Wehr gesetzt. Sie kämpft noch immer in der Gegend von Belfort sowie im Norden von Besançon und von Dijon. Sie hat sich zu einem letzten geordneten Karrée formiert, das südlich von Nancy bei Epinal und nördlich von Vesoul, am Fuss der Vogesen, erbittert Widerstand leistet.

Etwas weiter westlich ziehen Tausende von französischen, algerischen und polnischen Soldaten unter französischem Kommando im Eilmarsch die französisch-schweizerische Grenze am Jurafuss entlang Richtung Genf und Annecy im Südosten, weil sie riskieren, von den Panzerverbänden des deutschen Generals Guderian, die von der Champagne her südwärts auf die Schweizer Grenze zumarschieren, eingekesselt zu werden. Sie fliehen, damit sich die Zange der Deutschen nicht um sie schliesst.

Vallorbe ist eine Grenzstadt am Fuss eines Berges, der einem durchgehenden Festungswall gleicht. Die Stadt ist mit der nahen Franche-Comté durch den Eisenbahntunnel des Mont d'Or auf der grossen Achse Paris-Venedig verbunden. Weiter oben, beim Mont d'Or, führt zwischen den Zinnen des Festungswalls die Strasse durch.

Schon am nächsten Tag, am Sonntag, den 16. Juni 1940, drängen sich französische Soldaten und Flüchtlinge dort auf dem Berg, am Grenzübergang von Vallorbe-Route, genannt Le Creux. Sie warten seit 24 Stunden auf die Einreisegenehmigung, die die Schweizer Grenztruppen an massgeblicher Stelle beantragt haben, bevor sie die Barriere des Grenzübergangs hochziehen, über dem die rote Fahne mit dem weissen Kreuz, das Emblem der Eidgenossenschaft, weht.

Die Erlaubnis, fremde Truppen in die Schweiz einzulassen und zu internieren, wird vom Bundesrat am 18. Juni 1940 erteilt; für die Franzosen gelten keine Einschränkungen. Den ganzen Sonntag über liess man die Leute nur vereinzelt herein. Jetzt herrscht plötzlich Andrang. Die französischen Lastwagen fahren zwischen den an der Grenze errichteten Schweizer Panzersperren durch, die man für sie geöffnet hat.

Merkwürdigerweise sind es nicht Frontsoldaten, die als erste die Grenze passieren, um sich internieren zu lassen, sondern Postbeamte, die den Befehl erhalten haben, sich an die Atlantikküste zu begeben. Sie kommen aus der Gegend von Lille und sind im Zuge von Guderians Offensive im Jura steckengeblieben. Die Strasse nach Lyon ist abgeschnitten. Die Postbeamten wollen den französischen Hafen erreichen, zu dem man sie befohlen hat. Sie bitten um die Erlaubnis, durch die Schweiz bis in die Region von Genf fahren zu dürfen, um von dort aus nach Lyon und in das Massif Central vorzudringen. Die Militärbehörden stehen vor einem nicht vorgesehenen Fall. Sie unterbreiten ihn den höheren Instanzen. Und geben den Beamten inzwischen zu Essen und zu Trinken.

Die Schweizer Armee hat am Grenzübergang eine Art Kantine und eine Krankenstation eingerichtet. Die Samariterinnen von Vallorbe sind im Einsatz, um die Franzosen, Soldaten und Zivilisten jeden Alters und Ranges, aufzunehmen und zu pflegen. Der Verkehr nimmt zu. Nach und nach passieren die Fahrzeuge die Schweizer Grenze.

In der Ferne ertönt immer lauter Kanonendonner. Die Deutschen kommen näher. Jetzt tauchen Lieferwagen auf, randvoll beladen mit

Möbeln, Kissen, Matratzen. Überrumpelt von der Invasion, haben die Flüchtlinge alles mitgenommen, was sie auf ihre Fahrzeuge laden konnten. Durch den Krieg elternlos gewordene Kinder steigen aus den vollgestopften Autos. Die Samariterinnen von Vallorbe nehmen sich ihrer an. Schwankend und sich gegenseitig stützend erscheinen drei verletzte Männer am Gitter des Grenzübergangs. Einer von ihnen ist ein Soldat, der zu Fuss von Verdun gekommen ist. Er trägt einen Notverband um den Arm. Die zwei anderen hatten einen Verkehrsunfall auf den von Flüchtlingen wimmelnden Strassen. Ein Schweizer Militärarzt nimmt sie in Empfang, verarztet sie und schickt sie mit dem Auto ins Krankenhaus von Vallorbe.

Das *Feuille d'Avis et le Journal de Vallorbe* vom 21. Juni 1940 berichtet über diese dramatische Ankunft der Flüchtlinge: «Angeführt von einer Ordensschwester mit weisser Flügelhaube kommt nun ein Grüppchen kleiner Jungen aus einem Waisenhaus die Strasse herab. In die Kapuze der kleinen schwarzen Pelerine ihrer Uniform haben die Knaben allerlei Sachen gesteckt, ein paar Socken, Wäsche, irgendwelche Schachteln. Diese wohlgeordnete kleine Schar wird von unseren Soldaten kontrolliert und nach Vallorbe weitergeleitet.»

Am Abend des 17. Juni gegen 19 Uhr halten junge Schweizer Soldaten beim Tunnel von Mont d'Or Wache. Plötzlich hört man ein Krachen – eine riesige Explosion. Die Soldaten schauen sich an: «Es ist soweit, die Deutschen greifen an!» Doch es ist kein deutscher Angriff: Die französischen Pioniere sprengen den Tunnel. Die Druckwelle wirft die Schilderhäuschen um. Die Soldaten sind in heller Aufregung.

Am nächsten Tag, Dienstag, dem 18. Juni 1940, um zwei Uhr früh, wird die ganze Region um Vallorbe und den Waadtländer Jura von einer weiteren Explosion erschüttert, die den Eisenbahntunnel von Jougne auf der Linie Pontarlier-Vallorbe zerstört. Kurz darauf folgen Detonationen, die in der ganzen Gegend und weit über Vallorbe hinaus zu hören sind, bis nach Cossonay, Yverdon, La Sarraz und Lausanne. Die französische Pioniertruppe sprengt die Nationalstrasse zwischen Jougne und Vallorbe sowie die alte Strasse

im hinteren Teil des Vallée de la Jougne, zwischen Jougne und La Ferrière.

Der deutsche Vorstoss und das grosse Umfassungsmanöver haben den Rückzug der französischen Truppen beschleunigt, die in der Region von Pontarlier, in unmittelbarer Nähe der Schweizer Grenze, kämpfen. Beim Grenzübergang Le Creux bricht der Strom der französischen Soldaten nicht ab. Sie werden von ihren Schweizer Kollegen bewacht, die auf den Befehl des Generals warten, sie zu internieren. Das grösste Kontingent, nämlich «zweihundert Mann, davon sieben Offiziere», wird nach Ballaigues weitergeleitet, einem Dorf am Berghang in der Nähe von Vallorbe.

Offene Türen, freie Verpflegung

An die hundert französische Soldaten werden nach Lignerolle, eine weitere Gruppe zum Gymnasium von Le Day geführt. In allen Dörfern und Städtchen laufen die Schweizer Familien den französischen Soldaten entgegen. Die gesamte Bevölkerung von Vallorbe, Le Day, Ballaigues und den umliegenden Gemeinden findet sich ein, um ihnen ihre Sympathie zu bekunden. Und diese Unterstützung geht über freundliche, aufmunternde Worte hinaus. Die Schweizer Bevölkerung öffnet ihr Herz und ihr Portemonnaie. Sie weiss nicht, wo sie beginnen soll, um zu helfen. Den Einwohnern von Vallorbe und Umgebung werden die zivilen Flüchtlinge zugeteilt. Die Leute sind auf Bitten der Stadtverwaltung herbeigeeilt, um sich zu melden. Fast jede Familie bietet ein oder mehrere Zimmer an. Dreihundert Flüchtlinge werden im Städtchen Vallorbe aufgenommen. Die meisten kommen aus den benachbarten Gemeinden von La Ferrière, Jougne und den umliegenden Weilern. Die Schweizer begegnen Zivilpersonen und Soldaten mit viel Sympathie und Herzlichkeit. Die Lokalzeitung schreibt am 21. Juni 1940 über die Ankunft der Soldaten: «Die meisten sind kräftige, gut gewachsene junge Soldaten, deren

Uniform und Ausrüstung in gutem Zustand sind. Sie bieten einen recht stattlichen Anblick, obschon ihnen allen Trauer und Bitterkeit ins Gesicht geschrieben stehen. Viele weinen wie Kinder beim Gedanken an die besetzte Heimat und das Los ihrer Angehörigen, die in den betroffenen Regionen zurückgeblieben sind. Als es darum ging, über die Grenze zu kommen, sind übrigens mehrere Soldaten wieder umgekehrt, um den Widerstand aufzubauen.» Und die Zeitung *La Feuille d'Avis et le Journal de Vallorbe* schliesst: «Wir sind hochofrennt berichten zu können, mit welcher Eilfertigkeit und welchem Wohlwollen jeder einzelne Bürger von Vallorbe im Rahmen seiner Möglichkeiten das beklagenswerte Los unserer französischen Freunde lindern half.»

Hitler wird bezahlen

In Chapelle-des-Bois, weit weg von den brennenden französischen Städten, ist man am Ende der Welt. Direkt hinter dem im Wald liegenden Dörfchen erhebt sich ein mehr als 200 Meter hoher Wall, eine Felswand. Die Natur hat im Abstand von etwa 500 Metern vier, fünf Zinnen in diesen Wall gehauen. Er gleicht einer Festung von Riesen, die sich mit braugoldenen Mauern deutlich vom Grün des Waldes abzeichnet.

Der Grat der Felswand liegt noch in Frankreich. Doch wenige Meter unter dem Felskamm steht eine kleine Mauer. Auf der einen Seite dieses mühelos zu überwindenden Mäuerchens sind alte, von der Zeit ausgewaschene Bärenfiguren in den Stein gehauen. Auf der anderen Seite sind es noch gut sichtbare Lilien. Symbolisieren diese das «Royaume de France», steht der Bär als Wappentier der «Herren von Bern» für das unter deren Herrschaft stehende Waadtland. Doch die Mauer hinkt der Zeit hinterher. Im Juni 1940 ist es bald 150 Jahre her, dass die Berner nach Hause gegangen sind und die französische Monarchie verschwunden ist. Für die Bewohner diesseits und jenseits der kleinen Mauer stellt sich heute die Frage, ob nicht Frank-

reich selbst verschwinden wird. Diese Frage betrifft die Schweiz fast ebenso sehr wie Frankreich. Es geht ums Überleben.

In Chapelle-des-Bois, dem Dorf am Fuss der Felswand, stellt man Butter und Käse her und bearbeitet Holz – man betreibt Viehzucht und ein bisschen Handwerk. Der Felsen, der sich von der Roche Bernard bis zur Roche Champion hinzieht, ist die äussere Wand des Mont Risoux, genauer des Grand Risoux, der auf der französischen Seite steil abfällt und auf der Schweizer Seite in sanften Hängen ausläuft. Hier wie dort interessiert man sich für die Bevölkerung auf der jeweils anderen Seite. Die Schweizer des Vallée de Joux – die sogenannten Combiers – fragen sich, was in Chapelle-des-Bois und in der ganzen Region von Mouthe, Jougne und Pontarlier vor sich geht. Die Familien haben sich nach ihren Verwandten erkundigt, und die Schweizer Armee hat sogar unauffällige Kundschafter in Zivil ausgesandt, um zu erfahren, bis wohin die Deutschen vorgedrungen sind, und was aus den Franzosen geworden ist.

Heute, am 18. Juni 1940, ist Frankreichs Lage kritisch. Wie fast überall sind die Soldaten auch in Chapelle-des-Bois in wilder Flucht begriffen. Sie durchqueren das Dorf, um den südlichen Jura und die Region des Pays de Gex zu erreichen, deren Berge mit ihrem langen, runden Elefantenrücken den Seezipfel bei Genf überragen.

Bernard Bouveret ist ein braunhaariger junger Mann von sechzehn Jahren, der in der Bäckerei seiner Familie mit Hand anlegt. Sein Vater bäckt das Brot, und Bernard reicht es den fliehenden Soldaten. Manche bezahlen, wenn sie noch etwas Geld haben, andere erbetteln höflich ein Stück. Aber es gibt auch jene, die drohen und sich einfach bedienen. Bernard und seine Eltern haben Angst vor einer allgemeinen Plünderung.

Plötzlich lässt ein Stoss die Tür der Bäckerei erzittern. Ein Soldat tritt ein, nimmt mehrere Brotlaibe und erklärt laut und arrogant: «Bezahlen wird Hitler». Bernard und seine Eltern fühlen sich unbehaglich. Doch die französischen Soldaten verschwinden mit den letzten Brotlaiben in Richtung Westen.

Kurz darauf sieht Bernard durch die Schaufensterscheibe eine kleine Gruppe von Soldaten nahen. Sie betreten den Laden, geben sich als Polen aus und erkundigen sich, ob es hier französische Truppen gebe, dann ziehen sie sang- und klanglos wieder ab.

«Komische Polen, das!» sagt ein alter Mann aus dem Dorf zu Bernard. Für ihn handelt es sich um deutsche Spione auf Erkundung. Das alles ist äusserst beunruhigend. Plötzlich fühlen sich Bernard und die Seinen völlig verlassen, eine kleine Bäckerfamilie ohne Mehl und Brot am Fuss der französisch-schweizerischen Felswand des Mont Risoux. Werden die Deutschen sie umbringen und alles zerstören? Sollen sie es machen wie die Bewohner von Fourgs, einer Ortschaft in der Nähe von Pontarlier, die sich mit dem Gedanken tragen, über den Berg, der die Grenze bildet und dessen Wege die Dörfler in- und auswendig kennen, in die Schweiz, nach L'Auberson, zu fliehen? Sollen sie jetzt, wo der Luftkampf zwischen Deutschland und der Schweiz tobt, den Grenzfelsen überqueren?

Schweizer Flieger greifen die Deutschen an

Seit zwei Wochen greift der deutsch-französische Krieg im ganzen Jura – von Basel bis Genf – auf das Schweizer Staatsgebiet über.

Die Schweiz verfügt über 120 Jagdflugzeuge – davon 90 deutsche Messerschmitt – und 64 Fliegerabwehrkanonen. Das Armeekommando hat auf höchster Ebene Weisung gegeben, jedes fremde Flugzeug, das in den schweizerischen Luftraum eindringt, abzufangen oder abzuschiessen. Jeder Luftkampf über Schweizer Territorium soll unter allen Umständen verhindert werden, was zu einer wahren Luftschlacht zwischen Deutschen und Schweizern führt.

Am 1. Juni findet der erste einer langen Reihe von Zusammenstössen zwischen der deutschen Luftwaffe und der Schweizer Flugwaffe statt. An diesem Tag schießt im Gebiet des Tessenbergs (Lignières), nordöstlich von Neuenburg, eine Schweizer Jagdpatrouille

eine deutsche Heinkel He 111 ab. Am gleichen Tag kommt es über den Freibergen (im Schweizer Jura, südlich von Belfort und Montbéliard) zu Luftkämpfen. Der Generalstab von General Guisan, dem Oberbefehlshaber der Schweizer Armee, erklärt, dass beim Kampf «ein deutsches Flugzeug auf französischem Territorium in der Nähe von Oltingen abgestürzt»¹ sei. Es handelt sich ebenfalls um eine HE 111.

Am Sonntag, den 2. Juni, kommt es zu einem erneuten Zwischenfall zwischen Deutschland und der Schweiz: «Eine Jagdpatrouille nahm ein ausländisches Flugzeug unter Beschuss, das in Flammen aufging und bei Yverdon abstürzte. Es handelt sich um einen deutschen Bomber»², schreibt der Generalstab, dessen Kommuniqués von den Zeitungen übernommen werden, zum grössten Ärger der deutschen Diplomaten in Bern.

Dienstag, 4. Juni, neuer Luftkampf, wieder über dem Jura: Ein deutscher Bomber wird abgeschossen, ein Schweizer Pilot getötet.

Samstag, 8. Juni: Vergeltungsaktion der deutschen Luftwaffe, die im Gebiet der Ajoie mit gut dreissig Maschinen Schweizer Staatsgebiet überfliegt. Sie kommen, um die Schweizer zu vernichten. Ergebnis: Die Luftwaffe kehrt um drei Flugzeuge ärmer zurück. Die Schweizer haben zwei Maschinen verloren. Die Schweizer Flieger haben die Schlacht gewonnen. Die deutschen Diplomaten sind ausser sich vor Wut. Die Schweizer Zeitungen berichten über die Niederlage der Nazis. Als die Deutschen abstürzen, applaudieren die Schweizer Soldaten in ihren Stellungen am Boden.

Die Wut der Deutschen

Berlin ist aufgebracht. Otto Köcher, der deutsche Gesandte in Bern³, lässt Pilet-Golaz, den Vorsteher des Eidgenössischen Politischen Departements, wissen, dass man die für die Schweiz unerlässlichen Kohlelieferungen einstellen werde, bis sie ihre Haltung ändere.

Die Wut der Deutschen richtet sich gegen die Flieger, die die Luftwaffe behindern, aber auch gegen die Journalisten, die sich der Nazi-propaganda widersetzen. Berlin hasst die einen genauso wie die anderen. Am 9. Juni fordert der Presseattaché der deutschen Gesandtschaft in Bern, Dr. Georg Trump, die grosse Berner Zeitung *Bund* auf, sich von ihrem Chefredaktor, Ernst Schürch, zu trennen. Doch es geht nicht nur um diesen Journalisten, sondern um drei weitere namhafte und überzeugte Nazigegner: Willy Bretscher, Chefredaktor der VZZ, Albert Oeri, Chefredaktor der *Basler Nachrichten*, und Rudolf Lüdi, Chefredaktor der *Schweizerischen Depeschentagentur* – kurz: *SDA* – in Bern.

Die Nazis agieren genauso, wie sie es mit Erfolg schon in Österreich und der Tschechoslowakei getan haben. Die dortigen Regierungen haben den Deutschen, direkt vor dem Anschluss und bevor sie verschwanden, als Handlanger bei der Unterwerfung des Landes gedient. Täglich bombardiert Berlin Bern mit immer bissigeren diplomatischen Noten, in denen die Befreiung der in der Schweiz gefangengehaltenen deutschen Flieger und die Rückgabe der zur Landung gezwungenen Maschinen verlangt und die Behörden aufgefordert werden, der unbotmässigen Schweizer Presse und ihren Journalisten die Flügel zu stützen. Letztere wollen ihre Leser und Zuhörer weiterhin objektiv informieren, ohne jede Einmischung von Joseph Goebbels, der hinter Trump die Fäden zieht, und dessen Ansinnen für einen souveränen Staat eine Beleidigung darstellt.

Die Schweizer fühlen sich stark unter Druck gesetzt. Und Bern ist beunruhigt über einen mysteriösen Luftangriff, bei dem Bomben

auf Renens (ein Vorort von Lausanne) und Daillens abgeworfen wurden. In beiden Fällen handelt es sich um Eisenbahnknotenpunkte. Werden die Deutschen den Zugverkehr lahmlegen, nachdem sie der Schweiz gedroht haben, die Kohlelieferungen einzustellen?

Am 13. Juni werden an einem einzigen Tag fünf Bomben über Genf abgeworfen. Ein Soldat und eine Frau kommen ums Leben. Zwölf Soldaten werden verwundet, zwölf Zivilpersonen ins Krankenhaus eingeliefert. In Carouge, einem Genfer Vorort, wird eine Frau getötet, die in der dritten Etage an einem Fenster steht. Der Generalstab, der diese Bombardierungen über Kommuniqués bekanntgibt, die in fast allen Zeitungen erscheinen, benennt als Täter nicht explizit die Deutschen. Doch jedermann glaubt zu verstehen. Man weiss, dass die französische Luftwaffe andere Sorgen hat, als die Schweiz zu bombardieren. Theoretisch kann es sich um einen Unfall handeln, oder um einen Zufall. Doch gleich zwei Eisenbahnknotenpunkte? In Wirklichkeit waren es verirrte englische Flugzeuge, doch das wissen die Schweizer nicht. Sie machen die Deutschen dafür verantwortlich.

Jetzt erscheint Göring auf der Bildfläche, der Oberbefehlshaber der deutschen Luftwaffe, die sein Werk ist, und mit der sich die Schweizer Flieger anzulegen wagten.

Hermann Göring, als Stellvertreter Hitlers der zweite Mann im Deutschen Reich, ein erfolgreicher Jagdflieger im Krieg von 1914-1918, hat eine Eigenheit: Er nährt einen speziellen Hass gegen die Schweiz. Und das schon seit Langem. Was Göring vor allem wütend macht, ist der systematisch nazifeindliche Ton der Deutschschweizer Presse seit 1933, dem Jahr, in dem Hitler an die Macht kam. «Um wie die Schweizer Journalisten zu schreiben», hat Göring in Stuttgart erklärt, «muss man den Schädel voll Schlamm haben.» Und jetzt beschliessen die Schweizer Flieger aus nächster Nähe seine wertvollen Flugzeuge. Das werden ihm diese Schlammschädel teuer bezahlen! Göring beschliesst, zum Gegenschlag auszuholen. Und zwar sofort.

Jagdkommando

Es ist Sonntag. Die Sonne strahlt über Romanshorn am Bodensee. Direkt gegenüber zeichnet sich das süddeutsche Friedrichshafen ab. Die Sicht auf die schwäbischen Berge ist herrlich. Und über dem Hafen von Bregenz erkennt man sogar die österreichischen Alpen. Doch Österreich existiert nicht mehr, seit Hitler es 1938, vor zwei Jahren, dem Grossdeutschen Reich einverleibt hat, das bald alle deutschsprachigen Länder – die Deutschschweiz natürlich inbegriffen – unter der Hakenkreuzfahne vereinen soll. Auf der anderen Seite des Bodensees und am deutschen Ufer des Rheins verteilen die Nazis Landkarten, auf denen die Schweiz bis zum Finsteraarhorn schon Teil des Reiches ist. Und viele Deutsche, und auch einige wenige Deutschschweizer, freuen sich schon auf diesen neuen Anschluss: «Die Schweiz in ihrer Blütenpracht / Die nehmen wir in einer Nacht.» – So singen die künftigen Eroberer auf der anderen Seite des Bodensees, behauptet man in der deutschen Schweiz. Und nur bei dem Gedanken an einen Anschluss sträubt sich die ganze Deutschschweiz.

An diesem Sonntagmorgen, dem 16. Juni 1940, hat der Deutschschweizer Schaffner im Zug nach Weinfelden, Frauenfeld, Winterthur und Zürich seinen üblichen Dienst angetreten. In der Schweiz ist ein Schaffner nicht irgend jemand. Er muss ein guter Beobachter sein und ein gutes Personengedächtnis haben. Auf den Bahnhöfen hat nämlich jedermann freien Zutritt zu Bahnsteig und Zügen. Und für den Schaffner, der sich ein bisschen wie der Herr im Hause fühlt, ist es eine Frage der Berufsehre, sich zu merken, wer an welchem Bahnhof zugestiegen ist. Es wird ihm nicht passieren, dass er vom gleichen Reisenden zweimal die Fahrkarte verlangt. An diesem Tag beobachtet der Schaffner des Zuges Romanshorn-Zürich eine Gruppe von zehn jungen Männern, die in seinen Zug steigen. Sie sind breitschultrig und muskulös, etwas Martialisches geht von ihnen aus. Sie verteilen sich auf zwei Wagen. Ihre zehn riesigen Rucksäcke haben alle dieselbe braune Farbe. Es ist

kein Schweizer Braun, denn das hat eher einen Stich ins Grüne und ist heller.

In Märstetten, der folgenden Station, stürzt der Schaffner zum Bahnhofsgebäude und alarmiert die Polizei, die sofort herbeigeeilt kommt. Zu spät. Die braunen Vögel sind ausgeflogen. Der Schaffner hat sie so scharf ins Visier genommen, dass sie schleunigst aus dem Zug gestiegen sind. Die Kantonspolizisten der ganzen Schweiz stellen ihnen nach. Zwei Tage später werden sie verhaftet. Es sind Saboteure. In jedem der braunen Rucksäcke entdeckt die Polizei eine Zeitbombe mit zweieinhalb Kilo Trotyl, Bohrwerkzeuge, Proviant für mehrer Tage sowie eine 9 mm Luger. Zudem trägt jeder von ihnen eine Briertasche mit 500 Schweizer Franken bei sich, eine ziemlich hohe Summe. Genug für drei Monate Vollpension in einer Schweizer Familie.

Doch was die Nazisaboteure suchten, war keine Familienpension, sondern das bedeutende Munitionslager von Altdorf in der Inner-schweiz, südlich von Zürich, im Kanton Uri, das sie zur Explosion bringen wollten. Sie sollten auch die Pisten der Militärflugplätze von Payerne (zwischen Lausanne und Bern), Biel (nordöstlich von Neuenburg, am Jurasüdfuss) und einige andere sabotieren. Kurz, die zehn Männer mit den braunen Rucksäcken waren gekommen, um die Pisten zu zerstören, von denen aus die Schweizer Flugzeuge gestartet waren, bevor sie über dem Jura die deutschen Maschinen abschossen. Neun der zehn Saboteure, darunter zwei Schweizer Nazis im Dienste der Deutschen, Erwin L. und Felix W, werden verhaftet und im November 1940 zu einer lebenslänglichen Freiheitsstrafe verurteilt. Die Spezialeinheit der deutschen Abwehr zu Sabotagezwecken (nach ihrem Standort «Brandenburger» genannt), soll den Coup organisiert haben, auf Wunsch von Reichsmarschall Göring, wie es scheint.

Die Nazis inszenieren nicht nur die «harte Faust», um die Schweiz gefügig zu machen. Sie bedienen sich auch eines anderen Instruments, das sie unterderhand in Stuttgart bereitgestellt haben: Unter der scheinbar harmlosen Bezeichnung «Alemannischer Arbeits-

kreis» haben sie eine Art schweizerische Gegenverwaltung gebildet, ein System für Spionage, Sabotage und Propaganda aufgebaut, das in seiner Struktur dem Organigramm des Bundesrates angelehnt ist: Jedem Berner Verwaltungsorgan entspricht eine Abteilung anti-schweizerischer Aktivitäten in Stuttgart, die alle darauf ausgerichtet sind, die Schweiz zu unterwandern, Informationen zu beschaffen und Leute auszubilden. Diese sollen gegebenenfalls bereit sein, von einem Tag auf den anderen die Regierungsgeschäfte der Schweiz zu übernehmen – insbesondere diejenigen der deutschen Schweiz, die nach dem Willen der Nazis demnächst dem Grossdeutschen Reich einverleibt werden soll. Einem Reich voller Arroganz, dessen siegreiche Streitmächte über Europa hereinbrechen und alles niedertrampeln.

Der Schweizer Presse soll der Mund gestopft werden

Er hat kleine Hände, kleine Füße, eine mittlere Statur, die Konstitution eines Sanguinikers, ein Gesicht, das sich leicht verfärbt – im allgemeinen rosa, manchmal rot –, das Profil eines Wildschweins und eine Donnerstimme. Er ist vierzig Jahre alt und voller Elan. Heute spürt man, wie er förmlich schäumt vor Wut. Oberst Roger Masson, Chef des Schweizer Nachrichten- und Sicherheitsdienstes (Spionage und Gegenspionage), hat an diesem Tag Mitte Juni eigens den Führungsstab in Gümligen aufgesucht, um mitzuteilen, dass er fuchsteufelswild ist. Der aufgebrachte Oberst ist Waadtländer, wie General Guisan, wie Marcel Pilet-Golaz, der Vorsteher des Politischen Departements und Bundespräsident. Die französischsprachige Minderheit – und insbesondere die Waadtländer – besetzen entscheidende Posten an der Spitze des Landes. Masson ist erzürnt, weil die Schweizer Presse, vor allem die Deutschschweizer Zeitungen, weiterhin einen klar nazifeindlichen Ton anschlagen, als wäre in den letzten fünf Wochen nichts geschehen in Europa, als wäre die

Schweiz unverwundbar. Der Oberst ist gekommen, um seinem Freund Major Barbey seine Angst und seine Wut mitzuteilen.

Das Angenehme bei Bernard Barbey, dem Chef des Persönlichen Stabs von General Guisan, dem Oberbefehlshaber der Armee, ist, dass er zuhören kann. Er ist ein eleganter Kavalier, eine stattliche Erscheinung. Der Kopf dieses Hünen ist tonsuriert. Er ist vierzig Jahre alt, genau wie Roger Masson. Barbey ist ein Pariser Intellektueller, ein Journalist, ein Romancier und Freund von François Mauriac. Er lebt zwar als Schweizer in Paris, doch hat er stets in der Heimat Militärdienst geleistet. Er nimmt sich bewusst sehr zurück. Er widerspricht seinen Gesprächspartnern nie zu rasch. Er möchte in diesem durch und durch schweizerischen Milieu nicht als Pariser betrachtet werden. Seine diskrete Haltung stimmt mit der Vorstellung überein, die er sich von seiner Rolle im Generalstab macht: gleichsam das Ohr des Generals zu sein.

Seit drei Tagen hat Major Barbey Bauchweh. Der Fall von Paris am 14. Juni kommt für ihn einer persönlichen Verletzung gleich. In sein Tagebuch hat er am Abend des 14. Juni geschrieben: «Paris besetzt. Nicht das Herz, mehr darüber zu schreiben.» Am 15. Juni notiert er: «Gefangen im Schloss Gümligen [...] der Geist aber entflieht zeitweise. Ich sehe vor mir die Strassen meines Viertels, Passy, durch das die deutschen Kolonnen strömen.»⁴

Masson kennt keine solchen Gemütslagen. Was ihn interessiert, ist die Sicherheit. Die Regierung solle die Schweizer Presse endlich zur Ordnung rufen, donnert er. Damit nimmt der Oberst nicht nur die Journalisten ins Visier. Er stellt auch das Volk in Frage, wenn er sich unter den historischen Zimmerdecken des Stabsquartiers, umgeben von Bildern aus dem 18. Jahrhundert, gegen die Auswüchse der öffentlichen Meinung ereifert. Und damit ein Grundprinzip der Demokratie – die Meinungsfreiheit – in Frage stellt.

Masson befürchtet, Berlin könnte die feindselige Haltung der Presse zum Vorwand nehmen, um in die Schweiz einzumarschieren. Das glaubt Barbey kaum. Wenn Hitler in Dänemark, Norwegen,

Holland und Belgien einmarschiert sei, dann bestimmt nicht wegen der Journalisten. Masson schaut Bernard Barbey freundschaftlich an, doch er ist keineswegs überzeugt. Nicht zum erstenmal erklärt der Chef des Schweizer Nachrichtendienstes, man müsse den Nazis gegenüber den Mund halten. Er tut es seit dem Beginn des Konflikts im vergangenen Herbst, denn seine Agenten in Deutschland erinnern ihn ständig daran, wie ungehalten die Nazis über die Schweizer Presse sind. Es macht sie rasend, wenn die Deutschschweizer Zeitungen zum Beispiel berichten, Hitler wälze sich sabbernd am Boden und beisse vor Wut in die Vorhänge. Obwohl Hitlers Ausbrüche bedrohlich sind, stimmt das nicht, und wenn es die Schweizer Journalisten schreiben, kommt das in Berlin schlecht an! Es ist nicht nach Goebbels Geschmack. Der Propagandaminister des Führers ist in Sachen Presse genau der gleichen Meinung wie Reichsmarschall Göring: Man muss die Schweizerjournalisten erledigen. In jedem Sinne des Wortes.

Doch was wirft das offizielle Deutschland der Schweizer Presse, insbesondere der deutschsprachigen, vor? Berlin ist der Ansicht, dass sich die Deutschschweizer mit ihrer scharfen Kritik an der deutschen Regierung – in Zeitungen, die durch Reisende und Grenzgänger regelmässig auf die andere Seite des Rheins gelangen – gegen die germanische Volksfamilie wenden, zu der sie zwangsläufig auch gehören. Folglich seien sie Verräter.

Die grosse Mehrheit der Deutschschweizer hingegen ist der Meinung, dass die deutsche Kultur von den Nazis beschmutzt und entehrt worden ist. Das erklärt die Ausfälle der Schweizer gegen die Deutschen. 1939/1940 wurden, vor allem in Sankt Gallen, mehrmals Bürger des Dritten Reiches auf der Strasse angerempelt und als «Nazihund» beschimpft.

Jahrhundertlang waren die Deutschschweizer stolz darauf gewesen, einer Gemeinschaft und Hochkultur anzugehören, aus der Dürer, Luther, Bach, Beethoven, Kant, Goethe, Schiller und viele andere mehr hervorgegangen waren. Das hat sich mit der Machtergreifung der Nazis geändert; seither betrachtet sich die Deutsch-

schweiz, die fast drei Viertel der Schweizer Bevölkerung ausmacht, als eine Zufluchtsstätte für die liberale deutsche Kultur, als eine Art antifaschistisches Bollwerk.

Die Befürchtungen des Generalstabs

Was die Deutschschweizer so leidenschaftlich verteidigen, ist ihre Identität und die Unabhängigkeit ihres Landes. Doch mehr noch geht es ihnen wohl um die Würde der deutschen Kultur, die sie schützen wollen vor einem Deutschland, das den Verstand verloren hat.

Oberst Masson ahnt, wie ernst der Konflikt ist. Doch im Moment interessiert ihn die unmittelbare Sicherheit. Er möchte erreichen, dass man der *SDA*, der *NZZ*, den *Basler Nachrichten*, der *National Zeitung* und noch ein paar anderen Organen, die in Bern, Luzern, Sankt Gallen und Schaffhausen gedruckt werden, ihre nazifeindlichen Ausfälle untersagt. Das verlangt das Reich, und das gebietet die Vorsicht. Bisher ist Masson von dieser Journalistenjagd immer unverrichteter Dinge zurückgekehrt. Und auch heute, im Stabsquartier, glaubt er nicht, dass man auf ihn hören wird – er wäre zufrieden, wenn man ihm wenigstens zuhörte. Barbey betrachtet den ungestümen Oberst mit den grobschlächtigen Gesichtszügen. Er wird mit Guisan sprechen, der ebenfalls der Meinung ist, dass die Journalisten eindeutig übertreiben und das Land gefährden.

Doch im Moment hat der General wirklich andere Sorgen. Die Niederlage der französischen Armee bringt das ganze Abwehrsystem der Schweiz durcheinander. Das besetzte Frankreich wird die Waffen strecken. Der Schweizer Generalstab hat bis zum Schluss auf ein «Wunder an der Marne» gehofft, auf einen Umschwung in letzter Minute zugunsten Frankreichs, wie das schon so oft geschehen ist.

Doch er hofft vergeblich. Es geschieht kein Wunder. Frankreich wird kapitulieren. Die Engländer sind seit zwei Wochen auf ihre In-

sel zurückgekehrt. Keine Macht auf dem Kontinent ist in der Lage, sich Deutschland entgegenzustellen. Italien ist am 11. Juni an dessen Seite in den Krieg eingetreten. Die UdSSR liefert Deutschland Rohstoffe und Lebensmittel, und das besiegte Frankreich wird vor ihm in die Knie gehen. Die Schweizer haben Angst. Innerhalb von etwas mehr als zwei Jahren sind acht europäische Länder auseinandergerissen oder besetzt worden: Österreich, die Tschechoslowakei, Polen, Dänemark, Norwegen, Holland, Belgien und Luxemburg. Und nun ist Frankreich an der Reihe. Der Komplex des kleinen Landes treibt die Schweiz um. Im Laufe des Winters identifizierte sie sich stark mit dem ebenfalls kleinen Finnland, zu dessen Gunsten das Rote Kreuz eine Geldsammlung durchgeführt hat, die der Bundesrat mit einem bedeutenden Betrag eröffnete: eine Million Schweizer Franken. Dem fügten Privatpersonen drei weitere Millionen hinzu. Nach dem 10. Mai fühlte man sich in der Schweiz – auf Regierungsebene und in der Öffentlichkeit – den «drei kleinen» Beneluxstaaten nahe, deren Armeen in wenigen Stunden bis Tagen von der Wehrmacht überrollt wurden. Keinem dieser Länder hat es an Mut gefehlt, aber ausnahmslos alle, von Norwegen bis Frankreich, haben sich überrumpeln lassen. Kein einziger Staat hat eine Lehre gezogen aus den militärischen Operationen im Nachbarland. Plötzlich wird man sich im Generalstab bewusst, dass der Zwischenfall im Romanshorner Zug nur eine Bedrohung neben anderen ist.

«Nach der Affäre der Saboteure befürchtet man einen Handstreich auf das Hauptquartier», notiert Major Barbey am Abend des 16. Juni in sein Tagebuch.⁵

Die ranghohen Schweizer Militärs bezichtigen sich der Nachlässigkeit. Ihnen wird nämlich klar, dass es für die Nazis ein leichtes wäre, ein paar Fallschirmbataillone abzuwerfen, um sich der im Mittelland gelegenen Bundesstadt Bern zu bemächtigen und ihre Zivil- und Militärbehörden mit einem Überraschungsangriff auszuschalten. Der Generalstab fühlt sich eingekreist und bedroht. An diesem

Tag erwägen Guisan und sein Stab, das Quartier zu wechseln und sich näher an der Alpenkette, in Interlaken, einzurichten. Wer hätte vor zwei Wochen, Anfang Juni, als die Franzosen noch standhielten, gedacht, dass das ganze militärische und politische Gleichgewicht der Schweiz und Europas plötzlich umgekippt würde?

«Wir erleben in diesem Juni 1940 eine tragische Zeit, deren Tragweite wir nicht abzuschätzen vermögen. Vor unseren Augen wird das alte Gerüst Europas zerschlagen und bricht zusammen», schreibt die Zeitung *Le Journal de Genève*, das Presseorgan von René Payot, und fügt hinzu: «In den gefährlichen Momenten einer Schlacht gingen unsere Vorfahren in Igelstellung, das heisst, sie bildeten ein Karrée.»

In der ganzen Schweiz herrscht Angst. Auch der Generalstab ist nicht dagegen gefeit.

Paris trägt Trauer

Sie beschleunigt den Schritt. Der Weg führt in der Nähe der Bahnlinie durch ein Buchsbaumgehölz, am Fuss des Schlosses entlang. Sie ist 42 Jahre alt, trägt ein dunkles Kleid. Ihre Stirn ist gewölbt, ihre grosse, schlanke Gestalt leicht nach vorn gebeugt, das dunkle Haar von einzelnen weissen Fäden durchzogen. Das Auffälligste an ihr sind die Augen, von einem zarten und doch intensiven Blau. Aus ihrem Blick strahlt eine Art heiterer Glanz und Frieden. Sie wirkt zugleich schüchtern und entschlossen und schaut in die Welt wie jemand, der sich fragt, was er dazu beitragen könnte, die Lage des Einzelnen und der Allgemeinheit zu verbessern.

Sie heisst Lydia von Auw. Sie ist Welschschweizerin, wie sie sagt. Die erste französischsprachige Pastorin. Sie fällt entschieden aus dem Rahmen: Sie ist Spezialistin für das italienische Mittelalter, Feministin, Antifaschistin und gehört der Gemeinschaft des Poverello von Assisi an. Sie glaubt, dass jeder die Möglichkeit haben soll, das Evangelium in die Welt und ins öffentliche Leben hin-

auszutragen und zu leben. Sie glaubt an die Begabung des Einzelnen und seine Fähigkeit, die Gesellschaft zu verbessern.

Schnellen Schrittes gelangt sie zum Bahnhof von La Sarraz, 28 Kilometer von Lausanne entfernt, auf der Strecke Vallorbe-Lausanne. Lydia von Auw nimmt den Zug um 9 Uhr 16. Sie grüsst Herrn Bataillard, den Stationsvorsteher, der traurig und hilflos wirkt.

«Die Franzosen sprengen im ganzen Jura die Brücken und Tunnel», sagt er. «Man hat die Explosionen gehört.»

An diesem 17. Juni 1940 werden die Bahn- und Strassenverbindungen zwischen der Schweiz und Frankreich unpassierbar gemacht. Die französische Pioniertruppe zerstört systematisch alle Ingenieurbauten in der Franche-Comté und schickt sich an, das gleiche in der Region Bugey, in Bresse und in Savoyen zu machen, um den Vormarsch der deutschen Truppen aufzuhalten. Die Schweizer Bevölkerung hat das Gefühl, man schnüre ihr die Luft ab.

Lydia von Auw steigt in einen Bummelzug nach Lausanne, nimmt auf einer harten Holzbank Platz, öffnet ihre Ledermappe, in der sich ein paar Bücher und eine Zeitung befinden. Die Fahrt nach Lausanne dauert eine halbe Stunde. Gerade genügend Zeit, um einen Blick in die *Gazette de Lausanne* zu werfen, eine grosse liberale Tageszeitung, die sie abonniert hat und die vergleichbar ist mit dem *Journal de Genève* und den wichtigen Pariser Blättern. Die *Gazette* ist gewissermassen das interne Blatt einer führenden Waadtländer Schicht, die nicht mehr ganz jung, aber immer noch aufgeschlossen ist. Waren die Liberalen im 19. Jahrhundert noch Revolutionäre, zählen sie im 20. Jahrhundert schon fast zu den Konservativen, mit dem Unterschied, dass sie gemässiger sind und Neuerungen gegenüber aufgeschlossen. Heute, am 17. Juni, ist die *Gazette de Lausanne* unwissentlich wieder zu einer nonkonformistischen, revolutionären Zeitung geworden. Auf der ersten Seite, äusserst prominent plziert – nämlich im Editorial –, zieht sie über die Mächtigen von heute her, über die Nazis, die ganz Europa unter ihre Gewaltherrschaft zwingen.

In einem Artikel auf der Titelseite der *Gazette* beschimpft Denis de Rougemont Adolf Hitler. De Rougemont ist spätestens seit 1939 ein berühmter Schriftsteller, als sein Buch *Die Liebe und das Abendland* veröffentlicht wird. In der *Gazette* ist aus seiner Feder zu lesen: «Zu dieser Stunde, wo Paris ausgeblutet das Gesicht verhüllt und schweigt, möge seine Trauer die Trauer der Welt sein! Wir spüren genau, dass wir alle getroffen sind.» Und er fügt hinzu, dass Hitler weder Paris noch sonst etwas auf der Welt je besitzen werde, auch wenn er sie zehnmals umründe, da alles, was der deutsche Eroberer ergreifen wolle, sich in «verbogenes Eisen, verwitterten Schotter» verwandele, sobald er sich nähere. Am Schluss des Artikels vergleicht er Frankreich mit dem gekreuzigten Christus und Hitler dementsprechend mit einem Henker. Und doch hat die Zensur den Artikel nicht verboten ...

Lydia von Auw freut sich über diesen mutigen Artikel. Gleich neben dem Beitrag von Denis de Rougemont entdeckt sie einen Appell des Waadtländer Regierungsrats, der zur Ruhe mahnt. Solche Erklärungen geben die Behörden im allgemeinen ab, wenn alle den Kopf verlieren. Was nicht selten das Gefühl der Panik noch verstärkt. Denn man hat Angst – in La Sarraz, in Lausanne und in der ganzen Schweiz. Die Einwohner von La Sarraz und von Pompaples, dem Nachbardorf und Wohnort von Lydia von Auw, behaupten, wenn die Deutschen das Land überfallen wollten, brauchten sie für die fünfzig Kilometer von der Grenze bei Vallorbe bis Lausanne, der Waadtländer Hauptstadt, nicht mehr als eine halbe Stunde.

Die Schweizer Frauen, die im Bund Schweizer Frauenorganisationen (BSF) zusammengeschlossen sind, rufen auf der ersten Seite der *Gazette* und anderer Schweizer Zeitungen ihre Landsleute zu Spenden auf, um für Frauen und Kinder Milch und Schuhe nach Frankreich schicken zu können.

Eine Dorfdemokratie

Da alle Verbindungen zu Frankreich unterbrochen sind, profitieren schliesslich die zivilen Flüchtlinge und die internierten französischen Soldaten vom Spendenaufruf der Schweizer Frauen, die mit dem Roten Kreuz zusammenarbeiten. Diese Vereine, Gruppen und verschiedenen Kirchen spielen im Alltag des Landes eine sehr wichtige Rolle. Die Bevölkerung setzt sich zur Mehrheit aus praktizierenden Protestanten oder Katholiken zusammen und geht regelmässig zur Kirche. Die Geistlichen, wie Lydia von Auw, üben also einen gewissen Einfluss aus, bleiben daneben aber gewöhnliche Bürger.

Gehört eine Person wie Lydia von Auw im Grunde zu den Honoratioren eines Städtchens? Ja und nein. Lydia von Auw und ihre Kollegen gehören zur oberen Mittelschicht, der Bourgeoisie, wenn man so will. Eine sehr spezielle Bourgeoisie freilich: Sie besitzt keinen roten Heller. Doch diese mehr oder weniger mittellosen Bourgeois (Pfarrer, Lehrer, Journalisten, Erzieher, Bibliothekare, Ingenieure, Forscher, Techniker, usw.) besitzen, wie in Frankreich, ein anerkanntes Kapital an Wissen und Können. Allerdings gibt es einen kleinen Unterschied zu Frankreich und anderen europäischen Ländern. In La Sarraz, Lausanne und der restlichen Schweiz müssen sich die «Bildungsbürger» (und ganz allgemein die kleineren und grösseren Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens) soweit wie möglich dem einfachen Volk angleichen. Sie dürfen sich nicht offen von ihm abheben, müssen sichtbarer Teil des «Souveräns» sein, des Volkes, das Rousseau so teuer war.

In Frankreich haben Personen ihrer Stellung durchaus das Recht, sich von Bürgern bescheidener Herkunft abzuheben. Der Unterschied kommt daher, dass in der Schweiz die Macht in viel stärkerem Masse aufgeteilt ist. Es gibt kein dominantes Zentrum, kein «Schweizer Paris». Im Sommer 1940 sind die 22 Kantone noch eigenständige Staatsgebilde, die ihre Souveränität gut zur Hälfte bewahrt haben, während die andere Hälfte in den Händen der Berner Bundesgewalt liegt, die jedoch mehr koordiniert als regiert. Und so

besitzt die kleine Persönlichkeit des öffentlichen Lebens in der Schweiz mehr Einfluss in ihrem autonomen Kanton, der sich erst im 19. Jahrhundert mit den anderen souveränen Republiken zusammengeschlossen hat. Im Jahr 1940 ist die Schweiz als Staat noch keine hundert Jahre alt. Sie ist eine polyzentrische Dorf- und Bauerndemokratie: «Wir sind ein Relikt der Bünde des Mittelalters», sagt der Lausanner Historiker Henry Meylan, ein Freund von Lydia von Auw.

Diese Machtaufspaltung, diese Machtzerstückelung, diese fehlende Zentralisierung, diese autonomen Republiken (Kantone), deren Territorien sich über kaum dreissig oder vierzig Kilometer erstrecken, die alle über ihre Regierung, ihr Parlament und ihre Gesetzgebung verfügen, diese Abkapselung der einzelnen Talschaften, diese gelungene oder misslungene demokratische Abschottung – all das, was dem Volk tatsächlich etwas bedeutet, nennt man «Föderalismus».

Ein Konglomerat von Gegengewalten

In dieser Schweiz, diesem Relikt aus einer früheren Welt, aus einem für immer zerstörten Europa – dem Europa der autonomen ländlichen Gemeinschaften und der kleinen Fürstentümer und freien Städte, die es früher überall gab –, ist es für die schwache Zentralgewalt, also die Regierung, das Parlament und die Bundesverwaltung in Bern, sehr schwer, das ganze Land in Einklang zu bringen, es gleichsam im Chor überall das gleiche Lied singen zu lassen, von Vallorbe bis Chiasso und von Romanshorn bis Vevey. Denn die Schweiz ist ein Konglomerat von Gegengewalten, die dazu neigen, sich aufzuheben. Sie ist eine Art empfindliches Uhrwerk, das man nicht forcieren darf, da es sonst stillsteht. Genau das geschah 1798, als die Franzosen in das Land einfielen und es einer Zentralregierung unterstellen wollten. Ein Desaster! Und Napoleon, der 1803 mit der sogenannten Mediationsakte den Föderalismus wiederherstellte und

den ersten modernen Schweizer Staat begründete, musste mit viel Fingerspitzengefühl vorgehen, um das Uhrwerk wieder in Gang zu setzen.

In diesem Land ist die Staatsgewalt an der Spitze schwach, während Gruppierungen und einzelne Personen eine wichtige Rolle spielen können. Diese Schwäche der Zentralgewalt ist kein Unvermögen, sondern Absicht.

Die Begründer der modernen Schweiz, der helvetischen Konföderation von 1848, die intellektuell den Angelsachsen sehr nahestanden, haben auf einer mittelalterlichen europäischen Struktur einen Staat nach amerikanischem Muster aufgebaut. Dieser Einfluss der amerikanischen Verfassung, die 1786 in Kraft trat, kommt vor allem in der Einrichtung des Ständerats zum Ausdruck, der ganz klar dem amerikanischen Senat entspricht.

Genauso, wie Massachusetts, Virginia oder Pennsylvania um jeden Preis eine weitgehende Verantwortung im öffentlichen Leben bewahren wollen, um nicht von der Bundesregierung in Washington bevormundet zu werden, scheuen im 19. und sogar im 20. Jahrhundert auch «die Republik und der Kanton Genf», das ehemalige Fürstentum Neuenburg oder das Wallis eine zu mächtige zentrale Bundesgewalt. Die Schwäche Berns im Jahr 1940 ist also nicht das Ergebnis einer nachlässigen Haltung, sondern ein politischer und verfassungsmässiger Entscheid.

Kurzum: Ein Land mit verschiedenen Nervenzentren, wie die Schweiz, ist schwer gleichzuschalten. Göring begreift das nicht. Goebbels hingegen ahnt es, wenn er wütend die Zeitungsausschnitte der Schweizer Presse liest, die in jedem Kanton und in fast jedem Tal aufs Üppigste gedeiht.

Lydia von Auw ist sehr evangelisch, das heisst, sie übt Barmherzigkeit und respektiert den Nächsten, doch Leute wie Goebbels hasst sie. Sie hat eine gewisse Erfahrung mit dem Faschismus. Als Italienliebhaberin und Kennerin der italienischen Kultur und Sprache hat sie den «aufhaltsamen» Aufstieg Benito Mussolinis in den zwanziger Jahren miterlebt. Sie ist gut unterrichtet über die Inhaftierungen,

die Deportationen und die Verfolgungen aller Art, die ihre italienischen Freunde zu erdulden hatten. Sie akzeptiert nicht, dass man Italien mit dem Faschismus gleichsetzt. Wenn irgend möglich, besucht sie jedes Jahr ihre Freunde in Rom, antifaschistische Intellektuelle, zu denen namentlich Professor Ernesto Buonaiuti gehört, ein modern eingestellter katholischer Theologe, der sich geweigert hat, Mussolini den Treueeid zu leisten, der von der katholischen Kirche dreimal exkommuniziert wurde und mit einem gewissen Angelo Giuseppe Roncalli aus Sotti il Monte bei Bergamo befreundet ist.⁶

Lydia ist heute Abend nach Saint-Loup in der Gemeinde Pompaules bei La Sarraz zurückgekehrt, in ihr Dorf in der Gegend des «Milieu du Monde», der Mitte der Welt, die so heisst, weil ein Weiher gleichzeitig in den Rhein und in die Rhône abfließt, in die Nordsee und ins Mittelmeer. Sie ist zu Fuss durch die Kirschbaumallee gekommen, die zu ihrer Wohnung im «Pavillon des chênes» über der Krankenhausküche führt.

An diesem 17. Juni 1940 ist Lydia traurig, denn Frankreich hat unter Pétain um einen Waffenstillstand nachgesucht. Frankreich ist für sie mehr als nur ein Land. Es ist ein Ideal. Ein Pfeiler der Freiheit in der Welt. Dieser Pfeiler ist nun eingestürzt. Es gibt in Europa auf dem Kontinent keine Grossmacht mehr, die die Freiheit verteidigt. England hat in Dünkirchen eine schwere Niederlage erlitten, und Amerika verharrt noch in der Neutralität, zwischen den Diktaturen und der Demokratie: Mit Ausnahme von Roosevelt interessiert man sich in Washington nicht für Europa, und der amerikanische Botschafter in Berlin schnurrt zufrieden zu Adolf Hitlers Füßen.

Heute Abend setzt Lydia von Auw ihre ganze Hoffnung in Englands Widerstandskraft. Sie wird ihre Anglophilie nie verleugnen. Für sie und Hunderttausende andere Schweizer liegt nach der Kapitulation Frankreichs die Freiheit Europas und der ganzen Welt in den Händen Grossbritanniens. Ganz spontan stellt Lydia von Auw die gleichen Überlegungen an wie alle anderen Schweizer Widerstands-

kämpfer, wie Denis de Rougemont, Hans Hausamann, Alfred Ernst, August R. Lindt, Max Waibel, Karl Barth, Albert Oeri, Willy Bretscher, Ernst Schürch, Albert Picot, René Bertholet, Pierrette Courthion, Paul und Pierre Graber, David Lasserre, François Lachenal, William Rappard, Edgar Bonjour, Emil Häberli, Willi Moser, Gerhard Schürch, Walter Allgöwer, Ernst von Schenck, Hans Oprecht, Walter Bringolf, Oscar Frey, Markus Feldmann, Karl von Schumacher, Paul Grüninger⁷, Fred Reymond – all diese Intellektuellen, Soldaten, Journalisten, Pfarrer, Lehrer, Gewerkschafter, Arbeiter, Abgeordneten, Unternehmer, aber auch einfache Bürger, wie etwa Fred Reymond aus Le Sentier, haben sich gemeinsam mit unzähligen Gleichgesinnten überall in der Schweiz im Rahmen ihrer Möglichkeiten gegen den Nazihorror aufgelehnt, vor dem die Neutralität ihres Landes sie mitnichten schützte. Genauso wenig, wie die belgische Neutralität Belgien oder die holländische Neutralität Holland geschützt hat.

Fast alles wurde 1940 entschieden

Diese Frauen und Männer, so verschieden sie waren, begnügten sich nicht damit, passiv auf Seiten der Alliierten und der Demokratie zu stehen. Den ganzen Krieg über haben sie gehandelt, eingegriffen, und zwar so, dass es direkt oder indirekt dem Lager der Freiheit zugute kam.

Dieser Einsatz kam insbesondere im Verlauf des entscheidenden Jahres 1940 zum Tragen, in dem sich für die Schweiz und Europa in der Tat fast alles entschied. In diese Zeit zwischen Juni und Dezember, zwischen Ernte und Weihnachten fielen: der Zusammenbruch Frankreichs, die Einkesselung der Schweiz, die Radioansprache von Pilet-Golaz, die Verschwörungen von Bern und Luzern, der Offiziersrapport auf dem Rütli, die Gründung der ANW, die antidemokratische «Eingabe der 200»⁸, die deutschfreundlichen Intrigen von Oberst Wille und Oberst Däniker, der Sieg der RAF in der Luft-

schlacht um England und das Verbot der nazifreundlichen Partei Nationale Bewegung der Schweiz (NBS), das auf die Initiative der ANW und des Büros UTO in Zürich zurückging, einer Aussenstelle der Luzerner Nachrichtensammelstelle des Schweizerischen Nachrichten- und Sicherheitsdienstes.⁹

Mit ihren Worten und ihrem täglichen Verhalten haben diese demokratischen und antifaschistischen Schweizerinnen und Schweizer, Leute wie Lydia von Auw, in hohem Masse dazu beigetragen, in ihrem Umfeld das Vertrauen der deprimierten Bevölkerung aufrechtzuerhalten; einer Bevölkerung, die völlig verunsichert war durch die Flucht der Engländer und der Franzosen, vor allem aber durch den plötzlichen Zusammenbruch Frankreichs, das von der Europakarte verschwand und von einem Tag auf den anderen auf den Rechtsstaat verzichtete, indem es am 10. Juli 1940 die Republik aufhob. Diese Schweizer aus der oberen Mittelschicht haben im dramatischen Sommer 1940 einen kühlen Kopf bewahrt und in ihrem Wirkungskreis – der Armee, der Dorfgemeinschaft, der Familie, dem Betrieb, den Abgeordnetenversammlungen, Gewerkschaften und Zeitungsredaktionen, in Kirchen und Schulen – dazu aufgerufen, die Hoffnung nicht zu verlieren: England werde standhalten, die Demokratie werde standhalten, es werde eine Zukunft geben, wenn man nur wolle, es sei möglich, die Unabhängigkeit des Landes zu retten, wenn man Widerstand leiste.

Diese ruhigen und entschlossenen Menschen, diese dörflichen und städtischen Eliten waren weitgehend kosmopolitisch gebildet. Meistens verstanden sie nicht nur Englisch, sondern sprachen es auch, liebten die angelsächsische Welt und waren sich ihres ungeheuren Einflusses bewusst. Sie glaubten an die «moralische» Grösse Englands, das für sie Kopf und Herz des Empires repräsentierte.

Schon im Sommer 1940 sagte Lydia von Auw, an dieser Stelle durchaus stellvertretend für die Bürger zitiert, die sich ab September in La Sarraz und Lausanne heimlich der ANW anschlossen: «Der gegenwärtige Kampf ist der Kampf des Bären gegen den Wal. Es ist wie zu Napoleons Zeiten. Auf die Dauer wird der Wal gewinnen.

Man macht sich keine Vorstellung, wie hartnäckig die Engländer sind.» Sinngemäss sagten de Gaulle und Churchill nichts anderes. Im November 1940, als die RAF der Luftwaffe eine Niederlage beibrachte, weinte Lydia von Auw Freudentränen und hielt mit ihren Gefühlen auch öffentlich nicht zurück.

Zwischen 1940 und 1944 gab es in der Schweiz viele erbitterte, hartnäckige Nazigegner wie Lydia von Auw. Indem sie ihre england- und alliiertenfreundliche Überzeugung verkündeten, haben diese Schweizer Nazigegner mitgeholfen, den wachsenden Defätismus zu bekämpfen, der sich im Laufe des Sommers 1940 im ganzen Land ausbreitete. Einige von ihnen haben damals einen bewaffneten Widerstand «für alle Fälle» organisiert. Die Überzeugung und der Einsatz dieser Menschen haben zu einer Situation geführt, die sich wesentlich von der Lage in Österreich kurz vor dem Anschluss unterschied. Diesem offenen oder versteckten Widerstand innerhalb der Schweiz und an ihren Landesgrenzen, mit oder ohne Hilfe der Alliierten, ist dieses Buch gewidmet.¹⁰

2

Eine Halbinsel im Vierwaldstättersee

Es vergeht fast kein Tag, an dem die deutsche Gesandtschaft in Bern wegen der kritischen Haltung von Schweizer Journalisten nicht beim Bundesrat vorstellig wird. Am 18. Juni 1940 sehen sich die Behörden zum Eingreifen gezwungen, nicht gegen die *Gazette de Lausanne*, sondern gegen den als Oberleutnant mobilisierten Denis de Rougemont, der einen ausländischen Staatschef beschimpft hat. De Rougemont befindet sich in Bern, in seinem Haus am Gurten, als plötzlich sein Oberst in der Tür steht, in jeder Hand ein Paket.

OBERST: «Da ist eine Schachtel Schokolade für Ihre Frau, und hier für Sie Pariser Zigaretten, die Sie so schätzen.»

DE ROUGEMONT: «Vielen Dank, aber ...»

OBERST: «Sie haben einen sehr schönen Artikel geschrieben. Gratuliere! Bloss, die Deutschen sind wütend! Die Militärjustiz will Ihrem Fall aber nicht nachgehen. Darum verurteilt Sie der General höchstpersönlich zur Höchststrafe: Vierzehn Tage Festungshaft in Saint-Maurice, bei Wasser und Brot. Kein Besuch, keine Post. Haben Sie verstanden? Sie sind ab sofort in Saint-Maurice. Alles, was ich von Ihnen verlange, ist, dass Sie nicht jeden Abend mit einer Frau an jedem Arm durch die Lauben Berns spazieren.»

DE ROUGEMONT: «ZU Befehl, Herr Oberst. Ich danke Ihnen, ich war schon immer ein Befürworter bezahlter Ferien.» OBERST: «Ruhn!»

Ein privater Nachrichtendienst

Der Ort Kastanienbaum liegt in der Nähe von Luzern auf einer Halbinsel, die am Fuss des 2'312m hohen Pilatus in den Vierwaldstättersee hineinragt. Ein malerischer, touristisch reizvoller Fleck Erde. Wer würde in dieser idyllischen Ländlichkeit, in einer einfachen Villa am See das Zentrum eines politischen und militärischen Nachrichtendienstes vermuten, das zu den weltweit bedeutendsten gehört? Ein einzigartiges Zentrum, in der Tat, wurde es doch nicht von einer staatlichen Verwaltung, sondern von einer Privatperson aufgezogen: von einem Deutschschweizer, einem Nachrichtenoffizier der Armee, der jedoch ganz unabhängig von jeder Behörde sein persönliches Netz aufgebaut hat. Hauptmann Hans Hausamann erscheint jung, geradezu alterslos. Tatsächlich ist er dreiundvierzig. Seine schönen, dunkelbraunen Augen verraten einen umsichtigen, introvertierten Menschen, der seine Zeit einzuteilen versteht. Hans Hausamann ist eine Willensnatur, entschlossen bis zur Härte. Er hat eine hohe, gewölbte Stirn und äusserst buschige Augenbrauen, die zwei schwarze Winkel in seinem Gesicht bilden. Man spürt seine ungewöhnliche Entschlusskraft, seine unerbittliche Hartnäckigkeit im Dienste eines Zieles: des Widerstands gegen die Nazis.

Hauptmann Hans Hausamann ist Pressechef der Schweizerischen Offiziersgesellschaft. Diese Funktion hat er sich zunutze gemacht, um vor dem Krieg in ganz Europa herumzureisen. So hat dieser Mann aus völlig eigenem Antrieb den ganzen Kontinent mit einem dichten Netz von Informanten überzogen. Deren kodierte Funksprüche laufen nun in der Villa bei Luzern im Herzen der Eidgenossenschaft zusammen. Hans Hausamann war noch in den Dreissigern, als er sein Netz aufzubauen begann. Denn er hatte einerseits gemerkt, dass sich ein Krieg anbahnte, und andererseits erkannt, dass die Demokratien sehr schlecht auf die bevorstehende Konfrontation vorbereitet waren.

Lange vor vielen anderen hatte Hausamann begriffen, wie langsam und unbeholfen die freien Länder sich anlassen, wenn sie es mit

zynischen, blutrünstigen Diktatoren zu tun bekommen. Er verlor keine Zeit, denn schon Ende der dreissiger Jahre sah er kommen, dass es für die Schweiz und Europa ums Überleben gehen würde, dass sie Wahnsinnigen die Stirn zu bieten hätten. Bezüglich dieser Verrückten hatte Hausamann sehr präzise Informationen. Sie stammten aus dem Führerhauptquartier Adolf Hitlers selbst.

Über den militärischen Zusammenbruch der Demokratien, allen voran Frankreich und England, ist Hans Hausamann am 17. Juni 1940 nicht wirklich überrascht. Seiner Ansicht nach ist die Schweiz in einer genauso prekären Lage wie die anderen Staaten auch. Er möchte sicher sein, dass die schweizerische Regierung und das Armeekommando ihrer Pflicht nachkommen und nicht etwa den Weg eines Ausgleichs in Form eines weiteren Münchener Abkommens einschlagen werden.

Das «Büro Ha»

Hausamann fürchtet, dass die Schweiz «umfällt», wie die Armeen der Nachbarländer. Er organisiert sich daher so, als ob die isoliert dastehenden Bürger von einem Tag auf den anderen an die Stelle der versagenden Staatsgewalt treten müssten. Seiner Meinung nach ist allein die Bevölkerung in der Lage, Widerstand zu leisten, was auch geschieht. Sie muss also informiert, ausgebildet und in Kampfbereitschaft versetzt werden. Darum beginnt Hans Hausamann schon in den dreissiger Jahren mit der Durchführung von breit angelegten öffentlichen Sensibilisierungsaktionen. Er leitet eine umfassende Informationskampagne in die Wege, insbesondere in Form eines durch das Eidgenössische Militärdepartement EMD produzierten Films *Die wehrhafte Schweiz*, für den er eigenhändig das Drehbuch verfasst, und der in den meisten Kinos des Landes gezeigt wird.

Hans Hausamann, ein Mann der gemässigten Ansichten, Freisinniger und seit 1922 Mitglied der Freimaurerloge Concordia Sankt Gal-

len, ist das Kind einer protestantischen Familie aus dem Halbkanton Appenzell-Ausserrhoden und ein erbitterter Verfechter der Demokratie und der Sache der Alliierten. War er das immer schon? Es gibt von ihm einen vom April 1933 datierten Brief, in dem er dem Propagandabüro der Nationalsozialisten in Berlin seine Dienste anbietet. Dies mutet zumindest merkwürdig an, wenn man die Fortsetzung von Hauptmann «Has» Karriere kennt. Dass Hausamann ein paar Monate lang glaubte, Hitler könnte für Deutschland nützlich sein, ist sehr wohl möglich. Wenn das der Fall war, hat er jedenfalls ab 1934 seine Meinung geändert.

Oder sollte Hausamann versucht haben, die Dienste eines feindlichen Staates – des Dritten Reiches – zu infiltrieren? Könnte Hausamann eine Zeitlang dasselbe gedacht haben wie der von den Nazis ermordete Held der dänischen Widerstandsbewegung, Pastor Kaj Munk, dem Hitler im Januar 1933 merkwürdigerweise als ein Mann erschien, der «imstande war, gegen die Arbeitslosigkeit in Deutschland anzugehen»?

Man urteile nicht zu rasch über naive Einschätzungen dieser Art: Wir wissen mehr als sechzig Jahre später einiges mehr als die damaligen Zeitgenossen. Anders als sie kennen wir nicht nur den Ablauf, sondern auch das Ende des Stücks. Das dürfen wir nicht vergessen, kann es doch für das Verständnis der Vergangenheit hilfreich sein.

Eines ist sicher: Im einen wie im anderen Fall, in Dänemark wie in der Schweiz, sind den beiden Männern rasch die Augen aufgegangen, und sie haben mutig ihr Leben riskiert, um gegen die Hitleranhänger zu kämpfen. Kaj Munk hat dies mit dem Leben bezahlt, er wurde von Nazischergen auf der Strasse ermordet. Die Mörder kamen auf dem Motorrad. Hans Hausamann hätte das gleiche Schicksal treffen können.

Um ihn bei seiner Informationsarbeit zu unterstützen, hatte ihm die Eidgenossenschaft im September 1939 eine Sekretärin und einen Chauffeur zugeteilt. Die Sekretärin war eine pensionierte Postbeamtin. Tatsächlich nahm Hausamann ihre Hilfe für die Verbindungsarbeit mit seinem privaten Spionagenetz nicht in Anspruch. Er behielt

selber das Heft in der Hand.¹ Das «Büro Ha» wurde zwar schon zu Beginn des europäischen Konflikts in die Schweizer Armee (in den Nachrichten- und Sicherheitsdienst von Oberstleutnant, später Oberst und Oberstbrigadier Masson) integriert. Doch wie vor dem 1. September 1939 entschlüsselte Hausamann die aus Europa und der ganzen Welt eingehenden Botschaften weiterhin selbst, vor allem jene aus Deutschland und den von den Nazis überfallenen Ländern. Desgleichen verschlüsselte er eigenhändig die Meldungen, die er an seine oft ehrenamtlich arbeitenden Agenten verschickte: Es waren gut platzierte Informanten, namentlich nazifeindliche Deutsche, die aus Überzeugung auf die Vernichtung des Dritten Reiches hinarbeiteten. Einige von ihnen befanden sich im Generalstab Adolf Hitlers, aber Hausamann hat die Liste seiner Agenten nie veröffentlicht. Sogar nach dem Krieg wollte er sie nicht preisgeben. Als er 1974 in Sankt Gallen starb, nahm er seine Kartei mit ins Grab. Die Kartei war er selbst: sein Gedächtnis.

Wenn Hans Hausamann seine Sekretärin und seinen Chauffeur nicht wie vorgesehen einsetzte, dann, um die Nazis besser abzuhängen. Er setzte sich lieber selbst ans Steuer. Niemand wusste, wohin er fuhr. Das war in jeder Hinsicht vorsichtiger, sogar als Schutz vor der Bupo, der Bundespolizei. Die durch seine Machenschaften manchmal leicht irritiert war, vor allem, wenn Hausamann aus seiner Rolle eines sesshaften James Bond herausfiel und gegen die Regierung Verschwörungen anzuzetteln begann, worauf ich später noch zurückkommen werde.

Hausamann ist zwar kein Sozialdemokrat, doch trägt er in den dreissiger Jahren entscheidend dazu bei, dass die Schweizer Sozialdemokraten sich auch zur Landesverteidigung bekennen. Taktische Manöver und Parteikämpfe hält er in Zeiten der Gefahr für uninteressant und wirkungslos. Für ihn zählt nur eins, nämlich der deutschen Bedrohung die Stirn zu bieten. Doch die Schweizer Sozialdemokraten haben ein gespaltenes Verhältnis zur Armee. Das hat seine Gründe. Der ganzen schweizerischen Linken ist schmerzhaft in Er-

innerung geblieben, wie die Armee in den Tagen nach dem Waffenstillstand zwischen Deutschland und der Entente vom 11. November 1918 gegen die streikenden Arbeiter und Gewerkschafter vorgegangen war. Man hatte die Anführer verhaftet; 21 Gewerkschaftsführer waren vor Gericht gestellt worden. Die gemässigten Parteien, in der Schweiz oft die Bürgerlichen genannt, hatten den Gewerkschaften und ihren politischen Sympathisanten vorgeworfen, die Regierung stürzen zu wollen. Die Linke hatte sich heftig zur Wehr gesetzt und versichert, es handele sich um rein soziale Forderungen und keinesfalls um einen politisch motivierten, gegen die staatlichen Institutionen gerichteten Umsturzversuch. Die Justiz hatte den Thesen der Gewerkschaften im Übrigen eher Recht gegeben: Von den 21 Angeklagten wurden 17 schlichtweg freigesprochen, vier andere mit Mindeststrafen bedacht, wobei nicht ihr Handeln, sondern der Inhalt ihres Streikaufrufs verurteilt wurde.

Brückenschlag zwischen Links und Rechts

Als Folge dieser Ereignisse von 1918 wollten die jungen Linken und ihre Familien von der Armee nichts wissen. In diesen Kreisen, ähnlich wie in ganz Europa, war in den dreissiger Jahren ein vehementer Antimilitarismus weit verbreitet. In der Schweiz vielleicht noch ausgeprägter, hatte das Land doch den Gewerkschaften und der Linken gegenüber sehr lange eine Haltung quasi nach amerikanischem Muster eingenommen, was wahrscheinlich auf gewisse kulturelle Gemeinsamkeiten zwischen der Schweiz und den Angelsachsen zurückzuführen ist.

In den Vereinigten Staaten müssen sich die Gewerkschaften in die bestehende Wirtschaftsorganisation einfügen. Ausserhalb des liberalen Systems angesiedelte soziale und wirtschaftliche Konzepte werden oft als zu kurierende Abartigkeit oder eher noch als zu vermittelnde Komplote wahrgenommen. Dies war, obwohl nicht immer klar formuliert, auch die Ansicht der gemässigten Kreise der

Schweiz, die in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen eine «rote» Revolution befürchteten. Die gleichen Befürchtungen hegte manch einer auch noch während des Krieges, namentlich der Bundespräsident von 1940, Marcel Pilet-Golaz.

Hans Hausamann wusste das alles. Er wusste, welcher Graben in der Schweiz zwischen der Rechten und der Linken klappte. Die jungen Leute aus linken Kreisen weigerten sich häufig, Offiziere zu werden. Angesichts dieser Verweigerung hielten die sich aus gemässigten Kreisen rekrutierenden Offiziere die Sozialdemokraten für unzuverlässig, unbeständig und ziemlich unfähig, sich als Bürger verantwortungsbewusst in den Staat zu integrieren. Dieses Misstrauen gegenüber dem einfachen Volk war jenem der französischen *bourgeois* von 1789 (und des ganzen 19. Jahrhunderts) nicht unähnlich. Einmal mehr war die Situation der Schweiz durchaus mit derjenigen ihrer Nachbarn zu vergleichen. Sie stellte eine Art europäischer Durchschnittssituation dar, sehr oft freilich der Vergangenheit verhaftet. Hans Hausamann, der genau sah, wie prächtig man angesichts eines ihm unausweichlich scheinenden Krieges aneinander vorbeiredete, griff wieder zu seinem Pilgerstab und knüpfte vermehrt Kontakte zu gewerkschaftlichen und sozialdemokratischen Kreisen.

Im Einvernehmen mit Rudolf Minger, einem moralisch sehr «ek-kigen» und körperlich sehr runden Berner Bauern, der dem Eidgenössischen Militärdepartement EMD vorsteht, wird Hausamann also zum Handelsreisenden der Armee bei der Linken. Nach und nach gewinnt er das Vertrauen der Schweizer Sozialdemokraten. Auf Ansuchen des Zürcher Parteiführers Hans Oprecht, Präsident der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz, der gute Beziehungen zu Minger pflegt, hatte man Milizhauptmann Hausamann vor dem Krieg zum militärischen Berater der Sozialdemokraten ernannt, wozu er sich zwar bereit erklärte, sich aber ausbedang, der politischen Gruppierung gegenüber völlig unabhängig zu bleiben. Bis kurz zuvor hatte er nur eine antimilitaristische Sozialdemokratische Partei gekannt und fürchtete nun, seine Gesprächspartner könnten plötzlich

wieder eine Kehrtwendung machen. «Ich werde euer Berater sein», sagte er, «unter der Bedingung, dass es von eurer Seite keinen Widerruf gibt.» Die Sozialdemokraten versprachen, bei ihrer Meinung zu bleiben. Ihr Gegenüber wollte ihnen das gerne glauben, machte sich aber keine grossen Illusionen. Er war noch immer misstrauisch, Hauptmann Hausamann. Er arbeitete mit den Sozialdemokraten zusammen, ohne sich im Geringsten von ihnen steuern zu lassen. Wenn hier einer steuerte, dann wohl Hausamann. Und vor allem: «Kein Widerruf!» Man kann Hausamanns Misstrauen natürlich für übertrieben halten. Aber man muss wissen, dass die Sozialdemokratische Partei sich rund zwanzig Jahre früher auf der gleichen Wellenlänge befand wie ein junger russischer Journalist, der jede nationale Verteidigung ablehnte. Dieser Flüchtling nahm an den Kongressen der SPS teil. Er hatte ein Pseudonym, zu dem ihn ein Fluss in Sibirien inspiriert hatte, die Lena. Man nannte ihn Lenin.

Kreativer Ungehorsam

Hausamann ist weder ein Aufrührer noch ein Revolutionär. Er ist ein pessimistischer, eigenwilliger, hyperaktiver Organisator. In seinen Augen hat die Demokratie, in der Schweiz wie anderswo, einen offensichtlichen Mangel: Sie ist unfähig, rechtzeitig Beschlüsse zu fassen. Für Hausamann stellt diese dauernde Verspätung der Demokratien in Sachen Meinungsbildung und Aktion ein ständiges Geschenk an den Nazismus, und ganz allgemein an den Totalitarismus, dar. Hans Hausamann ist in einer besonderen Situation: Als Mann, der mit der Linken zusammenarbeitet, ist er – wie viele seiner sozialdemokratischen Partner – dem Kommunismus gegenüber mehr als reserviert. Die UdSSR und der 1939 zwischen Hitler und Stalin geschlossene Nichtangriffspakt, der der Zerstörung Polens und den Kriegshandlungen im Westen Europas den Weg ebnete, erfüllen ihn mit Argwohn. Empört sieht er, dass die Sowjetunion Nazideutsch-

land getreulich und regelmässig Lebensmittel, Rohstoffe und Erdöl liefert; dass sie der deutschen Kriegswirtschaft die Transsibirische Eisenbahn zur Verfügung stellt, um ihr, unter teilweiser Umgehung der alliierten Blockade, den freien Handelsverkehr mit dem Fernen Osten zu ermöglichen.

Hans Hausamann steht sowohl vor wie nach dem Krieg zugleich innerhalb und ausserhalb des Staats- und Armeeapparats, innerhalb und ausserhalb der SPS, innerhalb und ausserhalb des Nachrichten- und Sicherheitsdienstes des Generalstabs.

So nimmt Hauptmann Hausamann sehr diskret eine ausnehmend unabhängige Haltung ein, die in einem so konventionellen Land wie der Schweiz ganz und gar ungewöhnlich ist. Nur Hausamanns Charakter und vielleicht die besondere Beschaffenheit der schweizerischen Machtstrukturen mit ihren weitreichenden Auffächerungen, kombiniert mit einer recht weitverbreiteten Toleranz und Bereitschaft, Unterschiede und ein individuelles Bewusstsein zu respektieren, können diese zumindest originelle Situation eines einfachen Offiziers erklären, der sich wie ein Staatschef benimmt. In vielen anderen Ländern wäre gegen ihn ermittelt worden, man hätte ihn ins Gefängnis gesteckt.

Tatsächlich liegt es wohl vor allem an der aussergewöhnlichen Qualität seiner Informationen, wenn Hausamann allen Instanzen gegenüber so souverän seine Freiheit zu behaupten vermag. Indem er sich als «freies Elektron» gebärdet, dient er allen effizient, denn er praktiziert eine in der Schweiz – wenigstens damals – nicht sehr verbreitete Tugend: den kreativen Ungehorsam. Hans Hausamann und seine Kameraden werden sich in diesem Sommer 1940 selbst als «unangenehme Untergebene» bezeichnen. Mit diesem Ungehorsam, dieser widerspenstigen Unterordnung ist jedoch, wie man sehen wird, kein regelloses oder zerstörerisches Handeln gemeint.

Merkwürdigerweise verkehrt Hausamann als einfacher Hauptmann seit Jahren mit den höchsten Vertretern der Landesbehörden wie mit seinesgleichen. Der kleine Offizier wird von den höchsten

Rängen der zivilen und militärischen Hierarchie empfangen. Er braucht sich nur anzumelden. Der Zugang zu General Guisan und den Bundesräten steht ihm frei. Es kommt sogar vor, dass er sich dem ausdrücklichen Befehl eines Vorgesetzten widersetzt. Damit fällt Hans Hausamann vollends aus dem «schweizerischen Rollenmodell», wie die folgende Geschichte einmal mehr zeigt. Sie hat einen zugleich de Gaulle'schen und anarchistischen Aspekt, wobei ersteres das letztere nicht ausschliesst.

«Ich bin kein Henkersknechtshelfer»

8. November 1939: Hitler entgeht im Münchner Bürgerbräukeller knapp einem Attentat. Man zählt sieben Tote und dreiundsechzig Verletzte. Die Deutschen erklären sogleich, die Verantwortung für das Attentat sei bei Otto Strasser zu suchen, einem deutschen Nazi-gegner, der seit 1933 als Flüchtling mit seiner Familie in der Schweiz lebt.

Hausamanns Dienstvorgesetzter, Oberstleutnant Masson, schickt «Ha» folgenden Befehl: «[Ich] bitte Sie, Herrn Strasser Otto unverzüglich darüber zu informieren, dass er die Schweiz freiwillig so schnell wie möglich zu verlassen hat, wenn möglich noch heute Morgen. Dieser Entscheid ist unwiderruflich. Ich gebe Ihnen den ausdrücklichen Befehl. [...] Teilen Sie mir so bald wie möglich mit, dass der vorliegende Befehl ausgeführt wurde. Es geht um die höheren Interessen unseres Landes.» Trotz dieses ausdrücklichen Befehls, der zugleich von Masson und von der Regierung (vom Politischen und vom Justiz- und Polizeidepartement) ausgeht, beschliesst Hans Hausamann eigenmächtig, dass das Interesse des Landes ein anderes ist, und verweigert den Gehorsam. Er ruft Oberstleutnant Masson an, um ihm das mitzuteilen.

HAUSAMANN: «Herr Oberst, eben bekomme ich Ihr Fernschreiben in Sachen Strasser.»

MASSON: «Ich habe Ihnen doch gesagt, dass dieser Befehl unwiderruflich und undiskutabel sei. Warum rufen Sie mich trotzdem an?»

HAUSAMANN: «Herr Oberst, um Ihnen zu sagen, dass ich diesen Befehl nicht ausführe. Ich bin kein Henkersknechtshelfer.»

MASSON: «Das ist Befehlsverweigerung.»

HAUSAMANN: «Ich weiss es und nehme die Konsequenzen auf mich.»

MASSON (nach einer Weile, lachend): «Sie sind doch immer der gleiche. Reden Sie halt einmal mit Rothmund» (dem Chef der Eidgenössischen Polizeiabteilung im Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement).

Sogleich ruft Hausamann Rothmund an, einen Beamten, der sich nicht aus der Ruhe bringen lässt.

HAUSAMANN: «Ich teile Ihnen mit, dass ich beschlossen habe, Massons Befehl nicht auszuführen.»

ROTHMUND: «Dann lasse ich Strasser polizeilich abholen und an die Grenze stellen.»

HAUSAMANN: «Dazu kommen Sie zu spät. Ich habe Strasser bereits so gut versteckt, dass selbst das grösste Polizeiaufgebot ihn nicht findet. Ich sehe jedoch ein, dass Strasser nach der Lage der Dinge das Land verlassen muss, jedoch nicht nach Deutschland. Ich werde ihm die Ausreise nach Frankreich vermitteln, und zwar auf eine der Schweiz würdige Weise.»

ROTHMUND: «Gut, ich gebe Ihnen dafür drei Tage Zeit.»²

Hausamann wendet sich an seinen Freund Oprecht, Zürcher Druker, Gewerkschafter und Parteipräsident der Schweizer Sozialdemokraten, und erhält – auf wundersame Weise – durch dessen Vermittlung einen französischen Pass. So kann Otto Strasser, der Nazi-gegner, ruhig und sicher mit seiner Familie aus der Schweiz ausreisen. Wäre es nach der mechanischen, althergebrachten schweizerischen Amtsführung Rothmunds gegangen, hätte man ihn an Hitler ausgeliefert. Bis zur Abreise von Strasser und seiner Familie hält Hausamann sie versteckt und kümmert sich um sie. Er befindet sich

also gleichzeitig in einer Situation der Auflehnung und des Dienstes an der Öffentlichkeit. Sich völlig über die herkömmliche Disziplin hinwegsetzend, rettet er einen achtbaren Flüchtling vor der Dummheit einer seelenlosen und an mörderischer Roheit krankenden Verwaltung. Hausamanns Vorgehen in der Strasser-Affäre ist typisch für seinen verschlossenen, misstrauischen, wortkargen und ungestümen Charakter.

Hans Hausamann ist als graue Maus verkleidet. Als graue Generalstabsmaus. Nie versucht er, sich hervorzutun. Er ist ein guter Redner und kommt direkt zur Sache. Das sieht man gern 1939, in einem Land, in dem man sich mit der Sprache ähnlich schwertut wie in England: Wer etwas auf sich hält, darf kein übermässig brillanter, allzu raffinierter Redner sein. In der Schweiz wie im Vereinigten Königreich gilt ein zu klar, zu flüssig und zu zungenfertig vorgetragener Gedankengang als geschmacklos. Das trifft sich gut: Hans Hausamann ist ein vorsichtiger, introvertierter Mensch. Er verlangt nichts: Er nimmt. Er geht seinen Weg. Ob er nun das Drehbuch zu einem Militärfilm für das breite Publikum schreibt, eine Kampagne zur Erhöhung der Militärkredite lanciert oder ein Spionagenetz aufbaut.

Albert Oeri, ein frankophiler Basler

Albert Oeri ist der Spross einer Basler Patrizierfamilie und ein angesehenen Journalist in seiner Heimatstadt. Die Stadt am Rheinknie regiert sich seit dem 13. Jahrhundert selbst. Sie ist eine alte Res publica, und damit eine der ältesten Republiken Europas. Der Beitritt zur Eidgenossenschaft im Jahr 1501 hat ihre Identität nicht grundlegend verändert. Basel war wie Strassburg oder Florenz eines der europäischen Zentren des Humanismus und der Renaissance. Diese freie Stadt führte 1529 die Reformation ein. In Basel lebten unter anderem Oecolampad, Erasmus von Rotterdam, Calvin, Euler, Castellione, und die Gelehrten der aus Flandern stammenden Familie

Bernoulli, die sich über drei Jahrhunderte hinweg auf verschiedenen Wissensgebieten, insbesondere in der Mathematik, hervortaten und von Paris über London und Rom bis nach Sankt Petersburg europaweit Einfluss nahmen.

Albert Oeri ist wie seine Landsleute einer der geistigen Erben dieser Basler Republik, die sich als liberale, kunstliebende Handelsstadt seit dem Ende des 19. Jahrhunderts auch zur Demokratie bekennt. In diesem Sommer 1940 ist Basel wie eh und je: kreativ, kritisch bis aufrührerisch, eine Spur anarchistisch. In dieser Stadt hasst man den Nazismus, für ihre Bewohner ist Hitler ein Verrückter, ein Besessener, und sie wissen, wovon sie sprechen: Auf drei Seiten sind sie von den Nazis umzingelt. Die plötzliche, überraschende Niederlage Frankreichs verstärkt Basels Umzingelungskomplex. Die Stadt bedauert diesen Zusammenbruch Frankreichs unendlich. Sie war immer frankophil, auch als sich die Deutschschweiz im Ersten Weltkrieg auf die Seite Wilhelms II. schlug.

Albert Oeri ist zugleich Chefredaktor der im weitesten Sinne liberalen *Basler Nachrichten* und Abgeordneter im Berner Repräsentantenhaus, dem Nationalrat. Dieser Mann der «Rechten» spricht sich im Sommer 1940 dafür aus, dass die Sozialdemokraten – vor denen die Rechte Angst hat – in die Regierung eintreten. Er ist der Realität drei Jahre voraus.

In der Schweizer Presse des beginnenden 20. Jahrhunderts gibt es eine gewisse Tradition: Wird ein Journalist durch seine Artikel zu einer moralischen Instanz, schickt ihn das Volk nicht selten als Abgeordneten nach Bern. Das gilt auch für Willy Bretscher, den Starjournalisten der AfZZ, der wie Albert Oeri seinen Kanton im Berner Nationalrat vertreten wird, allerdings für die Freisinnigen. Wie Oeri zweifelt Bretscher schon seit 1933 und den ganzen Krieg hindurch keinen Augenblick daran, dass man den Nazis Widerstand leisten muss.

Nie hat sich Albert Oeri frankophiler gefühlt als an dem Tag, da Frankreich in die Knie ging. Ein paar Tage später, am 25. Juni, protestiert er dagegen, dass Deutschland in dem mit Frankreich ge-

schlossenen Waffenstillstand von Rethondes die Auslieferung der nazifeindlichen Deutschen verlangt. Er erinnert energisch daran, dass diese Klausel einen Verstoß gegen die Ehre bedeutet, und dass die Alliierten die deutsche Regierung 1918 nicht gezwungen haben, Wilhelm II. auszuliefern. Diese Stellungnahme bringt die Nazis nur noch heftiger gegen Albert Oeri auf. Dieser hatte die Öffentlichkeit schon anlässlich des deutschen Angriffs auf Dänemark und Norwegen, der die Schweiz sehr erschüttert hatte, vor einem eventuellen Missbrauch seines Namens im Falle eines deutschen Einmarschs in die Schweiz gewarnt. Denn Oeri war eine von den Nazis in Norwegen angewandte Methode aufgefallen: Die Deutschen nahmen eine Persönlichkeit des öffentlichen Lebens fest und liessen sie danach – wenn sie sie nicht umgebracht hatten – über die Presse hitlerfreundliche Ansichten zum Ausdruck bringen. Dies, um den Widerstand der Nazigegner zu brechen.

Oeri hatte, genau wie Hans Hausamann, mit dem er während des ganzen Krieges «Hand in Hand» Widerstand leistete, genau begriffen, dass die Nazis neue und effiziente Methoden anwandten: Sie erstickten ein Volk und sein Land, bevor es auch nur aufschreien und sich verteidigen konnte. Er hatte bei der Tragödie der Skandinavier mitgelitten. Und während des Krieges begrüßte Albert Oeri in den *Basler Nachrichten* das Vorgehen und den Mut König Haakons von Norwegen, der nach London flüchtete, um aus dem Exil den Widerstand in seinem Land zu aktivieren.

Albert Oeri zeigte sich – wie ein grosser Teil der Schweizer Öffentlichkeit – schockiert über den Fall Quislings, des norwegischen Politikers, der 1940 sein Land verraten und sich in den Dienst Berlins gestellt hatte. Oeri fragte sich: Wird die Schweiz morgen auch ihre Quislings haben? Im Sommer 1940 stellten sich viele Schweizer bange dieselbe Frage: Wer von den politischen Führern wird uns wohl verraten?

Verrat in der Schweizer Luftwaffe?

Ende Juni 1940. André Bieler, ein junger Pfarrer, Offizier der Schweizer Luftwaffe, Inhaber des Beobachter-Brevets, ist auf dem Flughafen Bern-Belp stationiert. Plötzlich fragt er sich: «Wo sind die Verräter?» Für ihn und seine Kameraden gibt es keinen Zweifel: In Bern-Belp, in den Rängen der Schweizer Luftwaffe, gibt es Quislings, Nazi-Agenten.

Bieler erzählt: «Wir erhalten die Meldung, dass von einer Minute auf die andere mit der Bombardierung unsere Flugplätze zu rechnen sei. Damit die stationierten Flugzeuge nicht am Boden zerstört werden, baut die Truppe Tag und Nacht an neuen Rollbahnen, auf denen wir die Maschinen in Sicherheit bringen können. [...] Doch am Abend erhalten wir einen unglaublichen Befehl: Die Flugzeuge müssen am Rand des Flughafens stehenbleiben (das heisst, sie sind den Bomben ausgeliefert), und im Falle eines Angriffs darf keine Mannschaft starten!»³

André Bieler und seine Kameraden, darunter Maurice Schneider, ein Zürcher ETH-Absolvent, beschliessen Gehorsamsverweigerung und geben dies ihren Vorgesetzten bekannt. Diese lassen jedoch nichts verlauten, informieren nicht die «Violetten» – die Militärjustiz. Das Ausbleiben jeder Reaktion bestärkt Bieler und seine Kameraden noch in ihrem Verdacht: In den höheren Rängen der Schweizer Luftwaffe muss es Verräter geben. Davon war Bieler 1940 überzeugt. Im Jahr 2001 legt er Wert darauf, festzuhalten, dass sich seine Befürchtungen rasch als unbegründet erwiesen. Damals waren seine Kameraden und er aber ganz besonders auf der Hut.

Noch ein eigensinniger Basler

Bei der Mobilmachung von 1939 hätte er ganz einfach nichts tun können. Dieser Pfeifenraucher, ein Mann in den Fünfigern mit rundem Gesicht, weissen Haaren, aber noch schwarzen Augenbrauen,

will jedoch auf seine Art etwas zur Landesverteidigung beitragen. 1940 meldet er sich zum «Dienst in der Ortswehr». Man gibt ihm ein altes Gewehr. Diese Grossväter und Jugendlichen auf der Strasse, die Wache stehen und zum Schutz gegen eventuelle Fallschirmspringer patrouillieren, beruhigen die Leute und spielen eine wichtige Rolle bei der Aufrechterhaltung der Moral.

Der bebrillte Grossvater, der karierte Hemden und eine Bauernweste trägt, ist nicht gerade ein Freund Adolf Hitlers. Er ist Professor an der Universität Basel. Sein Name ist Karl Barth. Er ist ein erbitterter Nazigegner. Noch vor ein paar Jahren war er Theologieprofessor in Deutschland, an der Universität Bonn. Als Hitler von ihm einen Treueeid verlangte, lehnte er energisch ab. Er sagte nein zum geforderten Hitlergruss am Beginn der Vorlesungen, nein zum Hakenkreuz, nein zum Dritten Reich. Nun darf er keinen Fuss mehr nach Deutschland setzen, das vor den Toren Basels liegt. Der weit über sein protestantisches Milieu hinaus bekannte Barth sieht im Nazismus eine nihilistische Revolution, eine für den Menschen zerstörerische und erniedrigende Denkart. Heute, am 17. Juni 1940, ist Karl Barth bedrückt über das französische Waffenstillstandsgesuch, aber er hält nichts für verloren. Und findet, dass alle Christen, alle Bürger, alle Schweizer weiterhin gegen Hitler kämpfen müssen, welche Aussichten sie auch haben mögen, zu gewinnen.

Der Übergang am Doubs

Am 19. Juni 1940 überschreiten auf der ganzen Länge des französisch-schweizerischen Grenzflusses Doubs französische und polnische Truppen die Schweizer Grenze. Innerhalb von ein paar Junitagen drängen sich rund dreiundvierzigtausend Soldaten und etwa siebentausendfünfhundert Zivilisten auf den grenznahen Anhöhen über der Doubs-Schlucht, die – sie ist nur kleiner und grüner – an die Canyons von Colorado erinnert.

Langsam bewegen sich die Soldaten, ihre Pferde, Lastwagen und manchmal Kanonen talwärts, folgen den Windungen abschüssiger Strässchen, die durch bewaldete, felsige Steilwände zu den paar Brücken hinunterführen, die die Grenze passieren: bei Biaufond, nördlich von La-Chaux-de-Fonds, bei Goumois, unterhalb von Saignelégier, und in der Gegend von Saint-Ursanne, am Fuss der über dem Doubs aufragenden Freiberge im damals bernischen Jura.

Die schweizerischen Militärs sind wohlwollend, gastfreundlich – und überlastet. Dazu hätte auch weniger gereicht! Die Armee, die der Welt, besonders den deutschen Generälen, seit 1918 am meisten Respekt einflösst – nämlich die fünf Millionen Mann starke französische Truppe – bricht auseinander. Ein paar Überbleibsel versprengt es in die Schweiz: Allein am 19. und 20. Juni werden zwei- und dreissigtausend Soldaten interniert. Dazu kommen Tausende von Zivilflüchtlingen. In diesem gewaltigen Durcheinander haben gewisse Schweizer Militärs das Bedürfnis, die Dinge zu systematisieren. Was zuweilen zu hübschen Dialogen Anlass gibt:

«Und Ihr Revolver?»

«Ich habe ihn weggeworfen, bevor ich die Grenze überschritt.»

«Gehen Sie ihn holen! Und zwar sofort. Ein Soldat darf seine Waffe nie wegwerfen.»⁴

Manchmal wirkt es beruhigend, wenn alles schön «sauber und geordnet» ist. Den internierten Soldaten ist das freilich egal. Sie sind froh, überhaupt noch am Leben zu sein. Für einige ist die Niederlage ein grosser Schock. Andere haben nur einen Gedanken: Sich anpassen, ein neues Leben anfangen, nicht den Mut verlieren.⁵ Sie haben ungeahnte Probleme zu lösen. Auf der Flucht haben sie alles verloren. Sie haben keine Rasierklingen, keine Handtücher, keine Seifen, keine Zahnbürsten, keine Hemden, keine Unterhosen-nichts. Die Schweizer bringen sie unter, wo immer sie ein Plätzchen finden,

hauptsächlich in den Schulen, denn die Kinder haben gerade Sommerferien. Später wird man weitersehen.

Ein Teil der Internierten durchquert auf Lastwagen Biel. Beim Anblick der französischen Soldaten, die ohne anzuhalten durch die Stadt fahren, stürzt Pierrette Roulin, ein zwölfjähriges Schweizer Mädchen, wie alle in ihrer Nachbarschaft auf die Strasse und wirft ihnen zu, was sie für ihre Toilette nötig haben. Biel und das ganze schweizerische Grenzgebiet bringen ihre Solidarität mit dem schwer bedrängten Frankreich zum Ausdruck.

Die Schweizer Bevölkerung läuft den internierten Soldaten entgegen. Die Menge skandiert: Hoch lebe Frankreich! Hoch leben die Franzosen! Nieder mit den Deutschen! Der deutsche Gesandte, der das sieht und hört, ist empört. Er informiert Berlin und legt bei der schweizerischen Regierung heftigen Protest ein. Die in die Flucht geschlagenen französischen Soldaten werden als Sieger empfangen. Die Zivilisten werden von Familien aufgenommen. Überall finden sie offene Türen, gedeckte Tische, ausgestreckte Hände.

Das Rote Kreuz, der Bund Schweizer Frauenorganisationen und alle Jugendorganisationen sind präsent. Die Franzosen haben die Schweizer wissen lassen, dass sie ihnen 100'000 Schweizer Franken pro Tag überweisen werden. Doch sie sind ausserstande, in ihrem unter einem Bombenhagel zusammenbrechenden Land per Post Rasierklingen und Unterhosen zu verschicken. Es gibt gar keine Post mehr. So treten anstelle der Milch-Waggons, die die Schweizer Frauen den Kindern schicken wollten, Männerunterhosen und Badetücher ... Die Regierung spendet, wie seinerzeit für Finnland, eine Million Schweizer Franken, und ein Schweizer Privatmann, der anonym bleiben will, stellt allein 100'000 Franken zur Verfügung.⁶

An den Berg geklammert

Samstag, 22. Juni 1940. Eine Farbsymphonie. Das Dunkelgrün der Baumgruppen, das helle Grün der Lichtungen und Weiden, das Blaugrün der bewaldeten Berge, in dem hier und dort ein Stück nackter Fels hervortritt. Eine heitere, unberührte Welt. Nur ein kleiner Weiler, dessen rote, flache Ziegeldächer wie der Fluss in der Sonne glitzern, bezeugt die Anwesenheit von Menschen.

Gleich nach dem Weiler wird der Durchgang schmal. Die Klus verengt sich, lässt nur noch dem Fluss, der Strasse und den beiden Bahngleisen Platz. Kommt man von Süden, sieht man links zwei Festungen an den Berg geklammert, der das ganze Pays de Gex beherrscht. Es ist der Grand Crêt d'Eau – oder Credo. In den beiden Forts, die durch eine Treppe von 165 Stufen miteinander verbunden sind, herrscht ein Hin und Her von französischen Truppen. Rechts, im Osten, erhebt sich der Berg Vuache. Wir befinden uns am Ufer der Rhône, in Frankreich, im schluchtartigen Quertal von L'Ecluse, einer sogenannten Klus, ein paar Kilometer von der Schweizer Grenze entfernt, in der Nähe von Chancy (Kanton Genf).

Marschall Pétain, der neue französische Regierungschef, hat vor fünf Tagen die Deutschen um einen Waffenstillstand ersucht, doch die Kämpfe gehen weiter. Die französische Armee leistet dem deutschen Vormarsch in den Juraklusen erbitterten Widerstand. Im Fort L'Ecluse ist scheinbar alles ruhig. Doch plötzlich erschüttert eine Reihe von Explosionen das Tal. Die Sappeure der Genietruppen haben den Viadukt in die Luft gesprengt, der bei Bellegarde über die Rhône führt, ebenso wie die Stützmauer der Eisenbahnlinie, die sich zwischen Léaz und Longeray gleich unterhalb der Klus am Hang entlangzieht. Alle Strassen- und Bahnverbindungen zwischen Bellegarde und Genf, Bellegarde und Savoyen sind zerstört. Diesmal ist die Schweiz sozusagen eingekesselt. Aber die Franzosen haben Savoyen nicht aufgegeben, sie wollen unbedingt verhindern, dass die Deutschen hier eine Verbindung mit Italien herstellen, denn Hitler

hat sich mit Mussolini darüber geeinigt, dass ihre Soldaten in Savoyen und im Dauphiné einmarschieren und so die Schweiz vollständig isolieren sollen. Die Italiener sollen den ganzen Südosten Frankreichs bis vor die Tore Lyons und Avignons besetzen.

In diesen Tagen vor dem Inkrafttreten des Waffenstillstands vom 25. Juni nehmen die Deutschen Lyon ein, werden aber in der Schlucht von Voreppe, in der unmittelbaren Umgebung von Grenoble, aufgehalten. Sie versuchen in das Gebirgsgengnis von Voreppe einzudringen, aber jedesmal nagelt die französische Artillerie sie fest. Innerhalb von ein paar Stunden verlieren die Deutschen mehr als tausend Mann. Der Angreifer ist gestoppt. Dasselbe geschieht auch in Bellegarde.

Mitten in dieser Blitzinvasion behalten ein paar Kommandanten einen kühlen Kopf. General Cartier versammelt in den Depots vorgefundene Mannschaftsbestände. Er verschafft sich ein paar Marinakanonen, bringt das Material zusammen, gruppiert seine Kräfte neu und feuert seine Männer an: «Die Moral ist wichtiger als das Material.» Was auch immer geschehen mag, sie werden den Deutschen Einhalt gebieten, davon ist er überzeugt. Deutschland, der Feind, wird in den Klüsen in die Enge getrieben. Cartier ruft die fünf ihm untergebenen Obersten zusammen und erklärt, die Deutschen würden weder in Annecy noch in Chambéry oder Grenoble einmarschieren. Den ersten von ihnen, der nachgibt, lasse er erschiessen!⁷

Die Obersten gehorchen. Die Deutschen werden gestoppt. Um dieses Ziel zu erreichen, braucht es Mut und Entschlossenheit. Aber der Berg ist mit von der Partie. Und dieses französische Berggebiet, das von der Struktur her dem schweizerischen gleicht, dient den eidgenössischen Militärs als Versuchsgelände zu einem Zeitpunkt, als sich sowohl in Frankreich wie in der Schweiz die ganze «lineare» Flachland-Strategie, also die entlang einer Linie – eines Flusses, eines Sees – organisierte Verteidigung, von einem Tag auf den anderen als völlig überholt erweist. In den Alpen sind die Franzosen derart aufgebracht gegen die Italiener, die spät und «hinterrücks» in den

Krieg eingetreten sind, dass sie ungeahnte Kräfte entwickeln. In Savoyen greift sogar die Zivilbevölkerung zu den Waffen, um den *Alpini* Widerstand zu leisten. Schliesslich scheitert Hitlers und Mussolinis Plan.

Beim Inkrafttreten des Waffenstillstands behalten die Franzosen Savoyen. Damit bleibt der Schweiz ein freilich schwieriger, aber gangbarer Weg in die Aussenwelt offen. Sie ist nur zu 95 Prozent eingekreist.

Die französischen Truppen, die im Flachland aufgerieben wurden, halten ihre Gebirgsstellungen und schlagen sich sehr gut. Der schweizerische Generalstab in Bern nimmt diesen je nach Terrain unterschiedlichen Widerstand täglich unter die Lupe. Und wird dadurch in seinen Ahnungen bestätigt: Die Panzer verlieren ihre vernichtende Übermacht, sobald sie das Flachland verlassen. Der Oberst im Generalstab Germann hat schon am 13. Juni sehr konkret von der «Festung Alpen» und der «Festung Gotthard» gesprochen. Kurz darauf wird das von den Westschweizern übersetzt. Sie nennen den Rückzug in die Alpen das «Réduit». Mit diesem «nationalen Réduit» nimmt ein sehr altes Projekt Gestalt an, das in moralischer Hinsicht eine sehr wichtige Rolle spielen wird.

Der Dienstwille geht zum Teufel

Der Ort ähnelt einem summenden, schwirrenden Bienenstock. In einem allgemeinen Stimmengewirr und Geklingel von Telefonen stöpseln junge Soldaten in Uniform, das Käppi neben sich abgelegt, Stecker in Buchsen. Seit Stunden stellen sie zwischen dem militärischen Oberkommando der Schweiz und der Aussenwelt ununterbrochen Verbindungen her.

Wir befinden uns auf dem Kommandoposten des Generals in Gümligen, einem Vorort von Bern. Der Oberbefehlshaber ist General Henri Guisan. Der oberste Chef nimmt keine Anrufe entgegen. Das ist auch besser, sonst würde er nichts anderes mehr tun. Es gehen Hunderte von Anrufen ein. Die Pöstler der Armee schleppen

ganze Säcke voller Briefe, die an den Generalstab gerichtet sind, durchs Stabsquartier.

Was wollen all diese Leute, die anrufen, schreiben, die Telefonzentrale blockieren und die Militärpost überschwemmen? Ob Zivilisten oder Militärs, sie sagen auf unzählige Arten dasselbe: dass sie Angst haben, mutlos sind. Das ewige Thema bei den Gesprächen von Gümligen: «Der Dienstwille geht zum Teufel ... Man weiss nicht mehr, woran man sich halten kann ... Was soll nun geschehen? Gott sei Dank haben wir noch den General... Wir zählen auf ihn ... Sag es ihm, mit Verlaub ,...»⁸

Heute, am 22. Juni 1940 unterzeichnet Frankreich in Rethondes im Wald von Compiègne den Waffenstillstand. Hitler empfängt die französischen Delegierten in demselben Eisenbahnwagen, in dem Deutschland 1918 seine Niederlage anerkennen musste. Diese deutsche Revanche in Form des zu zwei Dritteln besetzten Frankreich, diese Niederwerfung des grossen Nachbarn stürzt die Schweizer in eine Depression.

Ein Korrespondent der Zeitung *La Stampa*, der vom Nachrichtendienst abgehört wurde, spricht am Telefon von einem «Volk, das den Boden unter den Füßen verliert.» Die Abteilung Presse- und Funkspruch der Armee (APF), die für die Führungsinstanzen einen wöchentlichen Bericht über den Stand der öffentlichen Meinung herausgibt, spricht davon, dass die Menschen fürchten, ihre Arbeit zu verlieren und zu verhungern. Ihre Ängste sind stark von wirtschaftlichen Aspekten geprägt. Die APF schreibt: «Vom Wirtschaftsverantwortlichen bis zum besonnenen Bauern, und vor allem bis zum Arbeiter, ist im Laufe der Berichtswoche vielen klargeworden, dass durch den Eintritt Italiens in den Krieg und die Entwicklung in Frankreich die unausweichliche Notwendigkeit eines Anschlusses an den von den Achsenmächten bestimmten Wirtschaftsraum gegeben ist.»⁹ Der Armee, hält die APF fest, erscheine jeder Widerstand vergeblich, seit Armeen, die soviel stärker seien als die der Schweiz, so schnell eine Niederlage erlitten hätten. Ganz allgemein fragen sich die Soldaten in diesem Juni 1940 nahezu in der

ganzen Schweiz, weshalb sie für einen Staat, der sicher kapitulieren wird, wie es schon Österreich und die Tschechoslowakei getan haben, und wie Frankreich es heute tut, ihr Leben hergeben sollten.

Aber die Schweiz erlebt nicht nur den moralischen Zusammenbruch der Zivil- und Militärbevölkerung, sie macht darüber hinaus eine schwere kulturelle und politische Krise durch. Mehr und mehr Menschen fragen sich, ob die Aufrechterhaltung der Demokratie noch sinnvoll ist. Hat nicht sie Schuld an der Niederlage der französischen Armee? Steht diese liberale, parlamentarische, «bürgerliche» Demokratie wirklich im Dienst des Volkes? An diesem Abend des 22. Juni 1940 zweifeln die Schweizer wie auch die Franzosen und viele andere Europäer, deren Länder schon besetzt sind oder denen eine Besetzung droht, an der Gültigkeit der repräsentativen Regierungsform, die auf dem Recht, der Souveränität des Volkes und der Achtung des Einzelnen beruht – ohne deswegen Deutschland weniger zu hassen. Und was sagt der gewichtigste Vertreter der schweizerischen Regierung, der Chef des Eidgenössischen Politischen Departements, Bundespräsident Marcel Pilet-Golaz, dazu?

Eine unsägliche Rede

Er hat einen kleinen, kurzgeschnittenen, auf der linken Seite üppiger wachsenden schwarzen Schnauzbart, lebhaft, intelligente braune Augen und ein sehr selbstsicheres und entschlossenes Auftreten. Die schwarzen Haare sind sorgfältig pomadisiert und rechts gescheitelt. Auf dem Gesicht steht ihm geschrieben: «Schauen Sie, wie brillant ich bin. Sind Sie sich auch bewusst, dass ich ein bedeutender Mann bin?»

Der Mann im grauen Zweireiher, mit seinem abnehmbaren Stehkragen und der gestreiften Krawatte, in der eine perlenbesetzte Nadel steckt, strahlt eine gewisse Würde aus. Marcel Pilet-Golaz, einundfünfzig Jahre alt, gleicht sowohl einem Notar wie auch einem

Pfarrer oder Magistraten – drei Berufe, die seine unmittelbaren Vorfahren ausübten. Die Familie ist Vorjahren aus dem Pays d'En Haut, oberhalb von Montreux, ans Ufer des Genfer Sees, nach Lausanne, gezogen, wo der Vater 1898 eine Wechselstube eröffnete. Hätte man dem Juristen Edouard Pilet damals gesagt, dass sein gerade neun Jahre alter Sohn einst Vorsteher des Eidgenössischen Politischen Departements und Bundespräsident werden würde, hätte er wahrscheinlich nicht schlecht gestaunt.¹⁰

In der Schweiz gibt es den Bundespräsidenten, weil ein Staat einen obersten Chef braucht, um Bänder durchzuschneiden und fremde Botschafter zu akkreditieren. Doch der schweizerische Bundespräsident hat keine Vorrangstellung. Er bekleidet dieses Amt nur für ein Jahr. Seine Wahl ist kein Politikum. Er übernimmt diese Funktion, wenn er an der Reihe ist. Die beiden Kammern (National- und Ständerat, in Entsprechung zum amerikanischen Repräsentantenhaus und zum Senat) wählen ihn in einer gemeinsamen Abstimmung, deren Ausgang bereits feststeht. Der Beweis: Nie wurde der offizielle Kandidat abgelehnt oder überstimmt. Die Vereinigte Bundesversammlung wählt den Bundespräsidenten gewissermassen symbolisch. Die Abstimmung hat jedoch eine reale politische Aussagekraft: An der Anzahl Stimmen, die der Präsident auf sich vereint, lässt sich ablesen, wieviel Vertrauen oder Wertschätzung ihm das Parlament entgegenbringt. Insgesamt gibt es sieben Minister, Bundesräte genannt. Jeder wird innerhalb von sieben Jahren einmal provisorischer Staatschef. Mit dem schweizerischen Staatspräsidenten verhält es sich also wie mit den Holzpferdchen eines Karussells: Sie drehen sich.

Bundespräsident Pilet-Golaz steht vor einem riesigen Mikrofon und richtet sich auf französisch ans Schweizer Volk. Diese Rede, die er am 25. Juni 1940 hält, ist speziell der Westschweiz zugehört. Für die Deutschschweiz hält Bundesrat Philippe Etter dieselbe Rede auf deutsch. Bundesrat Enrico Celio richtet sich auf italienisch an die italienische Schweiz. Dem Volk feierlich von drei Bundesräten

in drei Landessprachen vorgetragen, ist diese Ansprache also ein Gemeinschaftswerk. Sie wurde von drei Mitgliedern der Exekutive, Marcel Pilet-Golaz, Philippe Etter und Rudolf Minger, zusammen mit zwei hohen Vertretern der Legislative, dem Präsidenten des Nationalrats und dem Präsidenten des Ständerats, verfasst. Alle Mitglieder des Bundesrats sind über ihren Inhalt informiert und haben ihn für gut befunden.

Die Rede, die Marcel Pilet-Golaz in das Mikrofon spricht, ist keine «Pilet-Golaz-Rede». Es handelt sich um eine Stellungnahme der Schweizer Regierung *in corpore*, die folglich für die Schweizerische Eidgenossenschaft, für den Staat als solchen von Amts wegen verpflichtend ist: « [...] bedeutet es doch für uns Schweizer eine grosse Erleichterung zu wissen, dass unsere drei grossen Nachbarn nun den Weg des Friedens beschritten haben ...», sagen die drei Bundesräte in ihrer jeweiligen Muttersprache. «Bevor Europa wiederum zum Aufstiege gelangen kann, muss es sein neues Gleichgewicht finden, welches zweifellos sehr verschieden vom bisherigen und auf anderen Grundlagen aufgebaut sein wird, als auf jenen, die der Völkerbund trotz seiner vergeblichen Bemühungen nicht zu errichten vermochte. Überall, auf allen Gebieten – geistig und materiell, wirtschaftlich und politisch –, wird die unerlässliche Wiederaufrichtung gewaltige Anstrengungen erfordern, die, um wirksam zu sein, sich ausserhalb veralteter Formeln zu betätigen haben werden. [...] Der Zeitpunkt für eine innere Wiedergeburt ist gekommen. [...] Das bedeutet: Nicht schwatzen, sondern denken; nicht herumdiskutieren, sondern schaffen; nicht geniessen, sondern erzeugen; nicht fordern, sondern geben. [...] Die Ereignisse marschieren schnell: Man muss sich ihrem Rhythmus anpassen. Auf diese Weise, und nur so werden wir die Zukunft bewahren können.»

Lydia von Auws Wutanfall

In Saint-Loup-sur-Pompey im Kanton Waadt hört Lydia von Auw, Pfarrerin und Spitalgeistliche, die Rede in französischer Sprache. Sie beugt sich zu ihrem hölzernen Radiogerät hinüber, das in der Mitte ein gotisches Fenster hat und im Esszimmer angeschlossen ist. Plötzlich richtet sie sich auf und platzt vor ihrer alten Mutter und ihrer Haushälterin Jeannette heraus: «Es ist eine Schande, so zu reden!»

Die schüchterne, gewöhnlich so sanfte Lydia von Auw schlägt plötzlich mit der Faust auf den Tisch.

«Beruhigen Sie sich, Miss Lydia», sagt Jeannette. «Was hat er gesagt?»

«Der Kerl hat gesagt, man solle sich Deutschland, also Hitler, anpassen.»

«Er hat es aber nicht gesagt», stellt Jeannette fest, die sich ebenfalls zum Radio hinüber gebeugt hatte, um besser hören zu können.

«Nein, er hat es nicht direkt gesagt, aber er hat es durchblicken lassen!»¹¹

Die Stimmung verschlechtert sich

Am 26. Juni 1940 kommentiert man in der ganzen Schweiz die sogenannte Pilet-Rede. Durch die Erklärung des Bundespräsidenten ist bei vielen Soldaten und in den unteren Dienstgraden der Armee die Stimmung noch mehr gesunken. Sie haben den Eindruck, die schweizerische Regierung rate ihnen zur Resignation. Sie fragen sich, wozu sie da sind, und was sie hier, beim Militär, überhaupt machen. Zu diesem Ergebnis kommt zumindest der Nachrichtendienst der Armee, der regelmässig aussagekräftige – das heisst: breit gestreute, aber zahlenmässig eingeschränkte – Meinungsumfragen durchführt. Viele Intellektuelle urteilen wie Lydia von Auw. Viele Menschen, in erster Linie die Soldaten, fühlen sich im Stich gelas-

sen. Sie denken, dass sich die Regierungsspitze der Eidgenossenschaft von der Demokratie und Tradition im Land entfernt hat. Das *Journal de Genève* nimmt kein Blatt vor den Mund: «Wenn die Demokratie, oder vielmehr eine gewisse Form von Demokratie, das Ihre zu Frankreichs Unglück beigetragen hat, so heisst das nicht, dass die unsere zu verurteilen ist. Die beiden Systeme sind verschieden, und haben in ihrer Funktionsweise nichts gemeinsam ... Man täte gut daran, sich vor einem gewissen Defätismus zu hüten, der eine Kapitulation des Geistes ist.» Ebenfalls kritisch bemerkt das deutschschweizerische *Volksrecht*, einige Ausdrücke, die im letzten Teil der Rede verwendet worden seien, stammten nicht aus dem Schweizer Wortschatz. Wenn der Bundesrat auf autoritäre Art regieren wolle, werde man ihn daran erinnern müssen, dass er versprochen habe, die Verfassung zu respektieren. Am deutlichsten kommen die Gefühle der Bevölkerung gegenüber der Pilet-Rede im mehrheitlich und entschieden antifaschistischen Tessin zum Ausdruck, das auf seine Weise seit Langem eine Art «freies Italien» darstellt. Aber auch in Basel, einer Stadt der fortschrittlichen Ideen. Dies zumindest stellt der Nachrichtendienst der Armee fest. Die Wehrmacht ihrerseits gibt in ihrem regelmässigen Spionagebericht für die Zeit zwischen dem 16. und dem 30. Juni zu Protokoll, dass «die Presse, ohne Deutschland schon freundlich gesonnen zu sein, doch mehr und mehr anerkenne, dass der Sieg des Reichs das alte Europa vernichtet habe»¹². Unter dem «alten Europa» verstehen die Nazispione, die in der Schweiz agieren, eine Demokratie, die die Person und die Menschenrechte achtet.

Gottesurteil

Was ist der Grund für die französische Niederlage, warum bricht das «alte Europa» zusammen? Die protestantische Kirche von Genf hat dazu eine Meinung, die in den sonntäglichen Gottesdiensten von allen Kanzeln herab verlesen wird: «Liebe Brüder und Schwestern,

die Ereignisse und Zusammenbrüche, die wir heute erleben, erscheinen im Licht der christlichen Offenbarung als Gottesurteil. Als solche zwingen sie uns, auf die Worte des Herrn zu hören, der da sagt: ‚So ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle auch also umkommen.‘» (Lukas 13,3)

Die französische Niederlage, die Tausenden von Toten, Verwundeten, die verfolgten und bombardierten Flüchtlinge, die brennenden Städte, die gefährdete Demokratie, das alles soll für die protestantische Kirche von Genf also eine Strafe Gottes sein. Dem «sündigen» Frankreich geschehe es in gewissem Sinne nur recht. Für den besonderen Schutz, den die Schweiz hingegen genieße, so mutmasst man im Herzen des Landes, Sorge die segnende Hand des Nikolaus von der Flüe, die am Himmel der Deutschschweiz erschienen sei. Mehrere Innerschweizer Zeitungen sprechen von diesem Phänomen. Doch am Flughafen Zürich hat ein skeptischer Ingenieur erklärt, es handele sich ganz einfach um die Abgaswolke eines Flugzeugs, die der Wind verzerrt habe.

Ende Juni 1940 ist in der ganzen Schweiz, auch in den gebildeten, informierten Kreisen, eine moralische Verwirrung zu beobachten, die zuweilen einhergeht mit einem diffusen Mystizismus. Die Flucht ins Religiöse ist jedoch nicht immer negativ zu bewerten. Wenn etwa das *Journal de Genève* unzweideutig festhält, dass der deutsche Sieg nur provisorisch und die Nazis eine vorübergehende Erscheinung seien, denn «für den Ewigen sind tausend Jahre wie ein Tag ...», so handelt es sich dabei ganz klar um eine Widerstandsbotschaft; zumal die Zeitung, um die Kurzlebigkeit der militärischen Erfolge der Nazis unmissverständlich zu unterstreichen, nach der Berufung auf den «Ewigen» versichert: «Auf Regen folgt Sonnenschein.» Trotz der französischen Niederlage, trotz des Rückzugs Englands und der Demütigung der Demokratien kündigt die Zeitung den unausweichlichen Fall der Nazis an. Der Verfasser des Artikels formuliert zwar eher, was er sich wünscht, als dass er verstandesmäßig reflektierte.¹³ Doch wird sein Glaube an den schlussendlichen Sieg der Alliierten von einer Mehrheit junger Generalstabsoffi-

ziere geteilt. Unter Federführung von Hans Hausamann legen diese sich ab dem 23. Juni 1940 Schwarz auf Weiss auf Hitlers Sturz fest und stellen sich auf Widerstand ein, wenn nötig in Form eines Regierungsputschs.

Bergbauer oder Diplomat?

Bern, Bundeshaus. Marcel Pilet-Golaz sitzt an seinem Schreibtisch. Die Tür geht auf. Ein Weibel tritt ein und kündigt an: «Seine Exzellenz Köcher, der Gesandte des Deutschen Reiches.»

Pilet-Golaz steht auf, streckt seine Stelzvogelgestalt – ein Reiher mit einem langen Schnabel auf einem langen Hals – und geht mit breitem Lächeln und ausgestreckter Hand auf den Vertreter des Deutschen Reiches in Bern, Minister Otto Köcher, zu. Marcel Pilet-Golaz, der diesjährige Bundespräsident, der als Vorsteher des Eidgenössischen Politischen Departements das Amt des Aussenministers versieht, kennt Köcher gut. Ihre Beziehungen sind durchaus höflich und «vertrauensvoll», wie man unter Diplomaten zu sagen pflegt, insbesondere dann, wenn man einander nicht traut. Marcel Pilet-Golaz hat dem Reichsgesandten kürzlich, am 25. Mai, sogar etwas ganz Vertrauliches mitgeteilt: «Ich habe kein Mitgefühl mit den Franzosen in ihrer jetzigen Situation. Sie haben diese selbst verschuldet!»¹⁴

Nie zuvor hat ein Bundespräsident je die leiseste Kritik am französischen Nachbarn verlauten lassen. Aber an diesem 25. Mai hatten die Panzerverbände von General Guderian das grosse Umfassungsmanöver gegen die französisch-britischen Truppen erfolgreich abgeschlossen und die Nordsee in der Gegend von Boulogne und Calais erreicht. Frankreich und Grossbritannien schienen militärisch verloren. Marcel Pilet-Golaz hatte den Nazis mit einer «diplomatischen Freundlichkeit» schmeicheln wollen: «Ich habe kein Mitgefühl mit den Franzosen ...»

Im Sommer 1940 bringt der Gesandte des Deutschen Reiches, Köcher, aus Berlin die Nachricht, dass man unzufrieden sei. Im Fol-

genden sei der Dialog zwischen dem deutschen Diplomaten und dem Schweizerischen Bundespräsidenten wiedergegeben, wie er, dem deutschen Archiv zufolge, im wesentlichen stattgefunden haben muss.

KÖCHER: «Wir sehen nicht ein, weshalb in der Schweiz weiterhin so viele Soldaten unter den Fahnen bleiben, nachdem die Kampfhandlungen doch beendet sind.»

PILET-GOLAZ: «Die Schweizer Armee wird zwei Drittel ihrer Soldaten demobilisieren. Unsere Truppenstärke wird sich von 450'000 Mann auf nur 150'000 Mann vermindern.»

KÖCHER: «Gewiss, aber ich erlaube mir, meiner Verwunderung darüber Ausdruck zu verleihen, dass immer noch eine solche Streitkraft aufrechterhalten wird. Die Schweiz ist in keiner Weise bedroht.»

PILET-GOLAZ: «Doch, es könnten Unruhen aus Frankreich auf die Schweiz übergreifen.»

KÖCHER: «Aus Frankreich!»

PILET-GOLAZ: «Durchaus! In Vichy-Frankreich steigt die bolschewistische Flut, und es ist möglich, dass Sturmwellen auch in die Schweiz herüberschlagen. Darum bleiben 150'000 Mann mobilisiert, damit wir den Machenschaften der französischen Kommunisten Einhalt gebieten können. Nicole und Schneider, die linksextremen Nationalräte, würden sich keine Gelegenheit entgehen lassen, in der Schweiz die Fahne des Bolschewismus aufzupflanzen.»¹⁵

Der deutsche Gesandte zuckt mit keiner Wimper. Er hat seine diplomatische Mission erfüllt. Jetzt verabschiedet er sich, geht in seine Gesandtschaft zurück und schickt eine Depesche nach Berlin, an das deutsche Aussenministerium in der Wilhelm-Strasse. Er berichtet von seinem Protestbesuch und der Antwort des Bundespräsidenten.¹⁶ Die erstaunlichen Äusserungen von Pilet-Golaz kommentiert er nicht. Weiss der Chef des Eidgenössischen Politischen Departements denn nicht, dass die französischen Kommunisten aufgerieben

sind, dass sie unfähig sind, sich zusammenzuschliessen, dass der deutsch-sowjetischen Pakt sie in Verruf gebracht hat, dass es sich letztlich nur um arme, entzweite, ratlose, verfolgte und in den Untergrund getriebene Kommunisten handelt, deren eigener Glaube ins Wanken geraten ist? Wie sollte von ihnen eine Gefahr für die Schweiz ausgehen? Ebensogut wäre eine Invasion von Nazigegegnern aus Deutschland möglich. Oder von Antifaschisten, die plötzlich von Mailand her einmarschieren.

Wenn man sich die Szene zwischen dem deutschen Diplomaten und seinem Schweizer Gesprächspartner vor Augen hält, mutet Pilet-Golaz weniger wie ein Spitzenpolitiker und – diplomate an denn ein Bauer aus dem Hinterland: Wenn die Ernte erfroren und die Lawine niedergegangen ist, wenn Scharen von Gläubigern aufmarschieren, muss man Zeit gewinnen, darf diejenigen, die den Hof an sich reißen wollen, nicht vor den Kopf stossen, sollte sie mit schönen Worten hinhalten, bis bessere Zeiten kommen. Das wäre jedenfalls eine mögliche Erklärung für Pilet-Golaz' Verhalten. Eine andere Variante legt nahe, dass er wirklich an eine «kommunistische Bedrohung» aus Frankreich glaubte. Die beiden Interpretationen schliessen sich nicht zwingend aus. Pilet-Golaz könnte versucht haben, dem deutschen Diplomaten gegenüber eine List anzuwenden. Das tat er dann mit um so mehr Talent, als er seit Langem von einer «kommunistischen Gefahr» ausging. Ebenso glaubte er, dass die an der Maginot-Linie beschäftigten spanischen Arbeiter in der Schweiz Unruhen ausgelöst hätten, wenn sie interniert worden wären. Aus diesem Grunde hatte er sich geweigert, sie aufzunehmen.

Für Hans Hausamann und seine Freunde war die Rede von Pilet-Golaz der Auslöser für ihre Luzerner Verschwörung. Das Losungswort «Nidwalden»¹⁷ steht für einen Aufstand der Verzweiflung. Etwa zeitgleich entschied ein kleiner Bäcker ohne Mehl und Brot aus einem Juradorf mit roten Ziegeldächern: «Ich nehme den Weg über die Felswand.» Und Bernard Bouveret aus Chapelle-des-Bois kletterte auf dem Mont Risoux über die kleine Mauer mit dem Emblem der Bären und Lilien – seinem tragischen Schicksal entgegen.¹⁸

Die Offiziersverschwörung vom Juni/Juli 1940 – Losungswort: Nidwalden

Ein junger Mann um die Dreissig schwimmt in der Berner Aare. Der Fluss beschreibt eine Schleife, durch die eine Halbinsel entsteht, auf der sich im Mittelalter die spätere schweizerische «Bundesstadt» entwickelte: Eine Akropolis, eine hochgelegene geschützte Stadt, die heutige Berner Altstadt. Das Wetter ist schön. Die Sonne scheint.

25. Juni 1940

Der junge Mann ist von der sogenannten «Dählhölzlibrücke» (eigentlich Schönausteg) aus die Aare hinuntergeschwommen. Es ist Mittagspause. Um diese Zeit ist Bern noch ruhiger als sonst. Der junge Mann legt sich im Marzilibad auf eine Pritsche. Er fühlt sich gut. Es stünde alles zum Besten, wenn Frankreich nicht zusammengebrochen wäre. Der junge Mann reist gern in die Fremde, er ist ein glühender Frankophiler und, wenn man so will, ein «Alliophiler», einer, der sich der Sache der Alliierten verbunden fühlt – wie viele andere kultivierte Schweizer auch. Für ihn ist die Kapitulation Frankreichs eine Katastrophe. Er heisst August, ist perfekt zweisprachig – wie so viele Berner damals – und fragt sich, wie lange man wohl mitten in der Hauptstadt noch so gemütlich sonnenbaden kann. Denn von einer Stunde auf die andere könnten die Deutschen vom Himmel fallen, so wie es fast überall in Europa geschehen ist.

Auf einmal hört August die Ansage, Bundespräsident Pilet-Golaz werde eine Rede halten. Er springt auf, gesellt sich zu einer ganzen Gruppe von halbnackten Männern, die sich bereits um ein Radiogerät drängen. Tropfnass stehen die Badegäste da und warten. In der

ganzen Schweiz hält man in diesem Augenblick den Atem an. Was wird der Bundespräsident sagen?

«... so bedeutet es doch für uns Schweizer eine grosse Erleichterung zu wissen, dass unsere drei grossen Nachbarn nun den Weg des Friedens beschritten haben.»

August staunt. In wessen Namen spricht der Bundespräsident? Ist die Niederlage Frankreichs nicht eine Tragödie, die die Schweiz ganz unmittelbar betrifft? August ist enttäuscht, ja empört über Pilet-Golaz, der meint, Europa müsse «ein neues Gleichgewicht» finden. Was für ein Gleichgewicht? Und wie kann der Bundespräsident eine «stufenweise Demobilmachung ins Auge fassen», während an der Schweizer Westgrenze auf französischem Boden deutsche Elitedivisionen aufmarschieren?

August ist gut informiert: Er gehört dem Schweizerischen Nachrichtendienst an, der über zuverlässige Antennen in ganz Europa verfügt. August zweifelt nicht daran, dass Deutschland für die Schweiz eine Bedrohung darstellt. Und was tut Pilet-Golaz in seiner Funktion als oberster Schweizer angesichts dieser Gefahr? Er gibt sich beschwichtigend und spricht von Anpassung. Anpassen woran? An Grossdeutschland? An Adolf Hitler? August hört Pilet-Golaz sagen, man sei dabei, «Hindernisse zu beseitigen, die man noch vor weniger als einem Jahr für unübersteigbar gehalten» habe. Was für Hindernisse? fragt sich August, etwa unsere politischen Institutionen, unsere demokratischen Überzeugungen? Will der Bundespräsident die Schweiz etwa politisch entmündigen und unter die Vormundschaft Nazideutschlands stellen? Wo in dieser Rede finden sich Worte wie Unabhängigkeit, Widerstand, Demokratie, Neutralität? August wüsste gern, was die anderen davon halten. Er wendet sich an einen Nachbarn zu seiner Linken.

«Eine unmögliche Rede, finden Sie nicht?»

«Warum? Ich finde sie klug und schön.»

August sieht den Nachbarn zu seiner Rechten an. «Und Sie, was halten Sie von dieser Rede?»

«Sie ist staatsmännisch. Wir müssen jetzt vorsichtig sein.»¹ August fragt sich, ob er der einzige Schweizer ist, dem die Worte des Bundespräsidenten aufstossen. Er läuft zur nächsten Telefonkabine und ruft Alfred Ernst an, einen alten Schulkameraden. Ohne August überhaupt zu Wort kommen zu lassen, legt Ernst gleich los: «Hast du die Pilet-Rede gehört? Unmöglich! Wir müssen uns sofort sehen.»

«Herr Deutschland»

August, der, nachdem er mit Ernst eine Verschwörung zum Sturz der Regierung angezettelt hatte, vom Berner Aareschwimmer zum Schweizer Botschafter aufrückte, dieser August Lindt, der mich Ende 1999 in Bern zu einer langen Unterredung empfing, weiss heute nicht mehr genau, warum aus Alfred Ernst seinerzeit «Lull» geworden ist. Die beiden Jungen waren gleichzeitig, etwa mit vierzehn, in den Stimmbruch gekommen und befreit worden vom Singunterricht, einer in Schweizer Schulen sehr wichtigen Disziplin.

«Wir hatten überhaupt kein Gehör, Ernst und ich», erzählt August Lindt, der mittlerweile abgeklärte Verschwörer von einst. «Während die anderen Singen hatten, besuchten wir Museen und Kunstgalerien. Und vor allem diskutierten wir über alles und jedes: Kunst, Literatur, Politik.»

Sehr früh habe Lull eine Passion für militärische Strategien entwickelt. Er arbeitete bei den Bundesbahnen, später in einem Anwaltsbüro. An beiden Orten langweilte er sich zu Tode. Kurz vor Kriegsausbruch lernte er Oberst Roger Masson kennen, der im Dienst der Eidgenossenschaft erst kurz zuvor einen militärischen Nachrichtendienst gegründet hatte. Masson bot Lull eine Stelle in einer der aufzubauenden Sektionen an.

Ernst war ein offener, freimütiger und sehr humorvoller junger Mann, der Sohn eines Berner Oberrichters, den man als schweigsamen Menschen kannte. Der Sohn, vielleicht ein wenig mitteilamer

als der Vater, konnte ebenfalls sehr zurückhaltend sein. Eine Eigenschaft, die man in einem Nachrichtendienst zu schätzen weiss. Roger Masson bat ihn also, die Leitung des Büros Deutschland zu übernehmen. So wurde aus Alfred Ernst der «Herr Deutschland» des Schweizerischen Nachrichtendienstes, eine sehr wichtige Funktion, zumal für einen Dreissigjährigen, wenn man die politische Situation in Europa bedenkt.

Dank Alfred Ernst wird auch August Lindt im Frühjahr 1940 dem Nachrichtendienst zugeteilt, und zwar der fünften Division in Aarau, der Hauptstadt des Kantons Aargau, rund 25 km Luftlinie südlich des Rheins, der Deutschland von der Schweiz trennt.

Ein zweites Österreich?

In Aarau kann August die von Deutschland ausgehende Bedrohung – besonders seit dem 10. Mai 1940, dem Tag des deutschen Einmarschs in Holland, Belgien und Luxemburg – aus nächster Nähe ins Auge fassen und beobachten, wie das Deutsche Reich mit der Schweiz Katz und Maus spielt. Ein Nervenkrieg nach Naziart, der erfolgreich in ganz Europa durchgespielt wurde.

Ernsts Informanten des «Büro Deutschland» melden, dass aus dem Reichsgebiet zwanzig Divisionen in Baden, Württemberg und Bayern, das heisst in ganz Süddeutschland, zusammengezogen werden. Bald jedoch ist jedem von Ernsts Männern klar, dass die Deutschen bluffen. Mitten in der Schlacht um Frankreich wollen sie die Schweizer im Mai/Juni glauben machen, dass die deutsche Armee in die Schweiz einmarschieren könnte, um die Maginot-Linie zu umgehen. Aber wie August Lindt schreibt, war dies «eine Kriegslist und sollte das französische Armeekommando veranlassen, starke Kräfte an der schweizerischen Westgrenze zu belassen»².

Dennoch fehlen Ernst, Lindt und sämtlichen Vertretern der Aargauer Division ebenso wie den zivilen Führungskräften in Bern

stichhaltige Beweise, dass das Land nicht Gefahr läuft, von den Deutschen überfallen zu werden.

Im Sommer 1940 befürchten Lindt, Ernst und ihre Freunde, dass die Schweizer Regierung den Forderungen der Nazis nachgeben könnte. Alles ist möglich, sagen sie sich, wie vor zwei Jahren in Österreich und der Tschechoslowakei, wo die Regierungen weitgehende Konzessionen machten, um ihre Haut zu retten, was sie dann doch nicht konnten!

All diese jungen Männer des Schweizerischen Nachrichtendienstes verabscheuen das Hitlerregime, tagtäglich müssen sie über ihre Agenten jenseits des Rheins Niederschmetterndes erfahren.

Wird die Schweizer Regierung kapitulieren?

August Lindt sitzt am Wasser und fragt sich, ob der Bundesrat Deutschland die Stirn bieten wird. Die Antwort auf diese Frage hängt massgeblich davon ab, inwieweit Pilet-Golaz, der Deutschland gegenüber sehr entgegenkommend erschien, von seinen Regierungskollegen unterstützt wird.

Bis zum Frühjahr 1940 hatte Lindt als Journalist gearbeitet. Er kennt die Regeln seines Handwerks: direkte Auskünfte einholen, Quellen überprüfen. Zuletzt war er als Reporter in Finnland gewesen. Dann hatte man ihn als Korporal eingezogen und schliesslich dem Nachrichtendienst zugeteilt. Im Juni 1940 geht er vor, als hätte er eine Meinungsumfrage durchzuführen. Er besucht einen hochgestellten Diplomaten im Politischen Departement, Walter Rüfenacht, der mit ihm verwandt ist. Ihr Gespräch, das Lindt in seinem Buch wiedergibt, wird die späteren Ereignisse nicht unwesentlich beeinflussen.

«Sollte das Dritte Reich an uns Forderungen stellen, die für einen souveränen Staat unannehmbar sind, würde der Gesamtbundesrat sie zurückweisen?» fragt Lindt seinen Vetter. Der Diplomat lächelt nachsichtig: «Du bist etwas naiv, in seiner gegenwärtigen Stimmung würde er nicht daran denken.»³

August Lindt ist sprachlos: Ein hoher Berner Beamter, der täglichen Umgang mit dem Schweizerischen Bundesrat pflegt, behauptet, ohne zu zögern, dass dieser von heute auf morgen den Aufforderungen und Ultimaten der Nazis nachgeben würde. Lindt fühlt sich nicht als Einziger düpiert. Hausamann geht es ähnlich. Er traut seinen Ohren nicht, als er Pilet-Golaz' Rede hört. Er spricht von einem «zunehmenden Defätismus» und berichtet, in vielen Kasernen verliere die Truppe völlig den Kopf und den Boden unter den Füßen: «Gleich drei Meldungen besagten, es sei von der Truppe das Bildnis des Generals von der Wand gerissen und zerstampft worden. Dass der General eine solche Rede zulasse, zeige, dass er mit [den Nazis; Anm. d. U.] unter der gleichen Decke sei. Man solle doch Schluss machen, die Truppen nach Hause lassen, man sei ja doch verraten und verkauft.»⁴

Die Öffentlichkeit frage sich, ob es sich um ein Programm gänzlicher, nicht nur wirtschaftlicher, sondern auch politischer Angleichung an die totalitären Mächte handele, stellt Hausamann in seinem offiziellen Rapport vom 25. Juni 1940 fest. Und er fügt hinzu, dass viele Leute in der Rede des Bundespräsidenten «Pétainsche Töne» herausgehört hätten und diese unangebracht fänden.⁵

Mit einem Mal begreifen Lindt und seine Kameraden, dass der Bundespräsident gar nicht seinen persönlichen Standpunkt vertreten hat. Es gibt keine «Pilet-Golaz-Politik», sondern nur die einvernehmliche Haltung des Gesamtbundesrats. Lindt und seine Freunde fürchten deshalb mehr und mehr, die offizielle Schweiz könnte ihre Haltung jener von Marschall Pétain angleichen, der glaubt, dass der bewaffnete Kampf für Frankreich zu Ende sei und dass man mit Hitler eine Verständigungsgrundlage und Wege zur Zusammenarbeit finden müsse. Für Pétain ist Frankreich dazu verurteilt, sich mit Deutschland, das seit dem Waffenstillstand mehr als zwei Drittel des Landes besetzt, zu verständigen. Der französische Einfluss auf die Schweiz ist nicht gering. Stellt das Beispiel Frankreichs, das nicht nur die Waffen gestreckt hat, sondern unter Pétains Führung auch

auf den Rechtsstaat, die Republik verzichtet, für Bern also nicht eine gewisse Versuchung dar? Frankreich ist die einzige Grossmacht mit demokratischer Staatsform auf dem Kontinent. Durch seine militärische Schlappe Ende Juni und den Niedergang seiner republikanischen Regierung sind auch die schweizerische Freiheit und Unabhängigkeit direkt und indirekt bedroht. Das Land ist von Deutschland und Italien praktisch eingekesselt, abgesehen von Savoyen, durch das noch Verbindungen mit Spanien und Portugal und darüber hinaus mit Grossbritannien und den Vereinigten Staaten möglich bleiben. Doch die Schweiz hat einen Strick um den Hals. Und die Nazis könnten ihn problemlos zuziehen. Lindt und seine Kameraden sind jedoch überzeugt, dass die Deutschen nur diejenigen respektieren, die ihnen Widerstand leisten. Die Nazis verachteten die Schwachen. Darum musste man ihnen die Zähne zeigen.

«Der Bundesrat darf nicht vor ihnen zurückweichen, wenn wir unabhängig bleiben wollen», sagt sich Lindt auf dem Weg zu Ernst.

«Ich habe meinen Helm auf den Boden geworfen»

August Lindt macht sich also auf zu Alfred Ernst. Dem jungen Leiter des «Büro D» ist der Kragen geplatzt. Wenn er Lindt so dringend sehen will, dann sicher nicht für einen kleinen Schwatz. Zuerst will Lull bei seinem Jugendfreund die Wut loswerden, die ihn angesichts der Ansprache des Bundespräsidenten gepackt hat: «Ich habe meinen Helm genommen und auf den Boden geworfen. Und das ganze ‚Büro D‘ tat dasselbe. Wir geben nicht nach, und wir werden nicht nachgeben!»

Dann beschliessen Ernst, Lindt und ein paar andere, einen Staatsstreich anzuzetteln. Sie kommen überein, beim geringsten Anzeichen der Kapitulation durch die schweizerische Regierung zu putzen.⁶

AUGUST LINDT: «In unseren Augen gab es schon einen Ansatz zu unannehmbaren Konzessionen gegenüber Berlin: Man schickte

sich an, die deutschen Flugzeuge, die von den Schweizern über dem Jura abgeschossen worden waren, wieder nach Deutschland zurückzubringen. Das stand in völligem Widerspruch zur Neutralität. Wir empfanden es als ‚Anpassung‘. Um so mehr, als das Ganze vor der Öffentlichkeit geheimgehalten wurde. Wir wussten davon nur durch unsere Tätigkeit beim ‚Büro D‘ des Nachrichtendienstes. Da haben wir uns gesagt: ‚Ein Volk, das sich kampfflos ergibt, verliert seine Daseinsberechtigung. Und beschlossen, in Bern einen Militärputsch vorzubereiten. Ernst ergriff als erster das Wort.›

JEAN-PIERRE RICHARDOT: «Welchen Plan hatten Sie?» AUGUST LINDT: «Ein Rekrutenbataillon sollte das Bundeshaus besetzen und die Bundesräte verhaften. Wir hatten uns darüber mit unserem Freund Hauptmann Walter Allgöwer verständigt, der für die Ausbildung der Rekruten in Bern zuständig war und dem wir den Plan vorgelegt hatten.»

J.-P. R.: «Sie hätten in der Schweiz eine Militärregierung eingesetzt?»

A. L.: «Nein, überhaupt nicht! Den Gedanken an eine Militärregierung hatten wir a priori verworfen. Wir hätten eine zivile Mannschaft eingesetzt, einen neuen Bundesrat, der im Übrigen völlig provisorisch gewesen wäre. Denn das Land wäre sofort überfallen worden, das wussten wir.»

J.-P. R.: «Und was hätte diese neue Regierung gemacht?»

A. L.: «Sie hätte das Land zum Widerstand aufgerufen! Man darf sich keinen Illusionen hingeben: Die neue Regierungsmannschaft hätte gerade Zeit gehabt, über Radio und Presse einen Appell ans Volk zu richten.»

J.-P. R.: «Und warum haben Sie Ihre Idee eines ‚Berner Putsches‘ nicht durchgeführt?»

A. L.: «Weil einer Demokratie mit einem Staatsstreich nicht gedient ist!»

J.-P. R.: «Danach habt ihr also in Luzern ein Komplott ausgeheckt?»

A. L.: «Ja, wir haben die ‚Offiziersverschwörung‘ angezettelt. Am Anfang jeder Aktion stand Alfred Ernst, mein Jugendkamerad,

mit dem ich in Bern die Sekundarschule und das Gymnasium und später die Universität besucht hatte. Er war ein Aargauer, der sich als Berner fühlte. Wir waren schon als Buben gleich Freunde geworden, und mit der Zeit hatte sich diese Freundschaft vertieft. Ernst hat mich nach Aarau zum Nachrichtendienst geholt. Vorher versauerte ich in einem Mannschaftsdepot in Aubonne oberhalb von Morges. Im Frühjahr 1940 hatte ich an Lull geschrieben: ‚Weiss die Armee wirklich nichts Gescheiteres für mich zu tun, als mich in diesem Mannschaftsdepot vor Langeweile verfaulen zu lassen?‘ So kam ich zum Nachrichtendienst, zuerst nach Aarau, dann nach Luzern, wo sich eine Nachrichtensammelstelle befand, die NS 1, in der man vor allem Nazideutschland und das faschistische Italien scharf beobachtete. Der Leiter der NS 1 war Max Waibel, der so alt war wie wir. ‚Du wirst sehen, mit Waibel wirst du dich gut verstehens hat Ernst zu mir gesagt. Und so war es. Wir waren uns gleich sympathisch. Seine Nachrichtensammelstelle hiess ‚Rigi‘, wie der Berg. Sie wurde von rund einem Dutzend Büros beliefert. Auch deren Kriegsnamen waren ziemlich pittoresk. Das Basler Büro hiess ‚Pfalz‘, das Zürcher Büro ‚Uto‘, und das unabhängige Büro Hausamanns trug den Namen ‚Pilatus‘, weil es sich in Kastanienbaum bei Luzern am Fuss des Pilatus befand.›

J.-P. R.: «Sie sagen, das Büro von Hans Hausamann sei unabhängig gewesen. War es nicht in den Schweizerischen Nachrichtendienst integriert?»

A. L.: «Theoretisch schon! Das ‚Büro Ha‘, das Hans Hausamann aus eigener Initiative aufgebaut hatte, war seit Kriegsbeginn Bestandteil des Nachrichtendienstes. Aber Hausamann war ein so ausgeprägter Individualist, dass es schlicht unmöglich war, ihn in irgendeine Organisation einzubinden. Er hatte sich ausbedungen, weitgehend autonom zu bleiben, und Oberst Masson hatte dem nachgegeben. Hausamann wollte Herr im eigenen Hause bleiben.»

J.-P. R.: «Was war Hans Hausamann für ein Mensch? War er, mit seinem unglaublichen Unabhängigkeitsdrang à la de Gaulle, eher schwierig im Umgang?»

A. L.: «Nein, nicht schwierig im Umgang, aber egozentrisch. Er neigte dazu, zu glauben, er habe immer recht. Es stimmt, dass er ein bemerkenswertes Augenmass für Europa und die Welt besass. Er war über alles im Bilde. Er kannte sich ungeheuer gut aus in geopolitischen, juristischen und wirtschaftlichen Dingen, hatte ein sensationelles Gedächtnis, ein ausgezeichnetes Urteilsvermögen. Manchmal sah er Ereignisse jahrelang voraus. Meistens waren seine Informationen nicht nur absolut zutreffend, sondern auch aufschlussreich für die Zukunft. Hausamann war ein Visionär, der sich empörte, wenn man eine von ihm gelieferte Information auch nur im Geringsten anzweifelte. Aber ich wiederhole, auch wenn er egozentrisch war, war er nicht schwierig im Umgang.»

J.-P. R.: «Wann und wie haben Sie ihn kennengelernt?»

A. L.: «Das war in Luzern, im Schweizerhof, am See. Er kam auf mich zu. Max [Waibel] hat uns einander vorgestellt, und wir haben uns angeschaut. An Hausamann sind mir sogleich seine Falkennase, sein schmales Gesicht und seine sehr grossen Ohren aufgefallen. Noch heute sehe ich ihn vor mir. Ernst, kühl, höflich steht er da. Er durchbohrt mich mit seinem Blick. Er mustert mich auf eine Art, wie mich seither nie mehr jemand gemustert hat. Er forscht in meinem Gesicht, um mich zu durchschauen. Und in seinem Blick ist deutlich die Frage zu lesen: ‚Kann man diesem Neuankömmling trauen, diesem Freund von Ernst?‘ Das Resultat der Begutachtung ist offenbar zufriedenstellend ausgefallen. Während der darauffolgenden Ereignisse, während des ganzen Kriegs und für die heikelsten, im Allgemeinen geheimen Missionen, hat er mir stets vertraut. Ich habe mich immer gut mit ihm verstanden. Wir hatten eine gemeinsame Passion: die Pferde. Er war ein vortrefflicher Reiter. Überhaupt bemühte er sich auf jedem Gebiet um Vbtrefflichkeit. Aber er konnte auch lachen, scherzen, diskutieren, Wein trinken, edle Zigarren rauchen. Nie hat er uns, Ernst, Waibel, mich und die ganze Mannschaft, alles junge Männer Mitte Dreissig, spüren lassen, dass er älter war. Denn er war dreiundvierzig. Und acht Jahre Erfahrung mehr, das zählt!»

J.-P. R.: «Aber er war doch Ihr Chef?»

A. L.: «Nein, er war nicht unser Chef! Er hörte alle an. Er gab keine Befehle. Hierarchisch gesehen waren wir jedenfalls nicht ihm unterstellt. Unsere Gruppe beruhte auf dem Prinzip des freiwilligen Dienstes. Wir waren alle gleich. Trotzdem muss man sagen, dass wir Jüngeren uns untereinander duzten, aber ‚Ha‘, so nannten wir ihn, wurde von uns gesiezt. Kurz, wir erkannten seine intellektuelle Überlegenheit an, aber wir sprachen mit ihm wie mit einem Kollegen. Uns verband eine gemeinsame Überzeugung: Die Deutschen würden den Krieg nicht gewinnen, es sei denn, man liesse sie aus Schwäche gewinnen. Hans Hausamann war sich absolut sicher, dass England auf keinen Fall nachgeben würde. Hätten die Deutschen den Ärmelkanal überquert und London und ganz England eingenommen, hätte das in seinen Augen den Willen der Briten, den Kampf weiterzuführen, nicht im Geringsten geschmälert. Wir stimmten mit ihm darin überein, dass der Krieg lange dauern und zum Weltkrieg werden würde. Wir waren unabhängig von de Gaulle, dessen Appell wir vom Hörensagen kannten⁷, zu diesem Schluss gekommen. Es war Churchills Haltung, die uns unerschütterlich erschien. Wir hatten volles Vertrauen in den britischen Widerstandswillen. Und das war für unser ganzes Vorgehen im Sommer 1940 wie in den folgenden Jahren entscheidend.»

J.-P. R.: «Alle Verschwörer waren Offiziere. Sie nicht. Wie kommt das?»

A. L.: «1939/1940 war ich Fahrkorporal bei einer schweren Feldhaubitzbatterie. Ich kümmerte mich um die Pferde. Ich war nicht Offizier, da ich nach dem Doktorat genug hatte vom Studium, von der Ausbildung. Ich wollte ins Ausland. Natürlich war ich sehr an Strategien, an militärischen Angelegenheiten interessiert, das bin ich noch heute. Aber ich wollte die Welt kennenlernen und bin Journalist geworden. Ich war Reporter, Sonderkorrespondent, und arbeitete gleichzeitig für mehrere Zeitungen, für das *Journal de Genève*, die *Basler Nachrichten*, das *Berner Tagblatt*, die *Berliner Deutsche All-*

gemeine Zeitung und den Londoner *Spectator*. Für ihn schrieb ich meine Artikel direkt auf englisch. Meine Frau war Engländerin, sie warf einen Blick auf den Text, bevor ich ihn nach London schickte. Ich schlug den Zeitungen Themen vor. Wenn mich etwas besonders interessierte, sprach ich mich mit ihnen ab. So reiste ich 1932, als die Japaner diese chinesische Provinz besetzten, als Sonderkorrespondent in die Mandschurei. Ich erlebte mit, wie die Japaner das Land eroberten, das sie Mandschukuo nannten, und aus dem sie angeblich einen unabhängigen Staat machen wollten. Tatsächlich handelte es sich um ein japanisches Protektorat. Dann fuhr ich für eine Reportage nach Liberia, das damals mit Äthiopien der einzige Staat des afrikanischen Kontinentes war, der nicht von Europäern verwaltet wurde. Es war eine Art amerikanisches Protektorat, und es gab dort Sklavenhändler.»

Finland als Vorbild

A. L.: «Ich war auch in allen Ländern am Persischen Golf als Reporter unterwegs. Dann kam der Krieg. Ende 1939 wurde ich eingezogen und dann provisorisch aus dem Dienst entlassen. Ich beschloss, während des ‚Winterkriegs‘ nach Finnland zu fahren. Wie Sie wissen, hatte Moskau die Finnen vor das Ultimatum gestellt, der Sowjetunion eine in der Nähe von Leningrad liegende Provinz abzutreten, Karelien, und da die Finnen das Ultimatum zurückgewiesen hatten, war es zum Krieg gekommen. Was mich – und nicht nur mich, sondern die ganze Schweiz damals – begeisterte, war der unglaubliche Widerstandswille dieses kleinen finnischen Volkes, das einen europäischen Militärriesen in die Flucht schlug. Die ganze Schweiz identifizierte sich mit Finnland, mit seinen heldenhaften Skifahrern, die sowjetische Armeeeinheiten umzingelten. Hausmann adoptierte sogar einen kleinen Finnen. Finnland hatte großen Einfluss auf unser Land. Für uns wurde es zu einem Vorbild der Unerschrockenheit, an dem wir uns ein Beispiel nehmen mussten. Es hatte in diesem Winter 1939/1940 bewiesen, dass sich Wider-

stand immer lohnt. Denn wenn es auch unter dem Druck der russischen Übermacht Karelien abtreten musste, so hatte es doch verhindert, von den Russen erobert zu werden. Als kleiner Staat mit einer kleinen Armee hat es seine Unabhängigkeit bewahrt. Moralisch hat es uns in gewissem Sinne gewappnet, den Deutschen Widerstand zu leisten. Wir haben 1940 oft daran gedacht. Dann, von 1941 an, wurde Jugoslawien zu unserem Vorbild des Widerstands. In beiden Fällen bot der ‚Kleine‘ dem ‚Grossen‘ Paroli. Das war also möglich. Man musste es nur wollen. Diese Reportage aus Finnland war meine letzte journalistische Arbeit. Ich hatte genug davon, zu berichten, was geschah. Ich wollte mitwirken bei dem, was sich tat.»

J.-P. R.: «Sie haben während des Krieges die ganze Zeit mit den Sozialdemokraten und mit Leuten zusammengearbeitet, die gesellschaftlich eine gewisse Aussenseiterposition einnahmen: Hausmann, Karl Barth, Albert Oeri. Dabei kommen Sie aus einer Aristokratenfamilie ... «

A. L.: «Ja, ich habe mit den Sozialdemokraten und anderen nazi-feindlichen Kreisen zusammengearbeitet, aber ich komme nicht wirklich aus einer Aristokratenfamilie. Sagen wir lieber aus dem Grossbürgertum. Meine Familie ist übrigens nicht sehr alteingesessen: Wir kamen erst 1740 nach Bern. Ich weiss nicht, warum wir uns hier niedergelassen haben. In der Folge haben meine Vorfahren immer Frauen aus alten Berner Geschlechtern geheiratet. Weshalb ich selbst mich als ein alter Berner fühle. In der Familie meines Vaters war man überzeugt konservativ. Ich wurde in der Vorstellung erzogen, dass die Sozialisten furchtbare Leute sind, schlechte Bürger, Agitatoren, Zerstörer. Von dieser Erziehung her hatte ich bis 1940, mit fünfunddreissig Jahren, ein Vorurteil gegenüber der sozialdemokratischen Partei. Hans Hausamman hat mich dann den Sozialdemokraten nähergebracht und veranlasst, dass ich mit ihnen zusammenarbeitete. Er hat zu mir gesagt: ‚Man behauptet von mir, ich stünde politisch rechts. Ich bin ein Freisinniger und berate die Sozialdemokratische Partei in militärischen Fragen. Es ist Minger, der mich

Hans Oprecht vorgeschlagen hat. Und glauben Sie mir, auf Oprecht und die Sozialdemokraten kann man sich verlassen. Ich schicke Sie zu Oprecht. Sie werden sich mit ihm bestens verstehen. Man muss all diese Vorurteile fallenlassen ... Was zählt, ist der Kampf gegen die Nazis.' So habe ich dank Hausamann während des ganzen Krieges mit den Sozialdemokraten zusammengearbeitet. Und heute, im Dezember 1999, bin ich Mitglied der Sozialdemokratischen Partei! Wenn mein Vater mich sähe!»

J.-P. R.: «Sie und Ihre Freunde waren Nazigegner. Sie fühlten sich also mit den verfolgten Juden solidarisch?»

A. L.: «Natürlich! Aber wir kamen von weit her, meine Freunde und ich. Wir waren mit einer ganzen Reihe von Vorurteilen den Juden gegenüber erzogen worden. Es war ein diskreter, diffuser, aber dennoch realer Antisemitismus. Er war fast überall verbreitet, in den Familien, der Geschäftswelt, bei den Unternehmen, in der Armee. Doch als wir sahen, wie grauenhaft man die Juden verfolgte, haben wir unsere Vorurteile abgelegt und ein Gefühl der Solidarität mit ihnen entwickelt, das um so stärker wurde, je mehr die Verfolgungen zunahmen. Vom Sommer 1940 an beklagte sich Hausamann bei uns über die Haltung des Gotthard-Bundes, der keine Freimaurer oder Juden in seinen Rängen duldete. Was Hausamann um so mehr missfiel, als er selber Freimaurer war! Das war sicher einer der Gründe für den Zwist zwischen uns, den Leuten vom Offiziersbund und der ANW und denen vom Gotthard-Bund. In der Folge haben wir in unseren *Informationen der Woche* entschieden Stellung für die Juden bezogen.»⁸

Oprecht, ein rotes Tuch für Bührlé

J.-P. R.: «Welchen Eindruck hat Hans Oprecht, der grosse Patron der Sozialdemokraten, der Pilet-Golaz hasste, auf Sie gemacht?»⁹

A. L.: «Er hat mir sofort gefallen. Hausamann hatte recht. Oprecht hatte eine unglaubliche Energie und eine erstaunliche körperliche Widerstandskraft. Er war unter anderem Nationalrat, Leiter der deutschschweizerischen Büchergilde, Präsident der Sozialdemokratischen Partei, Zentralsekretär des VPOD (Verband des Personals Öffentlicher Dienste), und er übte diese vielfältigen Funktionen auch wirklich aus. Er reiste enorm viel, meistens im Zug, und war immer perfekt organisiert. Kam er irgendwo an, sagte er sofort, um welche Zeit er wieder gehen musste, wieviel Zeit er hatte, um sich mit dem Problem des Tages zu beschäftigen. Als überzeugter Sozialdemokrat pflegte er Beziehungen zu Leuten jeder politischen Couleur. Man konnte ihm frei heraus widersprechen. Er hörte zu. Er nahm nie Anstoss. Er stand an der Spitze einer Partei, war aber überhaupt nicht parteilich. Es waren seine guten Beziehungen zu Bundesrat Minger, wie gesagt, die dazu führten, dass Hausamann der bevorzugte militärische Experte der SPS wurde. Und Minger, der Chef des Militärdepartements, mit dem Oprecht so gute Beziehungen pflegte, war alles andere als ein Sozialdemokrat. Er stand politisch rechts.

Es gab einen tollen Trick, von dem Hans Oprecht täglich Gebrauch machte, und der sehr effizient war! Bat er am Morgen aus dem Haus ging, steckte er sich einen Stapel kleiner Zettel in die linke Hosentasche. Bat ihn im Laufe des Tages jemand um eine Stellungnahme, einen Vorstoss, einen Bericht oder etwas anderes, notierte Oprecht das Ansuchen auf einem seiner Zettel und steckte ihn in die rechte Hosentasche. Wenn er ins Büro zurückkam, überreichte er seiner Sekretärin, der phantastischen Mascha Oettli, all diese Kritzeleien, und sie sorgte für den Rest: Sie schrieb die Briefe, nahm Kontakte auf und organisierte Zusammenkünfte. Sein Trick war einfach, aber er funktionierte!»

J.-P. R.: «Kommen wir auf Ihre Luzerner Verschwörung und auf die Gründung der Aktion Nationaler Widerstand zurück. Haben Sie jetzt, an Ihrem Lebensabend, das Gefühl, für die Eidgenossenschaft eine unentbehrliche Rolle gespielt zu haben?»

A. L.: «Einen wichtigen Beitrag geleistet zu haben, ja, aber nicht allein, sondern zusammen mit meinen Freunden. Es handelte sich tatsächlich um zwei Gruppen, die dieselben Überzeugungen teilten. Der grosse Unterschied zwischen dem Offiziersbund («Luzerner Verschwörung»), der im Juli/August 1940 gegründet wurde, und der unmittelbar darauffolgenden Aktion Nationaler Widerstand, besteht darin, dass an der Aktion neben den Militärs, die sich als Bürger engagierten, zahlreiche Politiker beteiligt waren. Beim Offiziersbund indessen handelte es sich nur um Angehörige des Militärs, hauptsächlich um junge Stabsoffiziere rund um General Guisan. Zur Aktion Nationaler Widerstand gehörte Hans Oprecht, von dem ich Ihnen eben erzählte, der Präsident der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz, ein Zürcher ... «

J.-P. R.: «... der für einen anderen Zürcher, den Oerlikoner Wafenhändler Bührle, ein rotes Tuch war.»

A. L.: «Ja, natürlich war Oprecht für Bührle ein rotes Tuch, aber im Gegenzug war Bührle auch für Oprecht eins! (*August Lindt lacht schallend.*) Und dann hatten wir einen grossen liberalen Politiker, den Chefredaktor der *Basler Nachrichten* Albert Oeri. Er war eine der Hauptstützen unserer Aktion Nationaler Widerstand. Zu erwähnen ist auch Markus Feldmann, der Chefredaktor der *Neuen Berner Zeitung*, der Jahre später Bundesrat geworden ist.»

J.-P. R.: «Beider Aktion Nationaler Widerstand waren also eine ganze Reihe von Journalisten beteiligt. Warum war Willy Bretscher, der Chefredaktor der *Neuen Zürcher Zeitung*, nicht dabei?»

A. L.: «Das war mein Fehler. Ich habe ihn nicht gefragt. Aber er war, obwohl nicht Mitglied der Aktion, absolut gegen die Nazis, wie wir alle. Wir haben mit der Aktion übrigens nie den Anspruch erh-

ben, ein Monopol auf den Widerstand zu haben. Wenn Sie die Kartei der Abonnenten unseres Organs, der *Informationen der Woche*, anschauen, werden Sie feststellen, dass es sich um etwa fünfhundert Personen handelt. Unsere Ansichten wurden jedoch von mehr als fünfhundert Schweizern geteilt. Aber es war eine Geheimgesellschaft, und wir hatten nicht die Mittel, alle Nazigegner zu kontaktieren. Daher die Abwesenheit von Willy Bretscher, an der, wie gesagt, ich schuld war. Es war nicht so, dass die Leute, Männer und Frauen – vor allem Männer, leider, wie Sie aus der Liste ersehen können – zu uns kamen. Wir selber, die ‚Funktionäre‘ der Aktion, wählten die Leute aus, die uns als besonders entschlossene Verfechter der demokratischen Linie der Schweiz und der Alliierten erschienen. Denn für uns war das ein und dasselbe. Nur ein Sieg Englands, an den wir felsenfest glaubten, konnte uns aus unserer schwierigen Lage befreien und die Demokratie und die Schweiz retten. Es gab keine andere Lösung ...»

J.-P. R.: «Was halten Sie von der Behauptung, die Schweiz sei während des Krieges eher für die Deutschen gewesen?»

A. L.: «Das ist absurd! Rund neunzig Prozent der Bevölkerung waren für die Alliierten. Niemand kann das Gegenteil behaupten. Die profaschistischen und nazifreundlichen Bewegungen in der Schweiz waren nie mehr als winzige Splittergruppen. Sie haben viel Wirbel und Lärm gemacht. Aber sie haben nie gezählt. Das Volk konnte sie nicht ausstehen. Der Schweizer Nazi befand sich immer in einer feindlichen Umgebung. Ohne die deutsche Gesandtschaft im Rücken hätten die Leute von der NBS, dieser sogenannten Nationalen Bewegung der Schweiz, die weder schweizerisch noch national gesinnt war, sondern im Dienste des potentiellen Angreifers stand, ohne die Gesandtschaft hätten diese Landesverräter nicht das kleinste Flugblatt, nicht die kleinste Zeitung herausbringen können. Sie hatten nicht einmal das Geld, um ihre Druckerei zu bezahlen! Sie waren nichts.

Wenn wir handeln konnten, dann dank einer entschlossenen Öffentlichkeit, auch wenn uns in gewissen Momenten Mutlosigkeit

überkam, vor allem während des Sommers 1940. Viele Leute hatten nach dem Zusammenbruch Frankreichs die Hoffnung verloren, aber sie standen deswegen nicht hinter der deutschen Ordnung. In der Armee erhob sich eine ganze Widerstandsbewegung gegen die allgemeine Verzagtheit. Und die jungen Stabsoffiziere gaben nicht klein bei. In diesem Moment kam es zu der Verschwörung von Luzern.»

Eine Versammlung für den Widerstand: Luzern, den 21. Juli 1940

Vom Hotel Schweizerhof in Luzern blickt man über den Landungssteg auf den Vierwaldstättersee hinaus. Eine wunderbare Aussicht. Die Sonne scheint. Es ist der 21. Juli 1940. Gut zwanzig Offiziere haben sich in einem grossen Saal des Hotels im Erdgeschoss eingefunden. Sollte dessen Tür heute nicht eine Plakette tragen? Aber die Schweizer sind ein wenig wie die Engländer: Sie fühlen sich von der Geschichte ihres Landes nicht betroffen.

Hauptmann Max Waibel, Chef der Nachrichtensammelstelle Rigi, eröffnet die Sitzung. Er ist sechsunddreissig. Er trägt ein Monokel vor dem rechten Auge. An seinem Kragen glänzen drei Sterne links, drei Sterne rechts, fünf goldene Knöpfe auf seinem Hauptmannsrock. Seine Reithose steckt in hohen Stiefeln. Max Waibel hat etwas Stämmigeres, Eckigeres als sein Freund Alfred Ernst, der neben ihm steht. Ernst wirkt jugendlicher. Er ist schlanker. Er trägt genau die gleiche Uniform wie sein Freund Waibel. Nach Waibels einführenden Worten übernimmt Ernst die Leitung der Versammlung. Die Stimmung ist ernst. Viele der anwesenden Offiziere sind gekommen, um an einem Rapport der Nachrichtenoffiziere teilzunehmen.

Sehr bald begreifen alle, dass es sich um eine völlig irreguläre Versammlung handelt. Es werden sehr unfreundliche Dinge über die schweizerische Regierung gesagt. Selbst dem naivsten Teilnehmer

wird schnell klar, dass er hier einer Verschwörung beiwohnt. Nur ein paar Offiziere sind im Vorfeld darüber informiert: Die Rädelführer des Komplotts.

Ernst spricht im Stehen, frei. Er hat ein paar Notizen vor sich. Es folgen im wesentlichen seine Ausführungen, wie sie sich den Archivdokumenten entnehmen lassen:

In der Armee müsse dringend der Widerstandswille gestärkt werden. Es empfehle sich, eine Organisation zu schaffen, deren Ziel es sei, «den bewaffneten Widerstand gegebenenfalls auch dann auszulösen, wenn uns von unseren Vorgesetzten befohlen wird, uns zu ergeben».

In jeder Heeresinheit, so Ernst, «soll ein Offizier die Verantwortung dafür übernehmen, dass in jedem Fall gekämpft wird.» Geheimhaltung und Vorsicht seien unbedingt geboten. Als Vertrauensleute kämen nur «unbedingt zuverlässige und einsatzbereite Offiziere» in Frage. Sie müssten das volle Vertrauen ihrer Untergebenen geniessen. Die Kommandanten der Heereseinheiten dürften «unter keinen Umständen ein geweiht werden». Wer die oberste Leitung der Organisation übernehme, werde nicht bekanntgegeben. Es handle sich aber nicht um Oberst Däniker.¹⁰

Hauptmann Ernst schliesst sein Votum mit einer Zusammenfassung dessen, was unmittelbar zu tun sei: Propagierung des Widerstandswillens bis hinunter zur kleinsten Einheit, Verhinderung der Kapitulation unter allen Umständen. Die Stimmung im Saal des Schweizerhofs in Luzern ist aufgeheizt. Die jungen Verschwörer reden alle durcheinander. Die meisten sind begeistert. Sie teilen Alfred Ernsts Einschätzung einer passiven, defätistischen Haltung der Regierung.¹¹

Die schweizerische Führung, so sieht es Ernst, ist dabei, schrittweise vor den Nazis zu kapitulieren. Der Pessimismus erfasse das ganze Land, und die «verschwommene Rede» von Pilet-Golaz sei dazu angetan, ihn noch zu verstärken. All diese Konzessionen an Hitler führen letztlich zur Kapitulation. Aber, sagt Ernst, «es gibt keine Zwischenlösung zwischen Widerstand und Kapitulation.

Würde uns disziplinwidriges Verhalten vorgeworfen, könnten wir uns auf die Weisungen für den Überfall (vom 9. April 1940) berufen. Wir würden ja nur in die Tat umsetzen, was der General und der Bundespräsident vorgeschrieben haben, als Dänemark und Norwegen überfallen wurden: Alle Nachrichten, die den Widerstandswillen von Bundesrat und Armeeführung anzweifeln, sind als Erfindung der feindlichen Propaganda zu betrachten.»

Hausamann und seine Getreuen, zuvorderst Alfred Ernst, rufen also nach der Rede von Pilet-Golaz vom 25. Juni 1940 dazu auf, sich einer Unterwerfung der Schweiz unter ein Nazideutschland zu widersetzen, das gedenkt, das Land zu erobern, ohne es militärisch erstürmen zu müssen, wie dies schon in Österreich und in der Tschechoslowakei geschehen ist.

Hausamann und seine Mannschaft sind durch das «Büro Ha» und das «Büro D» in stetem Kontakt mit deutschen Nazigegnern und verschiedenen Agenten, die ihnen mehrmals täglich Informationen liefern. Sie kennen die Grenzen von Hitlers Macht. Für Hausamann, Lindt und ihre Freunde ist jedes höfliche Entgegenkommen, jede Konzession, jede Rede à la Pilet-Golaz weit davon entfernt, das Land zu schützen. Im Gegenteil: Sie bedeuten eine Bedrohung für seine Sicherheit und Unabhängigkeit, stellen einen Schritt auf dem österreichischen, tschechischen Weg dar. Während zahlreiche politische Verantwortliche und einfache Bürger in der Schweiz und in ganz Europa glauben, Hitler habe die Partie endgültig gewonnen, fehlen ihm nach Ansicht Hausamanns und seiner Leute die nötigen Voraussetzungen dazu: Die Wehrmacht hat keine Zukunft. Die Luftwaffe wird die RAF nicht schlagen. Das Dritte Reich ist zum Untergang verurteilt. Hitler wird den Krieg verlieren.¹²

«Wer nach dem Erfolg des Widerstandes fragt, ist ein Verräter»

Schauplatz ist noch immer der Schweizerhof. Nach seinem Exposé vor der Verschwörerversammlung in Luzern übergibt Alfred Ernst Hans Hausamann das Wort.

Im Saal wird es still. Hauptmann Hausamann richtet sich zu seiner vollen Grösse auf. Er wirkt ernst, steif, ein wenig feierlich und sehr entschlossen. Wie alle anderen trägt er seine Offiziersuniform. Als Verantwortlicher des «Büro Ha» gibt er einen Überblick über die allgemeine Situation. Er spricht frei, ohne Notizen. Deutschland, erklärt er, wende schon die ganze Massnahmenpalette dessen an, was in der Sprache der Nazis die «erweiterte Strategie» genannt werde. Hausamann spricht von den Saboteuren, die die Nazis Mitte Juni bei Romanshorn in die Schweiz eingeschleust haben. Er betont die Unsicherheit der Situation.¹ Der Bundesrat sei dabei, eine verschleierte wirtschaftliche Kapitulation voranzutreiben, sagt er, und erklärt seiner betroffenen Zuhörerschaft: «Wer nach dem Erfolg des Widerstandes fragt, ist ein Verräter.»² Anschliessend unterbreitet Hans Hausamann der Offiziersversammlung mit seiner sonoren Stimme ein vier Punkte umfassendes Manifest und fordert sie auf, es zu unterzeichnen:

«1. Wir wollen unter allen Umständen bewaffneten Widerstand leisten, wenn vom Ausland Ansinnen an die Schweiz gestellt werden, die in irgendeiner Weise ihre Unabhängigkeit oder ihre nationale Würde gefährden. Wer nach dem Erfolg des Widerstandes fragt, ist ein Verräter.

Der Verlust seiner staatlichen Unabhängigkeit ist das grösste Unglück für ein Volk und wiegt unendlich schwerer als wirtschaftliche Not. Ein freies Volk ist fähig, sich aus wirtschaftlichem Niedergang

wieder emporzuarbeiten. Ein Volk aber, das sich ohne Widerstand der Knechtschaft gefügt hat, verliert seine Daseinsberechtigung für immer.

2. Wir wollen eine starke, entschlosskräftige Regierung, die unabhängig von Parteien und Wirtschaftsgruppen sich ausschliesslich vom Wohl des Landes leiten lässt.

3. Die neue Schweiz wird auf drei Grundgedanken beruhen:

a) Soldatischer Kameradschaft und Disziplin;

b) dem föderativen Prinzip als ewiger Grundlage der Eidgenossenschaft;

c) der unbedingten Achtung vor der Einzelpersönlichkeit und der Familie.

Wir lehnen die Idee des totalen Staates eindeutig ab und verwerfen jegliche Einschränkung der Gewissensfreiheit durch den Staat.

4. Wir wollen nicht abrüsten, sondern schon jetzt, unter Anspannung aller Kräfte, am weiteren Ausbau der Armee arbeiten.»³

Um diesen Text heute richtig zu verstehen, muss man sich in Erinnerung rufen, dass der Gedanke an die deutsche Bedrohung damals allgegenwärtig war. Man bedenke ausserdem, dass Hausamann und seine Freunde die Gefahr vielmehr in einer Art «Salomitaktik» sahen (wie sie 1938/1939 Österreich und der Tschechoslowakei zum Verhängnis geworden war) als in einem drohenden Einmarsch: Hitler hatte die beiden mitteleuropäischen Nachbarländer in seine Gewalt gebracht, ohne dass ein Schuss gefallen war. Beide Male hatte die militärische und politische Führung dieser Länder die Soldaten und die Zivilbevölkerung dazu aufgefordert, keinen Widerstand zu leisten. Für Hausamann und seine Mitstreiter grenzte das, was Österreich und die Tschechoslowakei gemacht hatten, an Selbstmord: Man durfte ihnen keinesfalls nacheifern. Die Schweiz musste solchen Tendenzen einen Riegel vorschieben und unter allen Umständen Widerstand leisten, aus Prinzip, auch dann, wenn keine Aussicht bestand, den Hitleranhängern langfristige Paroli zu bieten.

Mit dem Losungswort «Nidwalden» wählten die Verschwörer von Luzern ganz bewusst den Namen einer Niederlage: Denn in Nidwalden wurde den Eidgenossen, die 1798 gegen die Armee des Direktoriums aufbehrten, vom französischen Besatzer zwar eine herbe Niederlage beigebracht, danach mussten Bonaparte und die Franzosen freilich politisch zurückstecken und Konzessionen machen (vgl. Mediationsakte), was bestimmt zu einem guten Teil diesem Nidwalden zu verdanken war, das für die strikte Weigerung der Innerschweiz stand, sich unter das französische Joch zu beugen.

Man kann die Organisatoren des Widerstandskomplots von Luzern nur verstehen, wenn man sich die innere Einstellung der Hauptverantwortlichen vor Augen führt, insbesondere die felsenfeste Überzeugung Hans Hausamanns: Deutschland würde über kurz oder lang besiegt werden. Hitler hatte nur lokal begrenzte Erfolge errungen. England würde gewinnen. Angesichts dieses Standpunkts, der zugleich Prognose und innere Gewissheit war, erschliessen sich Sätze wie die folgenden besser: «Wer nach dem Erfolg des Widerstandes fragt, ist ein Verräter. [...] Ein Volk aber, das sich ohne Widerstand der Knechtschaft gefügt hat, verliert seine Daseinsberechtigung für immer.» Was an diesem Text heute wichtig erscheint, sind die beiden ersten und der letzte Punkt. Der dritte Abschnitt über die «neue Schweiz» ist mit seiner kategorischen Ablehnung der «Idee eines totalen Staates» und jeglicher «Einschränkung der Gewissensfreiheit durch den Staat» ebenfalls interessant.

Die Vichy-Denkart

Dieses Manifest läuft tatsächlich der ganzen «Vichy-Denkart» zuwider. Einer Denkart, die den Schweizern den Verzicht auf die Demokratie, die grundlegenden Freiheitsrechte und den bewaffneten Widerstand schmackhaft zu machen sucht, wie sie beispielsweise auch die den Maurras-Anhängern nahestehende Ligue vaudoise vertritt.

In diesem Sinne ist das Gelöbnis von Luzern nicht allein hinsichtlich der Geschichte der Schweiz, sondern auch mit Blick auf Europa von Bedeutung.

Bei der Geheimversammlung von Luzern wies Hans Hausamann kurz auf die Notwendigkeit hin, Widerstand zu leisten, ungeachtet der Opfer, die damit verbunden seien. Knapp einen Monat vorher hatte er in einem seiner zahlreichen Berichte dargelegt, wie er sich diesen Widerstand vorstellte. Am 23. Juni 1940 richtete er an Oberst Masson eine Lagebeurteilung, aus welcher der folgende Auszug stammt:

«Wenn die Schweiz nicht untergehen soll, oder wenn sie wieder werden will, dann muss sie entschlossen sein zu jedem Opfer, zum Hungern und Frieren und zum Kämpfen. Auch wenn dieser Kampf schlussendlich zum Untergehen führt (was, wie ich dargetan habe, nicht zu sein braucht und keineswegs sicher ist, sofern wir uns entsprechend vorsehen), wenn dabei unsere Städte zertrümmert, unsere Felder verwüstet werden, es lohnt den Einsatz. Ich wiederhole: lieber für das eigene Land fallen, denn von den Achsenmächten zum Kampf gepresst, für fremde Ziele, auf fremden Schlachtfeldern. [...] Man wird uns andererseits möglicherweise leben lassen», fährt Hausamann fort, «wenn man draussen weiss, dass wir kämpfen, dass hundertprozentig sicher unsere Vorräte von uns vernichtet, unsere Bahnen vollständig demoliert, unsere Brunnen vergiftet, unsere Viadukte gesprengt, unsere Fabriken niedergebrannt, unsere Goldvorräte und Auslandsguthaben unerreichbar gemacht werden. [...] Demobilisieren wir niemals unsere Armee, solange nicht der Friede geschlossen ist. Lassen wir uns von der auf dem Kontinent zu erwartenden Waffenruhe nicht täuschen.»⁴

Hier stehe ich, ich kann nicht anders

Im Saal des Hotels Schweizerhof in Luzern, in dem die Offiziersversammlung stattfindet, wächst die Spannung.

Hausamann behält das Heft in der Hand. Er schwenkt das Manifest, das es zu unterzeichnen gilt. Die ersten Worte sind unmissverständlich: «Wir wollen unter allen Umständen bewaffneten Widerstand leisten ...»⁵

Der Verfasser des Manifests, das mit seinen verschnörkelten spätgotischen Lettern frisch aus der Druckerei kommt, ist Alfred Ernst. Vor der Niederschrift hat er lange mit seinen Freunden Hauptmann Waibel und Hauptmann Burckhardt diskutiert. Er hat auch mit Oberstleutnant Werder gesprochen, der auf Ernsts Bitte die Führung der Bewegung übernehmen soll. Im Saal geht das Gelöbnis von Hand zu Hand. Jeder Teilnehmer liest und kommentiert es laut. Ist er einverstanden, setzt er seine Unterschrift auf die Rückseite und gibt das Blatt an den Nachbarn weiter. Ein unglaubliches Stimmengewirr erfüllt den Saal. Die Anwesenden sind sich der Feierlichkeit des Augenblicks und des Ernstes ihres Engagements bewusst. Jeder hat das Gefühl, eine Art heiligen Pakt zu unterschreiben, einen verbotenen Vertrag. Es herrscht eine fast religiöse Atmosphäre.

Neben August Lindt steht der junge Hauptmann Schaufelberger, ein Mitarbeiter von Max Waibel, plötzlich auf, regelrecht verklärt: «Hier stehe ich, ich kann nicht anders ... »

Schaufelberger kennt seine Klassiker. Das ist der Satz, den Martin Luther vor dem Reichstag zu Worms aussprach, der ihn für einen Ketzer hielt. Martin Luther hat bekanntlich im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation und in ganz Europa die Reformation ausgelöst, die aus Gewissensgründen mit den Obrigkeiten brach. Der Mitarbeiter Max Waibels bringt an dieser Stelle gewissermassen seine Kenntnis der europäischen Geschichte zum Ausdruck und bekräftigt zugleich seine protestantische Überzeugung.

Die Luzerner Widerstands-Versammlung, die auch ein Schisma bedeutet, riecht eindeutig nach Ketzertum. Man ist euphorisch, ent-

schlossen, besorgt. In diese gespannte Atmosphäre bringt einer der Verschwörer mit Absicht einen Schuss Humor. Es ist Hauptmann Walter Allgöwer, der Offizier, der schon einmal nahe daran war, mit einer Schar junger Rekruten, die er in Bern befehligte, den Bundesrat zu verhaften. Während die anderen Alfred Ernsts Manifest unterschreiben, beugt sich Allgöwer grinsend zu seinem Nachbarn hinüber und flüstert ihm ins Ohr: «Was meinst du, wird Tinte genügen? Oder wird erwartet, dass man mit dem eigenen Blut unterschreibt?»⁶

Der Altar der Rechtsordnung

Für nichtschweizerische Leserinnen und Leser ist es wichtig zu wissen, wie unüblich ein Komplott im öffentlichen Leben der Schweiz ist. Seit Generationen achtet das Schweizer Volk seine Rechtsordnung fast wie eine Gottheit. Vor dieser sehr buchstäblich verstandenen Rechtsordnung, auf dem Altar dieser verherrlichten, heilig gehaltenen Hierarchie zündet der Schweizer in der Mitte des 20. Jahrhunderts jeden Morgen eine Kerze an. Doch dieser ganze Konformismus wird durch die nationalsozialistische Bedrohung vom Tisch gefegt.

Achtzehn komplottierende Offiziere unterschreiben das Manifest als ein Gelöbnis. Ein Korporal, ehemaliger Feldhaubitzenführer und künftiger Schweizer Botschafter, setzt auch seinen Namen darunter. Es ist der Journalist August R. Lindt. Ganz in seiner Nähe steht Gerhart Schürch, Infanterieoberleutnant, der in der ganzen Angelegenheit eine wichtige und sehr «moderne» Rolle spielt. Gleich nach der Versammlung bemühte er sich darum, dass die Verschwörer (für den Fall einer Invasion, von der viele dachten, sie stünde unmittelbar bevor) über einen Radiosender verfügen konnten.

Damals war jeder Bürger, jeder Soldat über das Radio erreichbar. Es handelte sich um ein fixes, an einen Stecker angeschlossenes Empfangsgerät. Nicht alle besaßen eines, aber die grosse Mehrheit

der europäischen Bevölkerung hatte Zugang zu einem solchen Apparat. Wer selber keinen hatte, ging zu Nachbarn oder Verwandten, um die Nachrichten zu hören. Man versammelte sich vor dem Radioapparat, der im öffentlichen und politischen Leben den gleichen Stellenwert hatte wie heute das Fernsehen. 1940 wurde in kritischen Momenten übers Radio regiert, die einzige direkte Verbindung zwischen Regierenden und Regierten. Über das Radio vernahmen die französischen Soldaten auch die zittrige Stimme des neuen Regierungschefs Pétain, der ihnen erklärte: «C'est le cœur serré que je vous dis aujourd'hui, Français, qu'il faut cesser le combat.» (Bedrückten Herzens sage ich euch heute, Franzosen, dass der Kampf eingestellt werden muss.) Viele französische Kämpfer verloren daraufhin den Mut, während den Deutschen Pétains Ansprache so sehr gefiel, dass sie sie per Lautsprecher in den Kampfzonen verbreiteten, um die Moral der französischen Truppen zu untergraben.

Gerhart Schürch wusste, wie wichtig ein solches Instrument für so kurzlebige Machthaber war, wie es die wenigen Schweizer Soldaten, die sich dem Angriff der Nazis widersetzen wollten, zweifellos gewesen wären.

Der Radiokrieg

Bereits am Tag nach der Luzerner Versammlung nimmt Gerhart Schürch mit dem Chef des Kurzwellendienstes der Schweizerischen Rundspruchgesellschaft SRG, Paul Borsinger, Kontakt auf. Er erkundigt sich, ob er in der Lage sei, unter allen Umständen, insbesondere im Falle einer Invasion, den Sender Schwarzenburg zu betreiben.

«Ich habe Herrn Borsinger von der Notwendigkeit raschen Handelns im Falle defätistischer Haltung unserer Regierung überzeugen können», erzählt Gerhart Schürch. «Ich habe Herrn Borsinger darüber orientiert, dass der militärische Widerstand organisiert sei, und dass es gelingen müsse, im entscheidenden Augenblick die Radio-

einrichtungen in die Hand jener zu bringen, die diesen Widerstand organisiert haben.»

Borsinger ist einverstanden. Er sei bereit, erklärt er, «bei eintretender Not sofort nach Schwarzenburg zu gehen, um seinen Auftrag dort auszuführen» (also über das Radio zum unbedingten Widerstand aufzurufen). Er werde zu diesem Zweck einen «absolut zuverlässigen Techniker» aus seinem Mitarbeiterstab mitnehmen.⁷

Kurz nachdem Schürch sich mit Borsinger verständigt hat, stellt Hausamann, der von dieser Initiative weiss, ein komplementäres System auf die Beine: ein Netz von winzigen Radiostationen, «nicht grösser als eine Zigarrenschachtel», erzählt August Lindt, die auf ganze Land verteilt in rund zwanzig «unauffälligen und zugewandten» Wohnungen eingerichtet werden.

Der führende Kopf der Schweizerischen Offiziersbewegung von 1940 (Hausamann zog dem Begriff «Bund» denjenigen der «Bewegung» vor) ist offensichtlich Alfred Ernst. Er ist der Anstifter. Er nennt sich – mit einem Schmunzeln – selber die «Nummer Eins»! Eine jugendliche, romantische Seite des ansonsten äusserst scharfsinnigen und mutigen jungen Offiziers, dem eine glänzende Militärkarriere – bis zum Korpskommandanten – beschieden sein wird.

Nicht voneinander zu trennende Geschieke

In diesem dramatischen Sommer 1940, in dem die Staaten Zusammenstürzen wie Kartenhäuser, einer Zeit, in der sich die Uhrzeiger sehr rasch drehen, in der die mit der «stärksten Armee der Welt» ausgerüstete Demokratie des Kontinents auf einen Schlag verschwindet, wo innerhalb von 46 Tagen blutiger Kämpfe und beängstigender innerer Auflösung eine Weltmacht in die Knie geht und sich selbst aufgibt, haben ein paar Leute einen kühlen Kopf bewahrt. Jene mutigen Menschen, die sich nicht von der Welle der Panik überrollen lassen, welche über die Demokratien hereinbricht, all je-

ne, die nicht «angepasst» sind. Diese Menschen verdienen unsere Hochachtung. Sie verdienen, das wir wissen, wer sie waren, was sie taten.

Die Kämpfe, die sie ausgefochten haben, waren für die Schweiz von ebenso grosser Bedeutung wie für die Alliierten. Beider Geschichte sind nicht voneinander zu trennen, denn die Schweiz hätte ohne den Sieg der Alliierten aufgehört zu existieren, und ohne die Schweiz hätten die Alliierten keine Operationsbasis mitten in Europa gehabt und somit keine ständige Verbindung zu den nationalen Widerstandsorganisationen der besetzten Länder aufrechterhalten können.

Nach dem Krieg hat Ernst allerdings auf die heiklen Seiten der von ihm angeführten Aktion hingewiesen, er fand sie zu spontan und ungenügend vorbereitet.⁸ Hausamann teilte diese herabsetzende Wertung der Vergangenheit nicht. Sie verärgerte ihn geradezu. «Wir haben es nicht nötig», sagte Hausamann dreiundzwanzig Jahre nach den Ereignissen von 1940, «uns rückschauend als eine Gruppe von politischen Harmlosikern zu deklarieren, Dilettanten auch als Verschwörer. Wir haben es deshalb nicht nötig, weil alles Material, welches ich Professor Bonjour lieferte, das Gegenteil bezeugt, nämlich, dass wir es waren, welche die Gegebenheiten innen- und aussenpolitisch richtig beurteilten. Dafür nun aber, dass wir gute Arbeit geleistet haben, im Nachhinein noch öffentlich ins Lächerliche gezogen zu werden, habe ich nicht meine besten Jahre hingegeben. Es wäre auch gar nicht die historische Wahrheit, wenn wir es bei den Formulierungen [bewenden] liessen, wie sie in Ihrem Bericht stellenweise verwendet sind. Angesichts dieser Gegebenheiten und mit Blick darauf, dass gewisse Kreise uns gerne noch eins auswischen würden, wäre es falsch, irgend etwas zuzugestehen, was uns dem Gespött ausliefern könnte.»⁹

Die Kreise, auf die Hans Hausamann anspielt, sind jene, die sich 1940 mit der Politik von Marcel Pilet-Golaz einverstanden erklärten und sie unterstützten. Diese Politik wurde auf diplomatischer Ebene fast vier Jahre lang weiterverfolgt. Pilet-Golaz konnte die «Jungtürken», wie er sie nannte, nicht ausstehen. Festzuhalten ist, dass diese

sich nicht damit begnügten, nach dem abgeblasenen Berner Putsch die Luzerner Verschwörung zu organisieren. Sie bildeten während des ganzen Krieges eine Art Gegengewalt und gaben der Bewegung vom Sommer 1940 mit der Aktion Nationaler Widerstand und mit dem Vortragsdienst von «Heer und Haus» eine Fortsetzung. Man muss die Aktion von Hausamann und seinen Mitstreitern über den ganzen Zeitraum hin ins Auge fassen, um richtig einzuschätzen, was geschah.

Hausamann war, wie August Lindt mir in dem zuvor zitierten Interview erklärte, kein gewöhnlicher Chef, denn er erteilte keine Befehle. Da er aber über eine bemerkenswerte Überzeugungskraft und Intelligenz verfügte – was sein prophetischer Rapport vom 23. Juni einmal mehr zeigen wird –, hielt er auf Seiten der Rebellen, vor allem nach der Gründung der Aktion Nationaler Widerstand im September 1940, das Ruder fest in der Hand. Alfred Ernst war die Nummer Eins des Sommers 1940. Hausamann dagegen war der Mann der vier Jahre, ein Mann der Dauer. August Lindt hatte schon damals eine diplomatische Ader. Er war der Verbindungsmann par excellence. Er koordinierte, arrangierte, führte zusammen. Lindt, einst ein junger Mann aus gutem Hause, hatte schnell begriffen, dass sich ohne ein Einvernehmen mit der Arbeiterschaft, ohne Achtung vor ihrem Stolz und ihrer Würde in einem freien Land nichts machen liess.

Der Sieg der Alliierten als Gewissheit

Auch Hans Hausamann war zutiefst davon überzeugt, dass man mit der Arbeiterschaft und der Sozialdemokratischen Partei ein gutes Einvernehmen finden musste. «Ha» vertrat die Ansicht, man könne von den Arbeitnehmern nicht verlangen, dass sie ihr Land verteidigten, wenn man nicht gleichzeitig eine Sozialpolitik zu ihren Gunsten betreibe. Für Hausamann wie für Lindt war der «Arbeitsfrieden»¹⁰ ein unerlässlicher Bestandteil der Landesverteidigung. Man muss

diese Mannschaft als ein Ganzes betrachten, wenn auch mit sehr autonomen, individualistischen und zu Spontaneität neigenden Mitgliedern. Sie waren allesamt bockige, oder wie sie selber sagten, «unangenehme» Untergebene. Auf diese Eigenschaft ist August Lindt sehr stolz, stolzer als auf seinen Botschaftertitel. Diese bockige, aufrehrerische, kreative Seite hat der Schweiz und der Sache der Alliierten besondere Dienste geleistet. Dank Hausamanns Truppe gab es mitten in Europa, in der Schweiz, vier Jahre lang eine entschieden rebellische, aber sehr konstruktive und «alliophile» Gemeinschaft. Sie setzte sich aus äusserst begabten, sehr gut informierten, sehr effizienten Leuten zusammen, die keinen Augenblick daran zweifelten, dass die Alliierten den Sieg davon tragen würden. Diese Überzeugung verlieh ihnen eine ungeheure Energie.

Was Hausamann, Ernst, Lindt und ihre Mitstreiter geleistet haben, ist durchaus mit dem «de Gaulleschen Epos» zu vergleichen. Es gab im Jahr 1940 einen «Schweizer de Gaulle» einen Mann, der zum Widerstand um jeden Preis aufrief, zum Widerstand im Sinne eines absoluten Prinzips, selbst wenn die Regierung ihn verbot, zu einem Widerstand, der auf lange Sicht triumphieren würde, weil der Krieg dauern und weil die Alliierten Hitler schliesslich vernichten würden. Dieser «Schweizer de Gaulle» hiess Hans Hausamann.¹¹

Der Mann des 23. Juni 1940

In dem Augenblick, da Frankreichs militärischer und politischer Zusammenbruch unabwendbar erscheint, verfasst der Fotograf und nonkonformistische Militär Hans Hausmann, der auf eigene Kosten ein Spionagenetz eingerichtet hat, einen Lagebericht. Er legt den schweizerischen Führungskräften schriftlich dar, wie er die Situation Europas und die Weltlage beurteilt, und wie er den weiteren Kriegsverlauf einschätzt. Er nennt die wichtigsten Etappen, den Sieger und führt die Gründe für den Sieg aus. Im Folgenden werden längere Passagen dieses Textes vom 23. Juni 1940 zitiert:

«Inzwischen wird deutscherseits alles getan werden, um auch den ‚Gegner England‘ in die Knie zu zwingen. Dieses Ziel zu erreichen, dürfte Deutschland schwerfallen, wenn es überhaupt ausführbar ist. Denn man vergesse nie: Die englische Insel ist nicht das Imperium. Selbst wenn es Deutschland gelänge, die Insel zu überdecken, ist England damit bei Weitem noch nicht geschlagen. Die Dominions werden den Kampf weiterführen, werden alles tun, um die Achsenmächte abzuschnüren. Englands Flotte, wesentlich verstärkt durch zahlreiche Einheiten der amerikanischen Marine, ist noch längst nicht aktionsunfähig gemacht, auch wenn die englische Insel als Basis ausfallen sollte. Die weiteren Basen aber sind für Deutschlands Streitkräfte nicht erreichbar.

Mit Amerikas weitestgehender Unterstützung der englischen Sache ist absolut zu rechnen. Es dürfte nur noch Wochen gehen, dann werden wir etwa 40 Prozent der amerikanischen Atlantikflotte unter englischer, möglicherweise sogar amerikanischer Flagge kämpfen sehen. [...]

Wir werden gut tun, mit dem baldigen amerikanischen Eintritt in den Krieg zu rechnen. Wir nehmen des fernem mit Vorteil an, es komme auch der ganze Balkan noch in Fluss. Es ist sogar wahrscheinlich, dass der Balkan zufolge deutsch-italienischer Aktionen zu brennen beginnen wird. Wenn Deutschland die Auseinandersetzung mit den Balkanländern vorausnehmen sollte, so ist dies wiederum nur ein Umweg, um sich für den Kampf mit Russland strategisch und wehrwirtschaftlich günstige Positionen zu sichern, um ferner die englische Blockade in ihrer Wirkung nach Möglichkeit zu entkräften. [...]

Wenn Italien ausser Sizilien und Pantelleria auch noch Bizerta besitzt, beherrscht es das Mittelmeer. Gibraltar, sowohl wie der Suez verlieren damit für England ihren seestrategischen Sinn. Damit aber hat England seine Rolle als Weltmacht ausgespielt. Denn es ist seiner Dominions nur so lange sicher, als es die kürzesten Seewege zu ihnen beherrscht. Verliert es diese Herrschaft, so ist zu erwarten, dass über kurz oder lang beispielsweise die indischen, nach Unabhängigkeit strebenden Kräfte ihre Stunde wahrnehmen, wenn nötig im Zusammenspiel mit den Achsenmächten. [...]

Vergegenwärtigt man sich dies alles, dann lässt man den Gedanken sofort fallen, es könnte möglicherweise auch England noch kapitulieren. England muss bis zum letzten Atemzug kämpfen, wenn es nicht – und dann (im Gegensatz zu Frankreich) für alle Zeiten – verloren sein soll. Frankreich kann rechnen, zumindest auf dem Kontinent wieder zu erstehen. Für England gibt es diese Chance nicht mehr. [...]

Da die Engländer dies ebenfalls wissen, werden sie kämpfend durchhalten, koste es was es wolle. Es wird ihnen kein Preis zu hoch sein, wenn sich damit Kräfte gegen die Achsenmächte mobilisieren lassen. England ist aber in der Lage, die halbe Welt gegen die Achsenmächte zu mobilisieren. Wie wird England den Krieg führen? Da es auf dem Kontinent keine Operationsbasis mehr besitzt, muss der Gedanke an eine baldige Entscheidung auf kontinentalem Schlachtfeld von vorneherein gestrichen werden. [...]

Seine Hauptanstrengung aber wird der Verstärkung der Flotten zur See und in der Luft gelten. Abriegelung der Achsenmächte von jeglicher Zufuhr, Zermürbung des deutschen und des italienischen Volkes durch ständig sich wiederholende Luftangriffe und Propaganda, [...] Abdrosselung des italienischen Nachschubs in die Kolonien, Aufputschen der italienischen Kolonialvölker, Mobilisierung dritter Völker wie Amerika usw. gegen die Achsenmächte, Unterstützung der Südoststaaten in ihrem Widerstand gegen die Achsenmächte, Unterstützung Russlands in seinem Widerstand gegen das deutsche Vordringen nach Osten und Südosten: so etwa wird das englische Kriegsprogramm aussehen. Mit andern Worten: Wir haben nach dem raschen Zusammenbruch Frankreichs mit einem sehr langen Krieg zu rechnen! Dessen Ende aber wird, nachdem es Deutschland nicht gelingen kann, die Engländer in die Knie zu zwingen, die Niederlage Deutschlands sein, als Folge eines Rechenfehlers, welcher der deutschen politischen Leitung unterlief.

Es kam nicht von ungefähr, dass die deutsche Heeresleitung sich bis in die jüngste Zeit so sehr gegen den Eintritt Italiens in den Krieg sträubte. Die militärischen Befehlsstellen Deutschlands erwogen mit Recht, dass italienische Vorherrschaft im Mittelmeer Kampf mit England bis aufs Messer bedeuten werde. Sie sahen überdies richtig voraus, dass deutsche Kolonialpolitik nur dann auf die Dauer erfolgreich betrieben werden könne, wenn im Mittelmeer ein gewisser Gleichgewichtszustand erhalten bliebe.

Nicht von ungefähr war es auch alle vergangenen Jahre das Streben des Reichskanzlers, mit England in ein erträgliches Verhältnis zu kommen.

Durch all diese deutschen Pläne, von denen mit Bezug auf Italien die politische Führung des Reiches erst in jüngster Zeit abwich, hat der italienische Kriegseintritt mit dem Kriegsziel Tunesien einen üblen Strich gemacht. Der italienische Kriegseintritt, erfolgt im Streben nach Vorherrschaft im Mittelmeer, durchkreuzt die ursprüngliche deutsche Absicht, England geschwächt, aber noch relativ gut ge-

willt an den Verhandlungstisch zu bringen, an welchem ein Teil der Welt nach folgenden Gesichtspunkten hätte neu eingeteilt werden sollen: Deutschland den Osten und Kolonien, Russland sein Riesereich plus Bessarabien, Italien den Südosten, Frankreich seine Kolonien, England sein Empire.»¹

Dieser Bericht von Hans Hausamann, der den tatsächlichen Kriegsverlauf beschreibt, verdient es, wieder und wieder gelesen zu werden. Er beweist, dass die «Verschwörer von Luzern» nicht, wie manchmal behauptet wurde, blosse Romantiker waren – das heisst: junge Leute mit mehr Eifer als Verstand. Das Gegenteil ist der Fall: Sie demonstrierten eine ausserordentliche Kenntnis der Lage und einen bewundernswerten Realismus. Marcel Pilet-Golaz, der Bundespräsident von 1940, der sie verächtlich als «Jungtürken» titulierte und sie von den verantwortlichen Posten der Armee entfernen wollte, stand diesen «jungen» Leuten um die Dreissig und ihrem dreiundvierzigjährigen Chef darin bedeutend nach.

Lindt hat in dem Gespräch mit mir erklärt, dass Hausamann nicht wirklich der Chef gewesen sei. Nennen wir ihn also den Inspirator, das Zentrum, den Motor einer Bewegung, die vier Jahre lang anhalten und verschiedene Formen annehmen sollte: Aus ihr gingen der Offiziersbund (Juli/August 1940) hervor und die Aktion Nationaler Widerstand, die von Pilet-Golaz scharf kritisiert wurde, während des ganzen Krieges aber mit Guisan zusammenarbeitete, sowie der Vortragsdienst von «Heer und Haus», bei dem vornehmlich Oberst Oskar Frey und August R. Lindt die leitenden und treibenden Kräfte waren.

Diese verschiedenen Bewegungen durchdrangen sich gegenseitig. Der Offiziersbund bestand nur kurze Zeit. Die Militärjustiz (die sogenannten Violetten) hat sich seiner rasch angenommen. Dennoch siegte diese Revolte auf der ganzen Linie. Sie trug dazu bei, das Land aufzurütteln. Dann überliess sie der «Aktion», wie Lindt die ANW abkürzend nennt, das Feld und wurde in der umgestalteten

und ausgebauten Sektion «Heer und Haus» aktiv, die sich der Aufklärung von Soldaten und Zivilbevölkerung annahm und bemüht war, der allgemeinen Moral Vorschub zu leisten. In der von den Nazis eingeschlossenen Schweiz wurde «Heer und Haus» mit Lindt, Frey und all den Leuten, von denen noch die Rede sein wird, zur «alliophilsten» Institution der Schweiz, gleich nach dem in Bern akkreditierten Minister Ihrer Majestät, der Königin von England. Schon bevor Oskar Frey die Leitung von «Heer und Haus» übernahm, hatte die amerikanische Presse den Mut und das Talent dieses Schaffhauser Obersten gerühmt, der kein Blatt vor den Mund nahm, wenn er von der Notwendigkeit sprach, den Widerstand zu organisieren. Und der insbesondere General de Gaulle eine Vorbildfunktion zusprach, indem er erklärte, man müsse in der Schweiz wie in Frankreich gegebenenfalls imstande sein, den Gehorsam zu verweigern, wenn es um die Landesverteidigung gehe. Die deutschen Diplomaten mochten ihn nicht: Ihn hatte, genau wie August Lindt, Hans Hausamann, der «Mann des 23. Juni», auf diesen Posten geholt.

Die Mannschaft um Hans Hausamann bildete ein permanentes Gremium des Protests und der Reflexion, eine Art Schattenkabinett², das auch Vorschläge machte. Der Ausdruck ist vielleicht ein wenig stark. Aber wer hat, betrachtet man die vier entscheidenden Jahre (1940-1944), erreicht, dass im November 1940 nach der «Eingabe der 200»³ die dem Grossdeutschen Reich am nächsten stehende Partei, die profaschistische Nationale Bewegung der Schweiz (NBS), verboten wurde? Hausamann und seine Leute. Tatsächlich hatte die Zürcher Aussenstelle «Uto», die zur Nachrichtensammelstelle 1 (NS 1) des Nachrichten- und Sicherheitsdienstes im Armeekommando gehörte, und die die Einstellung der ANW teilte, aufgedeckt, dass die Statuten der NBS fast wortwörtlich jenen der deutschen Nationalsozialisten entsprachen. Wer nahm die politische Erziehung der jungen Schweizer, ob Zivilisten oder Soldaten, in die Hand? Hausamann und seine Leute, im Rahmen von «Heer und Haus». Wer

setzte sich dafür ein, dass ein Oberst, der mehr und mehr zum Bewunderer des deutschen Systems mutierte, der Kommandant der Schiessschulen Walenstadt, Gustav Däniker, ausgeschaltet wurde? Hausamann und seine Leute. Wer arbeitete erfolgreich darauf hin, dass ein anderer herausragender Militär, Oberstkörpskommandant Ulrich Wille, dessen Vater im Ersten Weltkrieg General gewesen war, wegen übermässiger Sympathien für die Deutschen kaltgestellt wurde? Hausamann und seine Leute. Wer sorgte dafür, dass entscheidende militärische Informationen aus Berlin ohne Wissen der schweizerischen Regierung an die Sowjets weitergeleitet wurden? Hausamann.

Bei den meisten Aktionen schaltete sich auch Albert Oeri mit seinen *Basler Nachrichten* ein. Albert Oeri ging in seiner Kritik, besonders was die Flüchtlingspolitik betrifft, sehr weit. Der Journalist, ein Freund von Hausamann, Lindt, Karl Barth (seinerseits Mitglied der ANW), schenkte der Landesregierung nichts. Er nahm seine Rolle als Nationalrat und Journalist sehr ernst. Sein Name stand auf der Liste der deutschen Diplomaten in Bern. Überhaupt hatten die Nazis alle bedeutenden Köpfe der Aktion im Visier. Alle waren registriert.

Diese ganze Mannschaft war mindestens drei Jahre lang überzeugt, dass mit einem deutschen Einfall durchaus zu rechnen sei. Ich fragte August Lindt:

«Was hätten Sie im Falle einer Invasion getan?»

«Wir wären in den Untergrund gegangen.»

Lindt kannte London gut. Er hatte dort gelebt. Er sprach und schrieb Englisch. Hausamann hatte ihn zum Delegierten in Grossbritannien bestimmt, damit er dort Waffen auftrieb. Zumindest hatte er sich mit Hausamann darüber geeinigt, diese Verbindung herzustellen. Denn nachdem die mit Frankreich getroffenen Abmachungen zur militärischen Unterstützung der Schweiz im Fall eines deutschen Angriffs wegen der französischen Niederlage gegenstandslos geworden waren, trug sich die Armeeführung mit dem Gedanken, die Alliierten im Ernstfall um Unterstützung anzugehen. Der Chef

des Generalstabs, Oberstdivisionär Jakob Huber, hätte nachts vom Flughafen Belp oder Thun aus zwei DC3 der Swissair mit einer Militärmission nach London fliegen lassen. Man hatte vor, die Engländer um «Flugunterstützung durch Bombardierung des Angreifers und seines Nachschubs von England aus» zu bitten. Die Schweizerische Armee zog das Eingreifen der Royal Air Force mit rund hundert Jägern und anderen Kampfflugzeugen (Spitfire und Hurricane) sowie Fallschirmjägerbataillonen und Luftlandetruppen in Betracht. Es war sogar geplant, zwischen Grossbritannien und der Schweiz eine Luftbrücke zu organisieren zwecks Lieferung von Brennstoffen, Sprengstoff, Minen, Lebensmitteln und Medikamenten. Vielleicht wäre August R. Lindt in eines der beiden Flugzeuge gestiegen, die nach London starten sollten.⁴

«Alles geht zum Teufel»

Hans Hausamann und seine Leute standen in keinem entscheidenden Moment des Krieges abseits. «Has» Freunde und Kollegen waren auch an der Initiative des Gotthard-Bundes beteiligt, wobei man sich mit dessen Mitgliedern schlecht verstand. Ich habe August Lindt zu diesem Thema befragt.

«Der Gründer des Gotthard-Bundes war unser Freund Walter Allgöwer. Ernst stellte Denis de Rougemont, der das Manifest des Bundes ausgearbeitet hatte, spontan die damals fürstliche Summe von 50'000 Franken zur Verfügung. So konnte der Bund in allen Zeitungen seine Inserate veröffentlichen. Als Ernst mir von seiner Spendenabsicht erzählte, versuchte ich, ihn davon abzubringen. Ich sprach von seiner Familie, von seiner Zukunft. Er antwortete mir bloss: ‚Wenn die Nazis kommen, geht ja sowieso alles zum Teufel.‘ Aber die Beziehungen mit dem Gotthard-Bund waren problematisch.

Anfänglich verstanden wir uns sehr gut. Sie waren korrekt und verschwiegen, denn sie kannten unsere Putschpläne, ich selbst hatte sie ihnen dargelegt. Sie hielten die Sache geheim. Aber im Verlauf

des Sommers haben wir ziemlich schnell gemerkt, dass mehrere Mitglieder des Bundes, und nicht die unbedeutendsten, rechtsextreme, korporative, antidemokratische Ideen vertraten. Da war uns nicht mehr wohl. Der Freiburger Professor und Schriftsteller Gonzague de Reynold erschien uns als ein Mann der Anpassung. Und was Professor Theophil Spörri, den Präsidenten des Bundes betraf, so hatten wir den Eindruck, er habe gegenüber dem Nazismus eine ziemlich verschwommene Haltung. Er war Anhänger der Oxford-Bewegung und glaubte, im Namen der christlichen Versöhnlichkeit', wie er es nannte, alle Unterschiede überkleistern zu können. Damit waren wir absolut nicht einverstanden. Vom Sommer 1940 an unterhielten wir keine Beziehungen mehr mit dem Gotthard-Bund, bekämpften ihn aber nicht. Für uns ging es darum, unser Ziel zu erreichen, nicht, herum zu diskutieren.»

August Lindts Urteil über den Gotthard-Bund ist – wenngleich es sehr hart ausfällt – vielleicht gerechtfertigt, aber es sollte nicht vergessen lassen, dass die Mitglieder des Bundes im Kampf gegen die Anpassung an das von Hitler beherrschte Europa letztlich sehr erfolgreich waren. Für Gottlieb Duttweiler zum Beispiel war der Kampf unzweideutig und klar. Rufen wir uns die Rolle dieser in der ganzen Schweiz bekannt gewordenen Persönlichkeit kurz in Erinnerung.

Ein missionarischer Lebensmittelhändler

Gottlieb Duttweiler war ein von missionarischem Bewusstsein erfüllter Lebensmittelhändler. Ein kleiner Zürcher, der in den zwanziger Jahren, als junger Mann, auf die Strasse ging, um den vorbeikommenden Hausfrauen auf dem Trottoir ein paar Grundnahrungsmittel zu verkaufen, vor allem Zucker und Fett. Den Zürcher Kaufleuten war das ein Dorn im Auge. Sie bezeichneten diesen Verkauf als *dumping*. Und prompt machte Duttweiler das *dumping* zu seiner Maxime. Er wollte in seinen Läden, die er «Migros» nannte, die günstigen Preise für Grundnahrungsmittel zur Dauereinrichtung ma-

chen, damit die einfachen Leute sparen konnten. Er eröffnete mehr und mehr Filialen, jede von ihnen eine Art «Dumping-Kommando» gegen den herkömmlichen Handel und von diesem entsprechend geschmäht. Gottlieb Duttweiler war jahrelang der wahrscheinlich meistgehasste Schweizer überhaupt. Man warf ihm unlauteren Wettbewerb vor. Er selber verstand sich als Missionar, der die Menschen mit Nahrung für Körper und Geist versorgte.

Weit über die preiswerten und im Übrigen qualitativ guten Nahrungsmittel hinaus hatte dieser «Napoleon des Lebensmittelhandels», wie ihn eine französische Zeitung taufte, eine quasi moralische Botschaft weiterzugeben: Er fand es unannehmbar, mit Alkohol und Tabak ein Geschäft zu machen. Daher verkaufte er nur Fruchtsäfte und alkoholfreies Bier!

Duttweiler, der 1940 im Gotthard-Bund aktiv war, ist eine Figur, die einem Roman von Balzac entstammen könnte. Eine Bärennatur, ein Sanguiniker und Choleriker, ein Kreuzfahrer auf dem Weg nach Jerusalem. Dieser Kapitalist, der mit seiner Migros ein Imperium schuf, wollte der Öffentlichkeit und dem Parlament, in das er aufgestiegen war, also erklären, es gebe nichts Schlimmeres als den Kapitalismus – er hatte das Zeug eines Amerikaners aus dem 19. Jahrhundert und das Kaliber eines Carnegie, eines Pierpont Morgan und eines Vanderbilt. Er war zugleich ein genialer Krämer, ein protestantischer Pfarrer und ein Lehrer, der die Kinder aufforderte, sich vor dem Essen die Hände zu waschen, und der ihnen eine richtige Ausbildung ermöglichen wollte, auch wenn ihre Eltern nicht über die nötigen Mittel verfügten. Aus seinem bis in die hintersten Winkel des Landes allgegenwärtigen Lebensmittelladen machte er eine Art Schule, ein dörfliches Kulturzentrum, ja, fast schon einen Tugendbund.

Von seiner Statur her war Gottlieb Duttweiler mit Winston Churchill und Paul-Henri Spaak, dem Gründer des Benelux-Bundes, alias Spaakistan, zu vergleichen. Dennoch verfügte er, wie auch die beiden anderen Genannten, über einen Elan, den ihm heutige Politikerinnen und Politiker neiden müssten.

Dies sei vorausgeschickt, um die nachfolgende Szene besser zu verstehen, die sich am 26. Juni 1940 während der Sitzung der Vollmachtenkommission im Berner Bundeshaus abspielte. Wir befinden uns also am Tag nach der berühmt berüchtigten «Pilet-Golaz-Rede»⁵. Die Vollmachtenkommission, die befugt ist, von der Regierung eine Erklärung zu ihrer Politik zu verlangen, ist in erster Linie zusammengetreten, um über die vom Bundespräsidenten gehaltene Rede zu debattieren. Hans Oprecht, der den Zürcher Sozialdemokraten vorsteht und von dem bereits die Rede war, ist auch da, immer pünktlich, wuchtig und entschlossen. Oprecht vertritt die Meinung, dass die Rede des Bundespräsidenten nicht wirklich von ihm stamme, Deutschland habe die Fäden in der Hand. Der Bauernführer Roman Abt dagegen ist für eine sanfte Anpassung an die neue Situation in Europa. Da platzt Duttweiler der Kragen: «Sie sind schlimmer als die Nazis!» Und er hält eine Rede, die dem Geist der Luzerner Offiziersverschwörer sehr nahesteht. Die Deutschen, insbesondere die Nazis, respektierten nur diejenigen, die ihnen die Stirn böten. Alle Schwachen, die sich mit ihnen zu arrangieren suchten, griffen sie dagegen systematisch an.⁶

Duttweiler hat Alfred Ernst, der den sehr unzweideutigen Standpunkt des hitzigen Zürcher Abgeordneten und Migros-Gründers absolut teilte, sichtlich beeindruckt.

Im Übrigen hat Hausamann beschlossen, eine Pressekampagne zu lancieren, um auf die politischen Instanzen und die Armee Einfluss zu nehmen. Er fährt nach Bern zum Chefredaktor des *Bundes*. Ernst Schürch bittet ihn, Platz zu nehmen und vernimmt in etwa folgende markige Worte:

«Das Volk wartet nur darauf, dass man es aufrufe. Und es wird aufgerufen werden, darauf können Sie sich verlassen. Wir wollen jetzt nur noch abwarten, welche Haltung das Parlament einnimmt. Sich im jetzigen Zeitpunkt zurückziehen? Nur deshalb, weil ein paar Bonzen die Hosen voll haben? [...] Jetzt wird gekämpft! In diesem Kampf spielt das Alter keine Rolle. Denn das Ringen wird auf geistigem Boden ausgetragen. Es kommt nun die Zeit der Bewährung,

die Probe darauf, ob man wirklich ist, wofür einen andere hielten, und siegen tut der mit dem härteren Schädel und dem stärkeren Willen.»⁷

Das Recht, antikapitalistisch zu sein

Das ganze Team von Hausamann, allen voran Ernst und Lindt, gehört, um es einfach auszudrücken, dem «wohlhabenden Bürgertum» an. Sie haben ein reichliches Auskommen oder einen durchaus anständigen Verdienst. Es läge in ihrem wirtschaftlichen Interesse, für eine Anpassung an dieses Europa zu plädieren, das man gemeinhin das «neue Europa» nennt. Mit den Deutschen liesse sich Geld machen. Doch im Gegensatz zu berühmten Theorien, denen zufolge der Mensch sich von seiner sozialen Zugehörigkeit und der Verlockung des Geldes leiten lässt, ist der Gruppe um Hausamann Geld völlig egal – ein weiterer de Gaullescher Zug. Die Hauptsorge des Chefs der Bewegung «France Libre» von 1940 bestand nicht darin, ein besseres Einkommen zu erzielen. Ihm ging es nur darum, den Untergang seines Landes zu verhindern.

Alfred Ernst, der die Leute des «Freien Frankreich» nicht kennt, durch die Berichte Hausamanns, der sie in vorteilhaftem Licht darstellt, jedoch über sie informiert ist, argumentiert ähnlich wie sie: Was für diesen Schweizer im Sommer 1940 zählt, ist die Freiheit, das Überleben. Nicht das Geld. Und er steht damit in seinem Land bei Weitem nicht allein da. «Wer den Schutz der Armee will, soll Opfer bringen. In diesem Sinne bin ich eindeutig antikapitalistisch», schreibt Alfred Ernst. «Ich halte überhaupt gewisse Kapitalisten heute für unsere ärgsten Feinde, weil sie, deren Gott das Geld ist, folgerichtigerweise danach trachten werden, sich ihren Besitz durch Anpassung an Deutschland zu sichern. Ich glaube, dass ein gesunder neuer Staat sich aufbauen wird auf dem national denkenden Arbeitertum, den Bauern und den jungen Intellektuellen, die nicht mehr materialistisch, sondern solda-

tisch denken. Ich darf antikapitalistisch sein, weil ich selber grosse Anwartschaft habe, also nicht in den Verdacht komme, pro domo zu plädieren. Ganz im Gegenteil.»⁸

«Alle Eier im gleichen Korb»?

Hans Hausamann steht auf seinem Balkon im Hotel Schweizerhof in Luzern (wo vor 48 Stunden die Verschwörerversammlung stattgefunden hat) und verfolgt verblüfft das Schauspiel am See. Neben ihm reisst August Lindt ebenfalls die Augen auf. Vor ihnen an der Landestelle wimmelt es nur so von runden, betressten Mützen, die vom Bataillonskommandanten bis zur Armeespitze jeden militärischen Dienstgrad anzeigen. Diese Ansammlung von Offizieren ist dabei, einen Dampfer zu besteigen, an dessen Heck der Name «Stadt Luzern» prangt. Am Quai halten ein paar Schaulustige Maulaffen feil. Jemand bemerkt: «Alle Eier im gleichen Korb.»⁹ Hausamann wendet sich an Lindt: «Es ist völlig unverantwortlich, unsere wichtigsten Befehlshaber in ein einziges Schiff zu pferchen. Ein einziger Sturzkampfbomber könnte unsere Armee führerlos machen.» Lindt nickt.

Alfred Ernst teilt ihre Bedenken. Er habe den Generalstab schriftlich auf dieses Sicherheitsproblem aufmerksam gemacht, erzählt er Lindt und Hausamann. Aber man hörte nicht auf den Hauptmann im Generalstab, der jedermanns Vertrauen besass und ganz unbefangen mit dem sehr zugänglichen Guisan reden konnte. Im Nachhinein erklärt Alfred Ernst: «Ich befürchtete einen Überfall der Deutschen auf die auf einem Schiff und auf der leicht anzugreifenden Rütliwiese versammelten Kommandanten aller Stufen. Es schien mir unverantwortlich, in der damaligen kritischen Situation die Ausschaltung des gesamten Kommandoapparates zu riskieren. Wohl blieben die Generalstabsoffiziere auf dem Kommandoposten; aber der Ausfall einer grossen Zahl von Kommandanten wäre bei Kriegsausbruch für unsern Widerstand katastrophal gewesen.

Ich versuchte daher den General zu überzeugen, dass das Risiko zu gross sei. Ich schlug vor, der General solle die Kommandanten an geheim zu haltenden Orten divisionsweise versammeln. Mein Vorschlag wurde abgelehnt.»¹⁰ Tatsächlich hatte Guisan recht. Alfreds Bedenken waren begründet, aber gesiegt hat die Kühnheit des Generals.

Angst, Schrecken und Verrat

Diese Kühnheit war aber doch von ein paar Vorsichtsmassnahmen begleitet. Drei Jagdflugzeuge vom Typ Moräne (in französischer Lizenz hergestellte Flugzeuge, die den Schweizern zwar nicht zuverlässig erschienen, aber in dieser ernsten Stunde dennoch eingesetzt wurden) kreisten die ganze Zeit über dem See. Die Besatzung eines mit Maschinengewehren bewaffneten Schnellboots wachte ebenfalls über den Dampfer und begleitete ihn auf der etwa einstündigen Fahrt. Das Schiff, das sonst nur am Sonntag verkehrte, brachte die auf ihm versammelten Offiziere zu einem historischen, symbolischen Ort: dem Rütli. Wofür das Rütli steht, weiss in der Schweiz jedes Kind. Auf dieser malerischen Wiese am Urner See (einem Zipfel des Vierwaldstättersees) ist nach der Überlieferung im Jahr 1291 die Eidgenossenschaft entstanden. Ein Grüppchen von Männern, Abgeordnete der Waldstätten, leistete hier den Schwur, einander künftig zur Verteidigung ihrer Gemeinschaften beizustehen. Die Rütliwiese ist zum Sinnbild der Solidarität, des Widerstandes und der Freiheit geworden. Davon sind die Schweizer 1940 überzeugt; und auf Grund dieser Symbolkraft ist das Rütli für sie ein heiliger Ort.

General Guisan war sich der aufrüttelnden Macht von Symbolen bewusst, zumal in einem Moment, da ein Volk sich existentiell bedroht fühlt. Und das war in diesem Sommer 1940 der Fall. Jeden Tag sprachen die verhassten Nazis im Radio und in ihren Zeitungen davon, dass der Eidgenossenschaft das Rückgrat gebrochen werden solle. Niemand, dies sei nochmals ausdrücklich betont, widersetzte

sich Hitler auf dem Kontinent. Die Alliierten waren verschwunden, die Kommunisten gepflegten die Nazis, und Amerika schickte seine guten Wünsche und Ansichtskarten ...

Vor diesem Hintergrund der Angst, des Schreckens und Verrats, die über ganz Europa und die Schweiz hereingebrochen waren, versammelte General Guisan die Elite seiner Milizarmee, seine «Bürger-Soldaten», auf dem Rütli, dem geistig-moralischen Zentrum des Landes. Bei der Anlegestelle unterhalb der Rütliwiese setzt sich ein Zug von Offizieren in Bewegung, als ginge es auf einen Spaziergang. Sie defilieren nicht, sie wandern. Alle Kommandanten der kombattanten Truppen, bis hinunter zu den Bataillonen und Abteilungen, sind dabei. Die ganze Equipe der Generalstabsoffiziere, Leute wie Ernst, Waibel, Hausamann, fehlt indessen. Sie haben den Befehl erhalten, auf den Kommandoposten ihrer Truppen zu bleiben. Neben Generalstabschef Jakob Huber ist Bernard Barbey anwesend, der Chef des Persönlichen Stabes des Generals. Barbey ist bekanntlich ein Pariser Intellektueller, ein schreibgewandter Schweizer aus Frankreich, der mit Hilfe kleiner, von Guisan bekritzelter Zettel die Reden des «Bosses» schreibt. Die Presse ist nicht da. Das hat der General schriftlich so angeordnet. Doch der Schriftsteller Barbey lässt das Ereignis und die Atmosphäre auf sich wirken und berichtet später darüber.

Aufruf zum Widerstand

Da keine Tonaufnahmen gemacht wurden (obwohl dies damals technisch schon möglich war), bleibt der genaue Wortlaut der Rede Guisans unbekannt. Man weiss nicht einmal, ob er französisch oder deutsch gesprochen hat. Gautschi zufolge dürfte es Französisch gewesen sein.¹¹ Letztlich ist das aber nebensächlich. Was zählt, ist der Inhalt der Botschaft. Am nächsten Morgen würden die Nazis in Berlin mit den Zähnen knirschen. Denn die Rede des Generals war ganz

unmissverständlich ein Aufruf zum Widerstand und ein Appell an den Überlebenswillen.

In seinem regelmässig geführten Tagebuch fasste Bernard Barbey die Gedankengänge des Generals zusammen: «Ich habe Wert darauf gelegt, euch an diesem historischen Ort, auf dem für unsere Unabhängigkeit symbolischen Boden zu versammeln, um euch über die Lage zu orientieren und mit euch als Soldat zu Soldat zu reden. – Wir befinden uns an einem Wendepunkt unserer Geschichte. Es geht um die Existenz der Schweiz. – Hier werden wir Soldaten von 1940 aus den Lehren und dem Geist der Vergangenheit Kraft schöpfen, um Gegenwart und Zukunft des Landes entschlossen ins Auge zu fassen und um den geheimnisvollen Ruf zu vernehmen, der von dieser Wiese ausgeht. Indem wir klar in die Zukunft blicken, werden wir die immer gegenwärtigen Schwierigkeiten meistern, die schon der Bund von 1291 die Arglist der Zeiten nannte.» Und Barbey fügte hinzu, Guisans Leitmotiv sei «der Widerstandsgeist gegen jeden Angriff, woher er auch kommen mag, gegen die innere Gefahr des Nachlassens, des Defätismus und auch das Vertrauen in den Wert dieses Widerstandes».¹²

Auf der Rückfahrt nach Luzern wurde auf dem Schiff ein gedruckter Text verteilt, der ebenfalls das Thema des Widerstands wiederaufnimmt. Hier ein Auszug aus diesem «Armeebefehl», der nach dem Willen des Generals vor der Truppe zu verlesen war:

«Ich habe kürzlich wichtige Umgruppierungen unserer Kräfte angeordnet. Viele haben dies in dem Augenblick festgestellt, wo ihre Einheit disloziert worden ist. Sie haben sich gefragt, warum die ausgeführten Werke scheinbar zwecklos sind, warum die Armee überhaupt noch unter den Waffen stehe. – Ich weiss, dass Ihr meine Befehle ausführt, selbst wenn draussen an der Front die Gründe nicht immer erkennbar sind, welche sie veranlasst haben. [...] Die geschichtlichen Ereignisse, die sich in der letzten Zeit vor unseren Augen abspielten, haben unsere Pflicht, wachsam zu sein, in nichts verringert. Es befinden sich zur Zeit ennet [hinter] unsern Grenzen mehr

Truppen denn je, und zwar ausgezeichnete. Was vor wenigen Wochen noch unvorstellbar war, liegt heute im Bereich der Möglichkeit: Wir können von allen Seiten zugleich angegriffen werden.

Die Armee hat sich dieser neuen Situation anzupassen und eine neue Aufstellung zu beziehen, die ihr gestattet, sich auf allen Fronten wirksam zu verteidigen. Auf diese Weise wird sie ihre geschichtliche Aufgabe erfüllen, die sich grundsätzlich nicht verändert hat. [...] Solange in Europa Millionen von Bewaffneten stehen und solange bedeutende Kräfte jederzeit gegen uns zum Angriff schreiten können, hat die Armee auf ihrem Posten zu stehen. Komme, was wolle, die Befestigungen, die Ihr erstellt habt, behalten ihren Wert; unsere Opfer waren nicht vergeblich; dennoch halten wir unser Schicksal in unserer Hand.

Leiht Euer Ohr nicht denjenigen, die aus Unwissenheit oder böser Absicht defätistische Nachrichten verbreiten und Zweifel säen. Glaubt nicht nur an unser gutes Recht, sondern auch an unsere Kraft, mit der wir, wenn jeder von eisernem Willen erfüllt ist, erfolgreich Widerstand leisten werden.

Soldaten! Am 1. August 1940 werdet Ihr Euch vor Augen halten, dass die neuen Stellungen, die ich Euch zugewiesen habe, diejenigen sind, wo Eure Waffen und Euer Mut sich unter den neuen Verhältnissen am besten zum Wohle der Heimat werden auswirken können. – Heute, auf dem Rütli, der Wiege unserer Freiheit, habe ich die höheren Truppenkommandanten versammelt, um ihnen diesen Armeebefehl auszuhändigen, mit dem Auftrag ihn Euch zu übermitteln. Bewahrt Euer Vertrauen und Euren Mut: Die Heimat zählt auf euch.»¹³

Als Guisan sich mitten im Sommer 1940 so zu Wort meldet, scheint das Schicksal der Schweiz besiegelt zu sein. Nicht nur ist die schweizerische Armee rüstungsmässig schwach (was Guisan nach dem Krieg in seinem Rechenschaftsbericht für die Bundesversammlung bestätigen wird), sondern der plötzliche Zusammenbruch Frankreichs hat obendrein gezeigt, wie sehr das militärische Denken

in Europa – von Deutschland abgesehen – überholt ist. Bislang haben die meisten Armeen sich an den französischen Generälen ein Vorbild genommen, die bis zum Desaster an die lineare Verteidigung glaubten, mit der sie den Krieg von 1914-1918 gewonnen hatten.

Die Entscheidung Guisans und seines Stabs, sich in die Berge zurückzuziehen, stellt also einen vollkommenen Strategiewechsel dar.

Heute ist es in der Schweiz gang und gäbe, die Zweckmässigkeit und Existenzberechtigung des Réduits in Frage zu stellen. Verschiedene Autoren wie etwa Jean Ziegler, der in Frankreich, Deutschland und weltweit grosse Beachtung fand, vertrat in *Die Schweiz, das Gold und die Toten* die Auffassung, das Réduit sei zugleich Betrug und Heuchelei gewesen, da zwischen der Schweiz und Hitler eine Art Geheimabkommen bestanden habe.

Es wäre also interessant zu wissen, was die Nazi-Regierung in Berlin von dieser Rede hielt und darüber verlauten liess, und welche Reaktion die Rede andererseits im Schweizer Volk hervorrief, als sie an die Öffentlichkeit gelangte.

Das ganze Problem lässt sich im Grunde auf eine wichtige Frage reduzieren: Würde die Schweizerische Eidgenossenschaft weiterbestehen – trotz der Mutlosigkeit im Volk, trotz der in der Öffentlichkeit weitverbreiteten Panik und der französisch-britischen Niederlage auf dem Kontinent?¹⁴

Frühlingserwachen im Spital von Vevey

Kaum erhält der Gesandte Adolf Hitlers Kenntnis von der Rütli-Rede und dem noch am selben Tag auf dem Schiff verteilten Armeebefehl, telegraphiert er unverzüglich nach Berlin: Es habe eine «erneute Aufhetzung der schweizerischen öffentlichen Meinung gegen Deutschland» stattgefunden. Der Diplomat ist empört. «Für diese erstaunliche Manifestation fehlt jeder ersichtliche Grund. Stelle zur Erwägung, ob nicht gemeinsam oder getrennt inhaltlich ähnliche Demarche der Achsenmächte angebracht wäre, in der zum Ausdruck käme, dass wir erneute Aufhetzung der schweizerischen öffentlichen Meinung gegen Deutschland und Italien als befremdlich ansehen; wenn etwas die verbündeten Achsenmächte in ihrem Entschluss wankend machen könnte, ihre bisherige Haltung der Schweiz gegenüber fortzusetzen, so wäre es die so unzeitgemässe Manifestation wie die des Generals.»¹

In diesen Worten steckt eine kaum verhüllte Drohung gegen die Schweiz. General Guisan hat das Missfallen der Nazis erregt. Diese nehmen mit der Regierung Mussolinis in Rom Kontakt auf, um gleichzeitig mit Italien in Bern vorstellig zu werden und gegen die Rütli-Rede und den General zu protestieren. Der italienische Außenminister Galeazzo Ciano bespricht die Sache mit seinem Schwiegervater Benito Mussolini.

Wie die Deutschen findet auch der Duce, dass der Rütlibericht eine feindselige Demonstration gegen die «Achse» (Nazideutschland und das faschistische Italien) darstelle. In den Augen der Nazis und ihrer römischen Verbündeten ist der schweizerische General ein «Anglophiler». Die deutsche Presse wird nicht müde, dies zu wiederholen. Die Deutschen werfen in ihrer Protestnote vom 10. August dem General sogar vor, er habe die schweizerische Bevölkerung ge-

gen das Reich aufgehetzt.² Und so beschliesst Berlin, alle Hebel in Bewegung zu setzen, damit dem General das Armeekommando entzogen wird. Dabei kommt den Nazis zugute, dass sie in der Schweiz Helfershelfer haben: deutschfreundliche hohe Militärs, Befürworter der «deutschen Technik» (und der «deutschen Ordnung»), die nur auf die Absetzung des Generals warten, um an seine Stelle zu treten. Es handelt sich um Gustav Däniker, Oberst im Generalstab, und den Ausbildungschef der Armee, Oberstkorpskommandant Ulrich Wille, den Sohn des einstigen Oberbefehlshabers von 1914-1918. Beide glauben felsenfest an einen deutschen Sieg.

Wie sich zeigen wird, kommt es bald zu einem heftigen Konflikt zwischen den beiden nazifreundlichen, gegen Guisan eingestellten Militärs und der Mannschaft von Hausamann, dem Kriegs-Schattenkabinett, das seinerseits von der Unbesiegbarkeit des Britischen Empires und dem schlussendlichen Sieg der Alliierten überzeugt ist.

«Ich hoffe, dass der General nun nicht mehr redet!»

In der Schweizerischen Gesandtschaft in Berlin ist man indessen in heller Aufregung. Die Schweizerische Gesandtschaft war eine diplomatische Vertretung ganz eigener Art: Aus der zeitlichen Distanz – und nach dem Studium sechzig Jahre alter Depeschen – lässt sich nur schwer ausmachen, ob gewisse schweizerische Diplomaten in Berlin wirklich ihr Land vertraten, oder ob sie nicht vielmehr, in einem nach österreichischem Muster verlaufenden Anschluss-Prozess, als Sprachrohr und Trojanisches Pferd Nazideutschlands gegenüber der schweizerischen Regierung fungierten.

Der schweizerische Militärattaché in Berlin, Oberst von Werdt, ist über den Rütli-rapport General Guisans höchst beunruhigt: In Berlin werte man die Äusserungen über den schweizerischen Verteidigungswillen als gegen Deutschland gerichtet, schreibt er ans Eidge-

nössische Politische Departement in Bern (dem Pilet-Golaz vorsteht). Und der schweizerische Militärattaché, der getreulich den Nazi-Standpunkt wiedergibt, äussert auch seine eigene Meinung dazu: «Ich bin der Ansicht, dass man bei allem, was zur Hebung des Wehrwillens getan wird, mit dieser deutschen Einstellung rechnen und daher alles vermeiden müsse, was hier als Provokation aufgefasst werden könnte.»³

Merkwürdigerweise kritisiert der schweizerische Militärattaché in Berlin implizit das Vorgehen General Guisans und dessen Rütli-rapport. Er ist zwar dem Politischen Departement zur Verfügung gestellt, doch ist und bleibt er ein Militär ... Diese indirekte Missbilligung ist im Übrigen nur ein erster Schritt. Der Vorsteher des Eidgenössischen Politischen Departements, Marcel Pilet-Golaz, wird General Guisan und seinen Rütli-rapport bald selbst vor den Nazis desavouieren, und zwar mit einer «vertraulichen» Bemerkung während einer Unterredung mit dem Reichsgesandten Köcher. Diese Stellungnahme wird in einer von Köcher abgefassten Depesche (in die man im Archiv des Deutschen Auswärtigen Amts Einsicht nehmen kann) schnurstracks nach Berlin weitergeleitet, darin wird der schweizerische Bundespräsident, wie folgt, zitiert: «Ich hoffe, dass der General nun nicht mehr redet.» Hitlers Gesandter teilt ebenfalls mit, Minister Feldscher habe dem deutschen Diplomaten Freiherrn von Bibra klar zu verstehen gegeben, dass in der Umgebung des Generals die Umbesetzung wichtiger Posten zu erwarten sei und dass an diese Stelle Herren gesetzt würden, «mit denen Herr Oberstlt. von Ilse-mann sich leichter [werde] unterhalten»⁴ können.

Neuer Auftrieb im Spital

Marianne Läufer ist zwanzig, schön und hübsch zugleich. Man könnte sie für eine Italienerin halten, mit ihrem Profil, das sich gut auf einer römischen Münze machen würde. Sie kommt und geht,

läuft durch die Gänge des Militärspitals, des einstigen Grand Hotels. Die Aussicht auf den See und die Savoyer Alpen ist herrlich.

Die junge Frau pflegt hier mit Hingabe Soldaten. Sie ist als Sekretärin der psychiatrischen Abteilung in diesem Spital beschäftigt. Die Gänge sind mit Betten vollgestellt und die Krankensäle überfüllt. Noch gestern herrschte Pessimismus unter den Soldaten, die sich allesamt, ob jung oder weniger jung, an diesem Ort befinden, weil sie den Rhythmus der Armee, die Märsche, das nächtliche Exerzieren, das harte Leben nicht mehr ertrugen. Sowohl Offiziere wie Soldaten waren am Abend zuvor noch deprimiert gewesen, Angst trieb sie um: Sie fürchteten um ihre Angehörigen – und um sich selbst. Was würde aus ihnen werden? Würde Hitler in die Schweiz einmarschieren, um nach Südfrankreich zu gelangen?

Marianne Läufer erzählt: «Unser Spital ist eine französischsprachige Einheit. Aber wir haben auch Deutschschweizer als Patienten. Sie machen sich noch mehr Sorgen als die Romands. Wer die nötigen Mittel hat, setzt alle Hebel in Bewegung, um Frau und Kinder an den Genfer See zu holen, sie bei Verwandten, Freunden oder in einer Pension unterzubringen. Es gibt praktische Probleme: Wie findet man eine Unterkunft, wie etwas zu essen? Alle sind sehr bange. Es herrscht ein Klima der Angst. Wir schlittern täglich haarscharf an einer Panik vorbei.»

Und dann kommt plötzlich die Nachricht: Am Vierwaldstättersee, auf der Rütliwiese, hat General Guisan eine Rede gehalten. Er hat zum Widerstand aufgerufen. Und von einem Augenblick auf den andern fasst das ganze Spital am Fuss des Mont Pèlerin in Vevey, die von niedergeschlagenen Soldaten bevölkerte Psychiatrieabteilung, fassen all diese unfreiwilligen Pensionäre des einstigen Grand Hotels wieder Hoffnung. Marianne Läufer ist noch sechzig Jahre später bewegt. In Gedanken sieht sie sich wieder an jenen Tag Ende Juli 1940 zurückversetzt, als man über die Zeitungen und das Radio von dem denkwürdigen Rütlirapport vom 25. Juli erfuhr.

«Es war ein Wunder! Offiziere und Soldaten lebten wieder auf ... Es war unglaublich, zu sehen, wie diese ganze niedergeschlagene Truppe so plötzlich und so schnell wieder Mut fasste!»

Was mir Marianne Läufer mündlich und brieflich berichtete, gilt nicht nur für die in Vevey untergebrachten Militärpersonen; hier machte sich die wiedergewonnene Energie allerdings besonders spektakulär und augenblicklich bemerkbar. Am 29. Juli schrieb die Abteilung Presse und Funkspruch des Armeestabs in ihrem Wochenbericht: «Die Stimmung in der Armee ist nach wie vor – und eher in zunehmendem Masse – schlecht. Die Dienstmüdigkeit und ihre Folgen wirken sich verhängnisvoll auf die Zivilbevölkerung aus. Vielleicht mehrheitlich glaubt man an keine militärische Gefährdung mehr.» Und der Wochenbericht über die Stimmung im Volk fügt hinzu: «Nicht nur in Soldaten- und Offizierskreisen, sondern auch bei Zivilisten hört man das Wort vom nationalen Ungehorsam und der Revolten gegen die Kapitulation.»⁵

Wenig später scheint der Geist von Mariannes Spital auf das ganze Land übergegriffen zu haben, und der nächste Wochenbericht der Abteilung Presse und Funkspruch vermeldet: «Das entscheidende Ereignis der Woche waren die Ansprache des Generals auf der Rütliwiese, soweit sie direkt oder indirekt bekannt wurde, und die Rede des Generals zum 1. August. Ihre Wirkung auf Elite und Volk war ausserordentlich und tief. Das unbedingte Bekenntnis zur Landesverteidigung hat eine neue Welle des Zutrauens und des Verteidigungswillens geschaffen. An Stelle von Unsicherheit ist wieder Sicherheit getreten. Die Zukunft hat sich erhellt oder doch zumindest geklärt.»⁶

Säbelrasseln

Im gleichen Wochenbericht wird hervorgehoben, dass die Rede des Generals in der schweizerischen Bevölkerung sowohl bei den Militärs als auch bei den Zivilisten auf sehr wenig Kritik gestossen sei.

Die Gegner liessen sich in zwei Gruppen einteilen: «Einmal diejenige, die nach wie vor die Verteidigungskraft der Schweiz auch im Gebirge gering einschätzt; entweder fehlt der Glaube an den schweizerischen Soldaten, an seine Ausbildung, oder der Glaube an die Möglichkeit eines sinnvollen Gebirgskrieges bei einer Kapitulation im Mittelland. Die zweite Richtung – vornehmlich in frontistischen und defätistischen, auch industriellen Bezirken beheimatet – leugnet nach wie vor jede vernünftige Verteidigung der Schweiz. Die Rede des Generals wird in diesen Kreisen kaum öffentlich, aber in Privatgesprächen abgelehnt oder ironisiert. Die beiden letztgenannten Richtungen stehen aber in vollem Gegensatz zur weit überwiegenderen Mehrheit der Bevölkerung.»⁷

Oberstkorpskommandant Wille schreibt an den Bundespräsidenten: «Ich bin erstaunt über das Säbelrasseln, mit dem heute noch gewisse Offiziere und andere Leute bei uns sich wie der Vogel Strauss über die wirkliche Lage hinwegtäuschen.» Was Oberstkorpskommandant Wille als «wirkliche Lage» bezeichnet, ist der deutsche «Sieg», denn er glaubt, wie viele andere in Europa, dass die Deutschen einen endgültigen Sieg errungen haben. Wille wie auch Däniker waren nicht aufs Rütli eingeladen worden, ganz einfach, weil sie keine kombattanten Truppen befehligten. Willes Ansicht war sehr klar: Die Rede des Generals stelle «eine wohl unnötige Betonung des erfolgreichen Widerstandes» dar.⁸

Hausamann war die Opposition der beiden hohen Offiziere (Wille war Ausbildungschef der Armee, Däniker Kommandant der Schiessschule Walenstadt) natürlich nicht entgangen, und er erstattete einmal mehr Bericht darüber. Hier der Auszug einer als streng geheim klassifizierten Notiz: «Oberst Däniker war empört über die Rütli-Rede des Generals. Im Augenblick, wo für die Schweiz nur noch ein Gegner in Frage komme, müsse die Betonung des Widerstandswillens provokatorisch wirken. Er wisse, dass die Rede tatsächlich in Deutschland so aufgefasst werde. Deutschland könne versucht sein, zu erproben, wie stark eigentlich dieser Widerstands-

willen sei. – Nach der Rütli-Rede hat Oberst Däniker dem General einen Brief geschrieben, worin er dem Oberbefehlshaber der Armee mitteilte, er habe kein Vertrauen mehr zu ihm. Der General habe geantwortet, es könne sein, dass Däniker und der Kreis Däniker kein Vertrauen mehr zu ihm hätten, er wisse aber aus zahlreichen Briefen, dass er das Vertrauen des Volkes genieße. Däniker bezeichnete diese Antwort als lächerlich. Der General hätte ihn entweder zu sich befehlen oder ihn einsperren lassen sollen. – Die Stellung des Generals werde infolge seiner aussenpolitischen Stellung immer schwieriger. Er, Däniker, könne sich vorstellen, dass der deutsche Gesandte bald den Rücktritt des Generals verlangen könnte.»⁹

75 Prozent Defätisten

Nach der Rütli-Rede brauchen die Schweizer einen ganzen Monat, um sich wieder zu fangen. Hans Hausamann, der Tag und Nacht arbeitet (man fragt sich, wann er schläft), schreibt 19 Tage nach dem Rütlibericht: «75% der Mannschaften glauben nicht mehr daran, dass gegebenenfalls der Befehl zum Kampf erteilt werde; 15% der Mannschaft seien indifferent; 10% seien standhaft und vernünftig, vermöchten sich aber nicht mehr durchzusetzen.»¹⁰

Dann, Ende August, wird alles anders. Nahezu jedermann zieht jetzt die gleichen Schlüsse wie die Leute im Militärspital von Vevey, dem einstigen Grand Hotel.

Am 1. August, dem Nationalfeiertag, kommt der General zusammenfassend und bekräftigend nochmals auf den Rütlibericht zurück, der den Nazis so sehr missfiel. Er spricht von der Notwendigkeit, Widerstand zu leisten (in seinem Buch *FünfJahre auf dem Kommandoposten des Generals* betont Bernard Barbey den Begriff Widerstand, der dem General wichtig war). Der General erklärt in seiner Rede insbesondere: «Persönlich glaube ich nicht nur an die Notwendigkeit und an die Pflicht, sondern auch an die wirksame Möglich-

keit, uns zu verteidigen. Verteidigen heisst in diesem Falle nicht nur halten, sondern sich mit aller Kraft schlagen, sogar zerstören; wenn es sein muss, sein Leben so teuer wie möglich verkaufen.»¹¹ Der General nimmt auch den Kampf gegen den Defätismus auf. Er hält eine Art Plädoyer, um die Werte des Landes herauszustreichen, um deutlich zu machen, dass es ein Leben nach der Niederlage Frankreichs gibt. «Unter dem Eindruck der Berichte, die Augenzeugen über die Schlachten im Ausland bringen, fragen sich viele: ‚Wozu Widerstand leisten?‘ und ziehen den Schluss: ‚Was wir auch tun, wir sind nicht in der Lage, uns zu verteidigen‘ – So zu denken, ist keines Schweizers und keines Soldaten würdig. Wer so denkt, weicht zurück vor der Pflicht. Er verkennt unseres Landes natürliche Stärke und die unvergleichlichen Möglichkeiten des Widerstandes, den der bewaldete, vielgestaltige Boden, reich an Hindernissen und Deckungen, und unsere Berge bieten. Das Vorgehen bei der Schlacht am Morgarten¹² gebe Euch ein ewiges Vorbild, Euch Soldaten und auch Euren Führern.» Dieser ganze Widerstandswille ist allerdings ein Dorn im Auge der «deutschfreundlichen Partei» und ihrer Vertreter an einflussreicher Stelle in der Schweizer Armee: Wille, Däniker und ihre Freunde.

Die Militärjustiz greift ein

Während die Wogen in der schweizerischen Öffentlichkeit hochgehen, tritt auf einmal die schweizerische Militärjustiz auf den Plan. August Lindt erfährt am Telefon, dass sein Freund Lull, Hauptmann Alfred Ernst, Probleme mit der Militärjustiz bekommen hat: «Die Violetten haben sich Ernsts angenommen.»

Kaum hat Max Waibel, einer der Hauptverantwortlichen der Luzerner Offiziersverschwörung, seinerseits diese Nachricht aus dem Mund des Sicherheitschefs der Armee, Oberst Werner Müller, vernommen, organisiert er sich eine Streichholzschachtel und ruft August Lindt zu sich: «Wir müssen die ganzen Papiere über die Luzer-

ner Versammlung verbrennen», erklärt er ihm. Lindt steckt ein Feuerzeug ein, und die beiden laufen auf die Toilette des Hotels Schweizerhof in Luzern (in dem sich Waibels Büro befindet), legen die Papiere in die Porzellanschüssel und zünden sie an. Langsam verkohlen die Blätter. Beissender Rauch breitet sich auf der Etage aus. Waibel und Lindt betätigen die Spülung und verlassen den Raum. Schon nähert sich ein «Violetter» – ein Offizier der Militärjustiz mit violetten Patten an der Uniform – von der Treppe her. Er geht auf die beiden zu. Steif und feierlich hält er ein paar Papiere in der Hand und sagt an Waibel gerichtet: «Herr Hauptmann, ich habe Befehl, Sie zu verhaften.»

Darauf Waibel: «Darf ich Ihre Ausweise sehen?» Der Violette händigt sie ihm aus. Waibel beginnt sehr langsam zu lesen, scheint eine Zeile nach der andern entziffern zu müssen, als wäre er ein halber Analphabet. Lindt begreift, dass er versucht, Zeit zu gewinnen, täuscht vor, keine Luft mehr zu bekommen, und macht sich sang- und klanglos aus dem Staub. So unauffällig wie möglich verdrückt er sich aus Luzern. Er fährt eiligst zu Hausamann nach Kastanienbaum, in die Villa am See. «Ha» bittet ihn, im Garten unter der Blutbuche Platz zu nehmen. Lindt berichtet ihm, dass Ernst und Waibel verhaftet worden sind.

«Ich komme soeben aus dem Schweizerhof, damit Sie informiert sind ... «

«Wir müssen schnell handeln», sagt Hausamann. «Kehren Sie sogleich unauffällig nach Luzern zurück. Gehen Sie zum Bahnhof und nehmen Sie den Zug nach Buchillon, um dort meinen Freund Hans Oprecht aufzusuchen. Sie können ihm voll vertrauen. Auf die Sozialdemokraten kann man sich verlassen. Dank Oprecht werden wir Minger und ein ganzes Verbindungsnetz erreichen.»¹³

Ein verstecktes Mikrophon

Lindt weiss nicht, wo Buchillon liegt. Aber er hat keine Zeit zu verlieren. Er wird einen Blick auf die Karte werfen, bevor er den Zug nimmt.

«Schlagen Sie sich jetzt in die Büsche, sonst schnappen die Violetten Sie doch noch.»

Das muss «Ha» ihm nicht zweimal sagen. Lindt macht sich eilig auf den Weg, er geht zu Fuss, denn er hat weder ein Auto noch einen Führerschein. Unterwegs kreuzt ihn der Wagen der Violetten.

August Lindt erkundigt sich: Buchillon – das sollte man wissen – liegt am Genfer See, am Fuss der Rebberge des «La Côte» genannten Landstrichs zwischen Lausanne und Genf. Gegenüber liegt Savoyen, dahinter beginnen die ersten Geländewellen, die den Jura ankündigen. Bald steht Lindt vor Hans Oprechts Haus, dessen Garten bis an den See hinunterreicht, und bittet ihn um eine geheime Unterredung. Der meint: «Am besten gehen wir schwimmen, da sind wir vor jedem Abhördienst sicher.»

Im Wasser und später am Strand erklärt Lindt Hans Oprecht, was hinter der Verschwörung von Luzern steht: der Wille einer Elite von jungen Offizieren, Hitler unter allen Umständen Widerstand zu leisten. Beim Vorsitzenden der Sozialdemokraten findet die Bewegung des Offiziersbundes begeisterte Unterstützung: «Wir müssen schnell handeln, an Guisan gelangen. Ich werde mit Gafner reden, der den General jederzeit sprechen kann.»¹⁴

Lindt kehrt nach Luzern zurück. Da erfährt er, dass die Violetten überzeugt sind, es mit einem Putschversuch nazifreundlicher Verschwörer zu tun zu haben. Er ist erleichtert, ist dies doch der Beweis dafür, dass die Behörden noch unabhängig und bereit sind, dem Zugriff Hitlers zu widerstehen. Ein passionierter Bastler vom Luzerner Nachrichtendienst klärt Lindt auf. Dieser Pfiffikus hat es geschafft, in dem Zimmer, wo Waibel von den Violetten verhört werden sollte,

rechtzeitig eine Wanze zu installieren. Man ist schliesslich nicht umsonst beim Nachrichtendienst!

August Lindt fährt nach Aarau, um den virtuellen Kommandanten des Komplotts, Oberstleutnant Werder, darauf vorzubereiten, dass ihnen allen wegen einer angeblich deutschfreundlichen Verschwörung die Verhaftung droht. Werder bleibt sehr ruhig. Die paradoxe Anschuldigung entlockt ihm ein Lächeln. Er selbst wird nicht sofort behelligt. Erst durch Schriftvergleiche mit Texten, die man bei Alfred Ernst beschlagnahmt hat, wird man ein paar Tage später auf ihn aufmerksam. Die Graphologie hat die Violetten auf Werders Spur geführt. Die ganze Geschichte wird gestoppt. Rasch geht den Militärriechern auf, dass hinter der Verschwörung von Luzern keine faschistischen Motive stecken. Ganz im Gegenteil.

Lindt schlüpft indessen durch die Maschen, ohne dass ihn irgend jemand behelligt oder beschuldigt. Die Militärjustiz zweifelt keinen Augenblick daran, dass sie nach einem Offizier zu suchen hat. Dabei hatte der leicht anarchistisch angehauchte Journalist August Lindt es seinerzeit vorgezogen, für eine Reportage über Mandschukuo in den fernen Osten zu reisen, anstatt sich zum Offizier ausbilden zu lassen. Darum ist er ein einfacher Korporal geblieben, der auch auf der vollständigsten Liste der Hauptleute der Schweizer Armee nicht zu finden ist. Er hat als Feldhaubitzenführer Militärdienst geleistet. Und steht seit Kurzem als Spion und Verschwörer im Dienste der Eidgenossenschaft...

Unfreiwillige Komik

Es geht alles sehr schnell. Der schwerfällige Justizapparat hat sich in Bewegung gesetzt. Der Irrtum ist total. Folgendes hält der an seinem Arbeitsplatz im Schloss Worb unter Arrest gestellte Alfred Ernst dazu fest: «[...] erstaunlicherweise glaubte der General anfänglich, wir hätten eine frontistische, also deutschfreundliche Verschwörung angezettelt. Noch bei unserer Verhaftung spielte dieser

Verdacht eine Rolle. Nur so ist es zu erklären, dass ich in meiner Eingabe vom 4. August 1940 an den ao. Untersuchungsrichter zunächst betonen musste, dass wir gerade das Gegenteil von dem gewollt hätten, was uns vorgeworfen wurde. Eine wahrhaft groteske Situation, voll unfreiwilliger Komik.»¹⁵

Er berichtet weiter: «Oberst Herzog [der Justizoffizier] wollte mich zuerst in die Kaserne Bern bringen. Da dort kein Platz war, beabsichtigte er, mich ins Bezirksgefängnis zu senden. Hptm. Ronca [ein weiterer Justizoffizier] konnte ihn dann aber überzeugen, dass ich nicht dorthin gehöre. Darauf wurde ich im Einverständnis mit dem Generalstabschef in mein Zimmer bei Dr. Küpfer verbracht. [...] Bewacht wurde ich durch einen treuherzigen Walliser Soldaten, der vor meinem Zimmer mit geladenem Karabiner Wache stand. Bald hatten wir enge Freundschaft geschlossen; er ass den grössten Teil meiner sehr reich bemessenen Portionen aus dem Gasthof und ermöglichte dafür meiner Frau, mich gelegentlich zu sehen.»¹⁶

Während August Lindt dank seines Korporals grades immer noch frei herumläuft, sitzen die andern in Untersuchungshaft: Alfred Ernst 16, Waibel 15 und Hausamann 4 Tage. Man scheint sie streng bestrafen zu wollen, es ist von mehreren Jahren Zuchthaus die Rede. Ernst erschrickt, und Lindt fühlt sich nicht wohl in seiner Haut, wenn er an seinen Jugendfreund denkt. In seinem Gefängniszimmer, von dem sympathischen Walliser bewacht, hängt Ernst trüben Gedanken nach. Er schreibt an seine Frau: «Nun weiss ich ja nicht, ob ich je wieder Soldat sein darf oder ob sie mir meinen Beruf nehmen. Wenn ja, dann fangen wir eben zusammen von vorne an. Du wirst mir dann helfen, wenn es schwerfällt, all das aufzugeben, was mir wichtig war. Ich habe keine Angst, es wird dann schon gehen. Im Übrigen glaube ich je länger je mehr, dass unser Land wegen der Sorglosigkeit, Feigheit und Blindheit der Mehrheit einem bitteren Ende entgegengeht. Wenn wir wenigstens kämpfen und hoffentlich sterben dürften, dann wäre es ja noch zu ertragen. Aber ich fürchte

immer mehr, dass wir kampflös gleichgeschaltet werden. Sieh, das ist das Einzige, was mir Sorge macht, dass ich ausgerechnet jetzt, wo ich mehr denn je gegen den Defätismus in jeder Form kämpfen sollte, nicht auf meinem Posten sein kann. Aber weisst Du, sie können unsere Idee nicht treffen, auch wenn sie uns einsperren. Wer weiss, ob nicht gerade dadurch unserer Sache gedient ist?»¹⁷

Unterdessen hat Hans Hausamann in Kastanienbaum im Schatten seiner Blutbuche keineswegs den Mut verloren. Anders als Ernst philosophiert er nicht. Der «Mann des 23. Juni 1940» argumentiert nach de Gaullescher Manier: Alle Ereignisse, grosse und kleine, sind nur «Zwischenfälle». Ihn trägt, wie den Chef des «Freien Frankreich», die Überzeugung, dass das Dritte Reich schliesslich vollständig besiegt werden wird.

Kaum ist Lindt weg, tauchen die Violetten auf. Sie verhaften Hausamann. Sie bringen ihn in den Schweizerhof. Er wird verhört. Man erkundigt sich, wo die Papiere seien, seine Akten.

«Die habe ich alle in der letzten Nacht verbrannt, Herr Oberst!»

«Warum?»

«Damit Sie diese nicht bekommen!»¹⁸

Den Violetten verschlägt es den Atem. So eine Unverschämtheit!

Hausamann wird in sein Zimmer gesperrt und darf nicht mehr hinaus. Ein bewaffneter Soldat steht vor der Tür. Auf dem gegenüberliegenden Hausdach bezieht eine Doppelschildwache Stellung. Sogleich verbreitet es sich wie ein Lauffeuer im Schweizerhof: Man belästigt Hausamann und seine nazifeindlichen Freunde. Fritz, der alte Oberkellner, reagiert mit Zivilcourage. Er stellt aus dem Restaurant ein Tablett mit den köstlichsten Leckerbissen zusammen und holt dazu eine Flasche erlesensten Rotweins aus dem Keller. Damit geht er in das Zimmer hinauf, in dem Hausamann eingesperrt ist. Fritz will ihm zeigen, dass er ihn und seine Freunde versteht. Er behandelt den verschwörerischen Hauptmann mit ausgesuchter Liebeshwürdigkeit. Fritz weiss, was Sache ist, und er hasst die Deutschen. Er bedient Hausamann wie einen Fürsten, voller Ehrerbie-

tung. Hausamann ist von so viel Freundlichkeit gerührt. Aber er denkt, dass er die Hände nicht in den Schoss legen darf, selbst wenn ihn die Violetten im Zimmer gefangenhalten.

«Fritz», sagt er lachend zu dem Kellner, «der Hausamann frisst keine Zuchthauskost. Nehmen Sie Ihre guten Sachen wieder mit. Aber tun Sie mir einen Gefallen, nehmen Sie bitte diesen Zettel mit und leiten Sie ihn an den Adressaten weiter.»¹⁹

«Aber gern! Wem soll ich ihn denn bringen?»

«Dem Justizoffizier, der mich vorhin verhört hat.»

Fritz führt seinen Auftrag aus. Er geht zu dem Violetten und übergibt ihm den Zettel. Der Offizier schaut ihn an. Auf das Blatt hat Hans Hausamann mit krakeliger, feiner Schrift geschrieben:

«Ich möchte Sie bitten, meinem Einvernahmeprotokoll im Nachtrag noch folgenden Satz anzufügen:

Ich würde den Kampf befehlen und aufnehmen (sollten wir angegriffen werden), ob ich den Befehl dazu besitze, ob ich keinen Befehl besitze, aber auch gegen Befehl.

Unterschrieben: In Untersuchungshaft, 6.VIII.

Hptm. Hausamann.»²⁰

Eine saftige Telefonrechnung für die Villa Oprecht

Die Brise kräuselt den See vor Hans Oprechts Haus in Buchilion. Es ist stickig heiss. Der untersetzte Parteiführer der Schweizer Sozialdemokraten taucht von Zeit zu Zeit genüsslich in das erfrischende Wasser des leicht bewegten Genfer Sees. Doch Oprecht hat in letzter Zeit auch anderes getan als zu baden. Er hat ganze Arbeit geleistet: Was er August Lindt versprochen hat, ist erfüllt. Dieser Monat wird der Villa Oprecht in Buchilion eine saftige Telefonrechnung bescheren. Der «Chef» hat Alarm geschlagen. Oprecht, dessen Partei nicht an der Macht ist (sie wird es erst 1943 mit dem Zürcher Ernst Nobs sein), verhält sich wie ein Bundesrat, ein verantwortungsbewusstes Regierungsmitglied.

Tatsächlich hat Oprecht in Bern und anderswo alle möglichen Leute angerufen. Er hat sich für die Sache der jungen Verschwörer eingesetzt, hat erklärt, warum sie so wütend sind. Das Buschtelefon hat funktioniert, in Zürich und bei den Sozialdemokraten. Hans Oprecht hat Guisan über zwei Ecken erreicht. Zunächst hat er sich an den Berner National- und Regierungsrat Oberst Max Gafner gewandt.

In der Zwischenzeit hat sich die Militärjustiz schwerfällig in Bewegung gesetzt. Oberauditor Trüssel erscheint «der Fall keinesfalls als ein leichter», denn das Vorgehen der Verschwörer hätte sich für die Armee «gegebenenfalls in verhängnisvoller Weise auswirken» können: «Ihre Absicht, den Kampf auch gegen einen Befehl zu führen, ist nicht unbedenklich.»¹ Doch Trüssel ist zwiegespalten, er befindet sich in einer typisch schweizerischen Zwickmühle: Auf der einen Seite ist da die fast götzenhafte Verehrung der Vorschriften, auf der anderen die bis in die militärischen Kreise hinein spürbare

Achtung der Gewissensfreiheit, der persönlichen Autonomie, ein bereits erwähntes Phänomen, das beinahe die Negation dieses Legalismus' bedeutet. Die Armee setzt sich nicht aus Berufssoldaten zusammen, sondern aus Bürgern, denen man eine Gefreiten- oder Oberstuniform ausgehändigt hat. Es handelt sich um ein Milizheer aus Anwälten, Lebensmittelhändlern, Studenten, Bauern, Arbeitern, Ärzten, Briefträgern. Selbst an der Spitze stehen keine Berufskader. So ist Doktor Germann, der Mann, der einen entscheidenden Teil zum Réduit-Konzept beigetragen hat, keineswegs ein Stratege, sondern als Rechtsprofessor der Universität Basel ein Amateur. Auf Grund dieses Amateursystems bildet die Schweizer Armeeführung 1940 gegenüber vergleichbaren Ländern vielleicht in geringerem Masse eine «Kaste». Und die Führer der mittleren und oberen Rangstufen sind vielleicht eher für zivile Einflüsse empfänglich, denn sie sind Zivilpersonen, die ihren Militärdienst leisten.

Sehr bald schon haben die Verschwörer den Eindruck, dass mehrere Ermittler der Militärjustiz ihren Standpunkt teilen. Dank der zahlreichen Anrufe Hans Oprechts aus Buchillon und Zürich gestaltet sich die Untersuchung gegen sie vergleichsweise mild. Tatsächlich haben die potentiellen Umstürzler ein Riesenglück. Nicht nur Parlamentarier wie Hans Oprecht setzen sich für sie ein, sondern der Generalstabschef höchstpersönlich nimmt sie unter seine Fittiche und verfasst zu Händen des Generals einen Bericht über das Disziplinverständnis. Er verdient die Erwähnung, denn er hat durchaus moderne Anklänge, er liegt auf der Linie der Kriegsdienstverweigerer – im de Gaulleschen Sinn des Wortes (nicht das Reglement, sondern der Endzweck des Dienstes hat Vorrang).

Die Pflicht, seinen Kommandanten niederzuschliessen

Es folgen die Zeilen, die der Chef des Generalstabes, Jakob Huber, in diesem Sommer 1940 an General Guisan schreibt. Der Text ist nicht sehr konformistisch. Es scheint ganz so, als komme für Huber der Geist vor dem Buchstaben.

«Unter Disziplin verstehe ich nicht den sogenannten Kadavergehorsam, sondern die Verpflichtung, nach bestem Wissen und Gewissen alles zu tun, was im Interesse des erhaltenen Auftrags liegt. Die Pflicht zum unbedingten Gehorsam hört in dem Moment auf, wo der Vorgesetzte dem Untergebenen die Begehung eines Verbrechens oder Vergehens befiehlt (DR Zif. 35; MStG Art. 18) oder sonst eine mit der Soldatenehre unvereinbare Handlung, so namentlich die Brechung des geschworenen Eides, zumutet. Wir haben geschworen: ‚Der Eidgenossenschaft (nicht dem Bundesrat oder dem Vorgesetzten) Treue zu halten; für die Verteidigung des Vaterlandes und seiner Verfassung Leib und Leben aufzuopfern und alles zu tun, was die Ehre und Freiheit des Vaterlandes erforderte

Die Gehorsamspflicht gilt nur so lange, als die erhaltenen Befehle im Sinne dieser Hauptpunkte des Kriegseides liegen. Wenn zum Beispiel ein Festungskommandant die Übergabe einer noch verteidigungsfähigen Festung vorbereitet, so hat nach meiner Auffassung von Disziplin jeder Untergebene, der davon Kenntnis erhält, nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, seinen Kommandanten niederzuschliessen oder sonst unschädlich zu machen, und die Verteidigung auf eigene Faust weiterzuführen. Dieser Grundsatz gilt ins Grosse gerechnet auch für die ganze Armee. [...] Nun haben aber die angeschuldigten Offiziere ihre Vorbereitungen nur für den Fall getroffen, dass Bundesrat oder Armeeleitung kapitulieren würden. In dieser Lage wäre aber nach meiner Auffassung und Darlegung die Gehorsamsverweigerung nicht nur Recht, sondern Pflicht jedes Wehrmanns. Dass Hptm. Ernst, Waibel und ihre Mitläufer nicht mehr Vertrauen in Bundesrat und Armeekommando hatten, ist bedauerlich, für jugendliche und fanatische Gehirne einigermassen erklär-

lich und entschuldbar. [...] Die Propagierung des Widerstandswillens war ein lobenswertes Unternehmen der Hauptleute Ernst, Waibel und Genossen. Ihre Tätigkeit hätte aber offen betrieben werden sollen und wäre dann auch der Unterstützung des Armeekommandos sicher gewesen.»²

Im Grunde hat der Schweizer Generalstabschef Verständnis für die Verschwörung und entschuldigt sie. Er wünschte nur, sie hätte öffentlich und mit der Genehmigung der Armee stattgefunden. Eine Verschwörung in aller Öffentlichkeit, mit dem Segen der Armeeführung? Gewiss liegt da ein begrifflicher und inhaltlicher Widerspruch. Alfred Ernst ist sich dieses Widerspruchs bewusst und weist Lindt immer wieder darauf hin.

Im Bahnhofbuffet Gümligen

August Lindt wartet im Bahnhofrestaurant vor einer Tasse Kaffee. Seine befreiten Kameraden sind zum Schloss aufgebrochen. Guisan empfängt sie. Was wird geschehen? Welche Sanktionen wird man über sie verhängen? Haben sie nicht alle das Gesetz missachtet?

Was ihn selbst betrifft, so ist Lindt beruhigt. Die Militärjustiz hat davon abgesehen, «Hauptmann Lindt» – der nie existiert hat – weiter zu verfolgen. Der Justizapparat hält ihn für vernachlässigbar, da er nicht Offizier ist. Man vergisst allerdings, dass am 23. Juli 1940, am selben Tag, an dem die Offiziere im Schweizerhof in Luzern ihre Verschwörung anzettelten, sich auch die Unteroffiziere aus der ganzen Schweiz in Luzern versammelten, um die Lage zu erörtern. Auch sie befürworteten einen uneingeschränkten Widerstand, wenn sie bei dieser Gelegenheit erklärten, sie würden lieber Hunger leiden als sich zu unterwerfen. Hausamann und Waibel haben Lindt gebeten, sie nach Gümligen, einem Berner Vorort, zu begleiten.

Wieder einmal erinnert Lindt an Fabrice del Dongo³ in Waterloo, mit dem Unterschied, dass er begreift, was vor sich geht.

Plötzlich öffnet sich die Tür zum Bahnhofbuffet. Sie sind alle zurück: Alfred Ernst, Hans Hausamann, Max Waibel und Gerhard Schürch. Sie setzen sich zu Lindt an den Tisch und erzählen.

Der General hat an seinem geschnitzten Schreibtisch aus dem 18. Jahrhundert gesessen, hinter ihm das Porträt eines alten Berner Adligen mit Perücke, einer jener «Herren von Bern». Der General ist aufgestanden, auf sie zugekommen, hat sie gleichzeitig abgekanzelt und beglückwünscht. Er hat jedem einzelnen von ihnen die Hand gedrückt und ihnen erklärt, dass er sie bestrafen müsse, dass seine Türe jedoch immer offenstehe, wenn sie etwas Wichtiges zu besprechen hätten.

Hans Hausamann hat plötzlich eine zündende Idee: Man müsste in solchen Zeiten eine «Studie über die Stellung des Schweizerischen Oberbefehlshabers im totalen Krieg»⁴ verfassen. Diese Idee machte später ihren Weg.

Während sie vom Treffen mit Guisan erzählen, leeren sie ihre Gläser. Die «Verurteilten» sind erfreut und bewegt. Im Grunde hat der General Verständnis für sie. Sie haben mit ihm eben eine Art Pakt geschlossen. Sie ahnen plötzlich, dass sich die Lage verändert hat. Sie, die Verschwörer von gestern, werden vielleicht die Mitarbeiter von morgen sein. Sie werden vermutlich mit Guisan zusammenarbeiten, dabei jedoch ihre Handlungsfreiheit behalten. Es ist merkwürdig. So etwas wie ein Bündnis ist entstanden. Oder wenigstens der Ansatz dazu.

Lindt erzählt: «Der General hat im Laufe der Unterhaltung gesagt, er teile die Auffassung des Offiziersbundes, dass ein kampfloser Untergang nicht diskutierbar sei. Sie hätten aber gegen die militärische Disziplin verstossen, indem sie ihn nicht von ihren Befürchtungen und Plänen unterrichtet hatten.»⁵ Im Bahnhofbuffet von Gümligen freut man sich gemeinsam über die Zusammenkunft mit dem General, die so herzlich verlaufen ist. Nur Hausamann gibt sich zur allgemeinen Belustigung beleidigt, dass er nicht die gleiche Strafe wie Ernst aufgebremst bekommen hat...

Tatsächlich verfügt der General auf Trüssels Empfehlung hin, dass Alfred Ernst mit 15 Tagen, Max Waibel mit 10 und Hans Hausamann mit 5 Tagen scharfem Arrest zu bestrafen sind. Gerhart Schürch hätte noch mehr Grund als Hausamann, beleidigt zu sein. Er erhält nur 4 Tage leichten Arrest!

Die Verurteilten werden in die Kaserne von Thun geschickt. Man kann jemandem nur wünschen, auf Kosten der Steuerzahler zu einem Zwangsaufenthalt in Thun verurteilt zu werden: Diese Stadt am gleichnamigen See, mit ihrem Rundblick auf die Berge, der belebenden Luft, den Brunnen und Statuen, den Märkten und zahlreichen Uferpromenaden, den Quais und Alleen ist eine der schönsten der ganzen Schweiz.

Die Vergangenheit – eine Fremdsprache

Jeden Morgen verlassen Ernst, Waibel und Hausamann die Kaserne, um eine Stunde lang unbeaufsichtigt spazierenzugehen. Lindt erwartet sie in gebührendem Abstand von der Kaserne. Er ist zwar weder Offizier noch verurteilt, noch sitzt er in der Kaserne eine Strafe ab. Man kann sich fragen, was er hier überhaupt tut. Immer gelingt es ihm auf wundersame Weise, durch die Maschen zu schlüpfen, sei es in Mandschukuo, in Afrika, im Mittleren Osten, in Finnland, im Verschwörersaal im Schweizerhof in Luzern oder hier in Thun.⁶

Ernst macht sich Gedanken über ihre Situation. Er ist angespannt, gibt aber zu, dass ihre «Strafe» erträglich ist: «Wir durften private Arbeiten verrichten, nach Wunsch unbewacht spazierengehen und genossen ganz allgemein die grösste Freiheit», erzählt er später. «Unsere Pistolen wurden uns zwar abgenommen, aber in einem leicht zu öffnenden Schrank in unserem Zimmer versorgt, damit wir sie rasch wieder gehabt hätten, wenn es zum Kriege gekommen wäre.»⁷

Doch trotz See, Sonne und relativer Freiheit bleibt er besorgt. In seinen Augen ist die Lage äusserst ernst. Er ist überzeugt, dass das Land, wenn überhaupt, nur durch bedingungslosen Widerstand zu

retten ist. Er hat Angst, genau wie der Rest der Schweiz. Man ist weit entfernt von der heute verbreiteten Vorstellung, der Schweiz habe nie wirkliche Gefahr gedroht, da sie letztlich gar nicht überfallen wurde. Es wurde schon erwähnt: Diese Art der Argumentation stellt einen absurden Anachronismus dar. Man muss sich in die Gedankenwelt der Menschen von damals einfühlen. Es hätte für die Schweiz auch anders enden können. Wie es schliesslich ausging, hing, in der Schweiz wie in ganz Europa, vom Verhalten der damaligen Akteure ab, und das hiess: Widerstand oder Anpassung. Die Angst war im Sommer 1940 noch grösser bei denen, die gut informiert waren. Zu ihnen gehörte Alfred Ernst, dank seiner Funktion im Nachrichtendienst. Aus der Thuner Kaserne schreibt Hauptmann Ernst an Oberst Masson, den Chef des Schweizer Nachrichtendienstes.

Der Text hat einen romantischen und heroischen Beiklang, der für die entschlossenen und mutigen Menschen von damals typisch ist. Man denke nur an die Ansprachen von de Gaulle oder Churchill, in denen von Ehre, Tod, Blut und Tränen die Rede ist. Auch der Brief des jungen Schweizer Hauptmanns ist gefühlvoll, doch viel weniger als jene Reden. Alfred Ernst verwendet die Begriffe seiner Zeit. Er, die Nummer Eins einer soeben aufgefliegenen Verschwörung, argumentiert in einem anderen Kontext, einem anderen politischen Klima und mit einem anderen Wortschatz als dem heutigen. Man kann es nicht oft genug betonen: Von der Vergangenheit zu sprechen ist eine Aufgabe, die mit einer Übersetzung vergleichbar ist. Man muss die Fremdsprache zuerst in sich aufnehmen, bevor man Worte und Wörter in die eigene Sprache überträgt. Ein solches erforschendes Vorgehen verlangt Respekt und Sympathie für die Vertreter vergangener Generationen, selbst für jene, deren Verhalten man missbilligt. Was wollten sie? Woran glaubten sie? Was waren ihre Ängste? Wie wir sehen werden, ist Hauptmann Ernsts Text von Angst, Beklemmung und der Schreckensvorstellung einer Vernichtung dominiert. Ebenso fällt auf, wie vertrauensvoll und spontan sich der junge Offizier, ein einfacher Hauptmann, an Oberst Masson richtet,

Hauptmann, an Oberst Masson richtet, als wäre sein Vorgesetzter ein Kamerad. Diese Freiheit im Ton, in dem die Hierarchie kaum durchscheint, zeugt von einer gewissen Zwanglosigkeit innerhalb des Schweizerischen Nachrichtendienstes.

«Es ist zwar wohl möglich», schreibt Ernst aus der Thuner Kaserne an Masson, «dass wir, Sie und ich, im Kampfe gegen die Deutschen oder ihre schweizerischen Freunde zugrunde gehen werden. Es spricht sogar eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür. Aber wenn wir treu bleiben und im Glauben an unsere Idee untergehen, so wird diese selbst in stärkerer und reinerer Form wieder auferstehen. Von einem wirklichen Opfer ist noch zu allen Zeiten eine so grosse Kraft ausgegangen, dass die, welche glaubten, es sei nun alles zu Ende, sich letzten Endes doch getäuscht sahen. Unsere Aufgabe ist es, dafür zu sorgen, dass dieses Opfer gebracht wird. Wir müssen bereit sein zu sterben. Wir müssen aber auch unser Möglichstes tun, dass andere mit uns den Kampf bis zum bitteren Ende führen.»

Er sei, gesteht Ernst, «kein Romantiker, der glaubt, der Tod sei schön und leicht. Ich weiss auch nicht, ob ich mich im Grauen der Schlacht oder im Konzentrationslager mutig verhalten würde. Allein das kann keiner von sich behaupten. Es wird deshalb vorerst genügen, wenn wir bereit sind, das Wagnis zu unternehmen im Vertrauen auf die Hilfe, die uns unser Glaube im schwersten Augenblick geben wird. Wenn es uns aber gelingt, für unsere Idee mutig in den Tod zu gehen – und das dürfen wir hoffen, wenn Gott mit uns ist –, so ist alles gewonnen. Dann werden von unserem Tode Kräfte ausgehen, denen die Deutschen nichts anhaben können. Sie werden vielleicht unser ganzes Land zerstören und es lange besetzt halten. Einmal aber werden unsere Kinder im Gedanken an uns sich zu befreien wissen. Ihr Glaube wird letzten Endes stärker sein als die äussere brutale Gewalt der Deutschen oder ihrer schweizerischen Freunde.»⁸

Wenn Alfred Ernst von «schweizerischen Freunden» der Deutschen spricht, darf man sich keine grosse und mächtige Gruppe vorstellen. Der allgemeinen Meinung zufolge machten die Anhänger

des Dritten Reichs in der Schweiz nur etwa ein Prozent der Bevölkerung aus. Gewiss hätten sie im Fall einer Invasion beträchtlichen Schaden anrichten können, wie die französische Miliz von Joseph Darnand⁹ oder Quislings Anhänger in Norwegen, doch sie wurden während des Krieges von den Schweizern nie unterstützt und besaßen keinerlei Rückhalt im Land. Wären sie zahlenmässig stärker gewesen, hätten die Deutschen vermutlich in die Schweiz einmarschieren können, ohne einen Schuss abzugeben, ebenso wie in Österreich und den anderen Ländern, in denen Behörden und Bevölkerung «reif» für die Unterwerfung waren, wie die Nazis erkannt hatten.

Die nazifeindliche und englandfreundliche Einstellung einer überwältigenden Mehrheit der Schweizer hat aller Wahrscheinlichkeit nach eine entscheidende Rolle für die ausgebliebene Invasion des Landes gespielt. Die weiteren Gründe dafür sind komplex, im Schlusswort soll näher darauf eingegangen werden.

Hausamann wird entlassen

Die Unterredung mit Guisan in Gümligen, dem Sitz des Generalstabs, ist also äusserst erfreulich und in ausgezeichneter Stimmung verlaufen. Und doch werden Hausamann, Ernst und Waibel gleich nach ihrer Unterhaltung mit dem General suspendiert. Sie werden beim Nachrichtendienst entlassen. Was ist geschehen? Die Militärjustiz hat sich wieder in Gang gesetzt. Sie hat nicht begriffen, dass die Strafmassnahmen den Verschwörern eher zur Ehre gereichen. Sie wendet das Reglement buchstabengetreu an, ohne den Kontext zu berücksichtigen. Oberauditor Trüssel schreibt in Bezug auf die Verschwörer, der Generalstabschef der Armee habe «in einem Bericht die Ansicht ausgesprochen, dass diese Offiziere unter keinen Umständen wieder im Nachrichtendienst Verwendung finden sollten, wo ihre Tätigkeit sich als gefährlich und verhängnisvoll erwiesen hat.»¹⁰

Die Militärjustiz mag zwar in gutem Glauben handeln, doch sie ist blind und taub. Die jüngsten Gegebenheiten sind ihr verborgen geblieben. Die «violette Maschine» weiss nicht, dass sie vom Weg abgekommen ist. Mit bestem Gewissen, mit Präzision und Elan hält sie geradewegs auf die Mauer zu. Pünktlich wie ein Uhrwerk. Was zählt, ist das Reglement. Es geht nicht darum zu denken, sondern schnell zu handeln, ohne dass man das Ganze im Auge behielte. Denn zum Denken braucht man Zeit.

«Rührt meine Agenten nicht an!»

Doch nicht alle wissen diesen «Amtsschimmelgeist» zu schätzen. Als Masson, der Chef des Schweizerischen Nachrichtendienstes, erfährt, dass ihm seine besten Agenten genommen werden, platzt ihm der Kragen. Der hitzige Waadtländer Oberst interveniert energisch beim Generalstabschef, der die Entlassung der Verschwörer gutgeheissen hat. Masson verlangt, man solle seine Leute in Ruhe lassen, da er ohne sie nicht auskomme. Dank dieses unmissverständlichen Appells nimmt der Generalstabschef seine Entscheidung, die er übrigens von Guisan hatte gegenzeichnen lassen, zurück und erklärt dem General schriftlich, aus welchen Gründen es sich nicht empfehle, den Nachrichtendienst zu desorganisieren. Die Offiziere, schreibt Huber an Guisan, sollten auf ihren Posten belassen werden, denn «der Nachrichtendienst stellt mit seinen Beziehungen zu zahlreichen Geheimagenten einen derartigen Sonderfall im Getriebe der Armeeleitung dar, dass Personenwechsel ohne grossen Schaden nicht vorgenommen werden können. Es wäre nachteilig, die Zahl der Eingeweihten zu vermehren.»¹¹

Alles weist darauf hin, dass Huber diese Binsenweisheit aller Geheimdienste nach dem Diktat von Roger Masson niederschreibt, der auf keinen Fall will, dass man ihm seine Leute wegnimmt. Diese entschlossene Haltung wird während des ganzen Krieges eine wich-

tige Rolle spielen, wenn Hausamann und seine Leute, die «unangenehmen Untergebenen», das Schattenkabinett, ihre eigenen Wege gehen und handeln, als hätte ihnen das Land ein politisches Mandat erteilt – die diplomatische und internationale Ebene eingeschlossen. Für den «Mann des 23. Juni 1940» zeigt der Kurs des Politischen Departements, wie unzureichend die Verantwortlichen informiert sind und wie sehr die meisten von ihnen die angelsächsische Welt sowie den wachsenden Einfluss der Vereinigten Staaten verkennen, die seiner Meinung nach von einem Tag auf den anderen in das politische Geschehen Europas und der Welt eingreifen werden. Und die, das steht für ihn fest, der Freiheit zum Sieg verhelfen werden.

Demgegenüber ist die Sichtweise von Marcel Pilet-Golaz viel kontinentaler geprägt. Seine diplomatischen und militärischen Vorstellungen bleiben allein auf Europa bezogen. Er scheint nicht begriffen zu haben, dass London nicht nur die Hauptstadt des Vereinten Königreichs ist, sondern der Kopf eines Imperiums, das nahezu die halbe Welt umfasst, wenn man seine Verbündeten und Handelspartner mit einbezieht.¹² Hausamann ist überzeugt, dass die Engländer entschlossen sind, nie und unter keinen Umständen mit den Deutschen zu verhandeln, sollten diese auch London und ganz Grossbritannien einnehmen. Wenn Pilet-Golaz das wüsste, würde er ihn für einen Utopisten, einen Idealisten halten. Ob er Hausamanns Bericht vom 23. Juni 1940 gelesen hat? Wenn ja, hat er ihn bestimmt nicht für sehr glaubwürdig gehalten. Ein englischer Sieg mit der Unterstützung Amerikas? Lächerlich! Die Würfel sind gefallen. Jetzt, wo Frankreich den Krieg unglücklicherweise verloren hat, muss man sich mit der Vorrangstellung des Reichs abfinden und einen Kompromissfrieden, den Übergang zu einem neuen europäischen Gleichgewicht erreichen. Das heisst, man muss mit allen Mitteln retten, was zu retten ist. Wenn man sich bereit erklärt, auf wirtschaftlicher Ebene mit den Deutschen zusammenzuarbeiten, wird man das Land auf politischer Ebene retten. So denkt 1940 Marcel Pilet-Golaz

laz, der Schweizer Bundespräsident. Seine politische und diplomatische Linie gleicht der von Marschall Pétain, vor dem er grosse Hochachtung hat. Doch es gibt einen wichtigen Unterschied zwischen den beiden Politikern: Pilet ist dreissig Jahre jünger als Pétain, sein Reaktionsvermögen besser. Und er besitzt eine Fähigkeit, den Deutschen Widerstand zu leisten, die Pétain im Allgemeinen abgeht.¹³

Hans Hausamann indessen argumentiert mit seiner weltumfassenden geopolitischen Sichtweise wie Charles de Gaulle und Winston Churchill; Pétain und Pilet-Golaz denken vor allem als Europäer und Kontinentale.¹⁴

Ist ein Welscher im Saal?

Sonntag, 1. September 1940: In Zürich ist alles still. Viele Leute sind aufs Land gefahren, die meisten mit der Bahn. Das Benzin wird knapp und teuer.

Bahnhofbuffet Zürich, 1. Stock

Im Saal in der ersten Etage des Zürcher Bahnhofrestaurants, in dem meist Vereinszusammenkünfte stattfinden, haben sich einige dem Leser inzwischen bekannte Personen versammelt: Neben Hans Hausamann sitzt Walter Allgöwer, der bei dem geplanten «Berner Putsch» (von dem der ebenfalls anwesende August Lindt in letzter Minute Abstand genommen hat) um ein Haar den Bundespräsidenten Marcel Pilet-Golaz und den ganzen Bundesrat verhaftet hätte. Ausserdem sind auch die Nationalräte Oprecht (aus Zürich), Weber (aus Bern), Bringolf (aus Schaffhausen) sowie der Basler Journalist und Schriftsteller Ernst von Schenck und der Zürcher Regierungsrat Nägeli zugegen. Warum diese Zusammenkunft? Natürlich ist eine neue Verschwörung im Gang, denn schliesslich sind Hausamann und Lindt mit von der Partie. Es soll eine Geheimorganisation geschaffen werden, die nach dem System der Zellenbildung funktionieren soll. Ziel ist, «in allen Volkskreisen und Parteien Kräfte zu gewinnen, welche bereit seien, für die Stärkung des nationalen Widerstandes einzutreten».¹

August Lindt erzählt sehr anschaulich, welche Atmosphäre während dieser Versammlung in Zürich herrschte: «Alles in allem schien uns die Lage düster und gefährvoll. Was tun? ‚Ha‘ entwickelte einen Plan, an dem er seit einiger Zeit gearbeitet haben musste:

Gründung eines Bundes der Zivilisten, zusammengesetzt aus Männern und Frauen, die sich im Widerstand bewährt hatten. Offiziere könnten ihm angehören, nicht als Militärpersonen, sondern in ihrer Eigenschaft als Bürger.» Lindt unterstreicht den Geheimcharakter des Unternehmens: «Der Bund sollte weder öffentlich auftreten noch genannt werden. Jeder Einzelne würde selbstverständlich in seinem Wirkungskreis den Defätismus bekämpfen. Die Rekrutierung hatte nach dem Schneeballsystem zu erfolgen, im Prinzip sollte jeder nur den kennen, der ihn angeworben hatte. Für die Aktion und jedes Mitglied galt absolute Geheimhaltung.» Es ging vor allem darum, den Fatalismus und die Resignation zu bekämpfen.

Obwohl die neue «Verschwörung» auf den Offiziersbund folgte, war sie weniger riskant und lief nicht Gefahr, das «violette Räderwerk» in Gang zu setzen. Für August Lindt war das neue Unternehmen eine andere Art Medizin. Was beweist, dass er das Land für krank hielt. «Das Ziel des Offiziersbundes», sagt Lindt, «war kurativ gewesen: den Kampf zu entfesseln, wenn die Behörden sich zum Nachgeben bequemten. Das Ziel des neuen Bundes war präventiv – zu verhindern, dass im Volk der Gedanke Fuss fasste, durch schrittweises Nachgeben könne die Eidgenossenschaft durch die Gefahren des Krieges gesteuert werden.»²

Die Gründung der «Aktion»

Alles läuft gut an diesem 1. September 1940 im Bahnhofbuffet Zürich. Es herrscht allgemeine Eintracht. Keine Probleme, keine Rivalitäten. Jeder trinkt sein Gläschen. Die Aktion Nationaler Widerstand ist auf den Weg gebracht. Man debattiert über eine Erklärung, eine Art Gelöbnis. Der Entwurf, nicht länger als sieben Zeilen, liegt auf dem Tisch, ein Gekritzelt mit durchgestrichenen Stellen. August Lindt schickt sich an, ihn ins Reine zu schreiben. Auf einmal ergreift

Nationalrat Walter Bringolf, der Schaffhauser Abgeordnete, das Wort. Es komme nicht in Frage, sagt er, dass in dieser Erklärung das «Christentum» erwähnt werde. Wenn sie ein Glaubensbekenntnis enthalte, wäre «die Aktion ein totgeborenes Kind»³. Die Lage ist ernst: Wird man sich in der Aktion gegenseitig zerfleischen, wie der Dorflehrer und der Priester im laizistischen Frankreich?

Jemand, wahrscheinlich Lindt, gibt Bringolf zu bedenken, dass es sich nicht um ein Glaubensbekenntnis, sondern um eine einfache Feststellung handle: Die Schweiz wurde auf christlichen Prinzipien gegründet. Der Sprecher hätte hinzufügen können, dass dies für alle europäischen Länder galt. Doch im Augenblick geht es um die Schweiz; es gilt, das Volk nicht der Mutlosigkeit zu überlassen und jedwede autoritäre und korporative Tendenz zurückzuweisen sowie deutlich zu machen, welcher Abgrund zwischen der Schweiz und der angeblichen «neuen Ordnung» klapft.

Schliesslich erklären sich alle Beteiligten mit dem Text einverstanden. Das Christentum wird als historisches Element einbezogen. Die bereinigte Erklärung lautet:

«Ich bin entschlossen und bereit, ich gelobe unter Einsatz von allem und jedem zu kämpfen: für die Freiheit, Ehre und Unabhängigkeit der Schweizerischen Eidgenossenschaft, geworden auf christlicher Grundlage; für die Freiheit der Person und des Gewissens; für die Freiheit der Gemeinschaft auf föderalistischer Grundlage; für die Volksherrschaft auf Grund der persönlichen Verantwortung; für die Sicherung von Arbeit und Brot jedes Eidgenossen; gegen jeden Defätisten, stehe er, wo er wolle.»⁴

Die damalige Terminologie entspricht vielleicht nicht unserem heutigen Empfinden. Die Menschen aus jener Zeit verstehen, heisst jedoch, ihre Wünsche und Ziele zu begreifen. Und vom Nazismus wollten sie ganz eindeutig nichts wissen! Das sagen sie klar und deutlich, wenn sie von «persönlicher Verantwortung» sprechen.

Am darauffolgenden Samstag, dem 7. September 1940, findet eine weitere Versammlung in Zürich statt, in grösserer Runde. Etwa

25 Leute haben sich im Bahnhofbuffet eingefunden. Neben den Teilnehmern der ersten Zusammenkunft sind unter anderem der Theologe Karl Barth und Professor André Oltramare aus Genf angereist, sowie ein gewisses Fräulein Staehelin aus Sankt Gallen, die einzige Frau in dieser Männerriege. Im Übrigen sind nur Deutschschweizer anwesend, wie bei der Luzerner Verschwörung in der Dependance des Hotels Schweizerhof. Schon damals hatte ein Offizier festgestellt: «Es hat nur Deutschschweizer hier! Wir müssen die Romands einladen!» Jedermann war sogleich einverstanden gewesen.

In Zürich ist wenigstens eine Frau im Saal, aber gibt es einen einzigen «Welschen»⁵? August Lindt erinnert sich an keinen. Obwohl einige später zur Aktion stossen, hält sich die welsche Schweiz abseits. Warum? Weil sie in kritischen Zeiten ganz und gar französisch denkt. Sie ist für Pétain oder für de Gaulle. Sie wartet ab. Sie ist ein schönes freies Abbild Frankreichs. Und auch ein Abbild des «Freien Frankreich», der «France Libre». Die Romands urteilen nicht als Eidgenossen, wenn Frankreich bedroht ist. In einem solchen Moment reagieren sie aus dem Bauch heraus, in dem Gefühl altüberlieferter Stammeszugehörigkeit. Die Romandie ist vom Verstand her helvetisch und im Unterbewusstsein französisch. Durch seine Sprache und Kultur ist ein Romand so französisch ist wie ein Franzose. Die Romandie wäre mit der Region Franche-Comté (die alte Freigrafschaft Burgund) und Savoyen vergleichbar, wären diese beiden Provinzen nicht politisch Frankreich angegliedert worden, erstere von Ludwig XIV, letztere von Napoleon III. In kultureller Hinsicht Franzosen, hatten die Welschschweizer im Laufe von zwei grossen Kriegen emotional und politisch genauso reagiert wie ihre westlichen Nachbarn. 1914-1918 wünschten sich die Westschweizer brennend einen französischen Sieg. Junge Leute aus der französischen Schweiz traten in die französische Armee ein. Es gibt in Genf sogar ein Denkmal für diese Freiwilligen, die im Kampf für Frankreich fielen. Zur gleichen Zeit wünschten sich die Deutschschweizer – mit

der bemerkenswerten Ausnahme von Basel – nichts so sehr wie den Sieg Wilhelms II. über Frankreich. Im Ersten Weltkrieg war die Schweiz also gespalten.

«Nazihunde»

1940 jedoch ist alles anders. Die Deutschschweizer wünschen keineswegs Deutschlands Sieg. Sie fühlen sich von Deutschland bedroht. Die Mehrheit von ihnen steht dem Nationalsozialismus seit 1933 feindlich gegenüber. Ein Hitler-Anhänger ist für sie ein «Nazihund». Sie wissen, wovon sie reden: Jeden Tag kommen deutsche Zeitungen ins Land. Das Gezeter von Goebbels und Hitler schallt herüber ans diesseitige Ufer des Rheins. Die Deutschschweizer stehen an vorderster Front. Nicht so die Westschweizer, die sehr empfänglich sind für alles, was aus Frankreich kommt.

Ebenso wie die Franzosen pflegen auch die Romands zwar einerseits eine Feindseligkeit gegenüber den Deutschen, legen andererseits aber Nachsicht mit Pétain an den Tag: Man kritisiert die Regierung, jedoch nicht den Marschall, der ihr Chef ist. Diese Haltung, die sich als völlig widersprüchlich erweist, gilt mindestens für die Zeit von 1940-1941, vor allem in Genf. Die Korrespondenten der Abteilung Presse und Funkspruch (APF) haben die öffentliche Meinung genau im Blick, sie werden in ihren Berichten an den Generalstab sehr deutlich: «Im Allgemeinen wünscht die öffentliche Meinung einen angloamerikanischen Sieg.⁶ Das Volk ist allgemein gegen eine neue Ordnung, die aus dem Menschen einen Untertanen machen würde ... [...] Das Volk hat nur einen Wunsch, seine Unabhängigkeit zu bewahren. [...] Diese Hoffnung ist in den meisten Fällen nur in gefühlsmässigen Vorstellungen begründet. Diese Sympathie für die Engländer, im Gegensatz zu den Deutschen zeigt sich in Zwischenfällen in Kinos, wo bei gewissen deutsche Aktualitäten gepfiffen und bei englischen applaudiert wird [...]. [Das Volk] ist ge-

gen jedes Vorhaben einer Integration der Schweiz in ein ‚neues Europas Die Volksreaktion ist sehr stark und sozusagen einhellig. [...] Nur ein paar Leute, die in ihrem eigenen Interesse handeln, glauben felsenfest an einen deutschen Sieg [...] Die Kommentare des Publikums sind meist ablehnend gegenüber der Politik von Vichy, die als eine Politik der Schwäche gegenüber Deutschland gewertet wird. Nur Pétain wird, mit Weygand, von allen respektiert.«⁷

Man wird feststellen, dass diese schriftlich abgefassten Berichte nur bestätigen, was jeder Augenzeuge beobachten konnte. Das Dokument aus dem Bundesarchiv in Bern spiegelt die allgemeine Stimmung wider. Es herrschte absolute Übereinstimmung.

Zwei Formen der Sensibilität

Heute, zu Beginn des dritten Jahrtausends, haben wir Mühe, uns vorzustellen, in welchem Masse Bürger und Gesellschaft religiös geprägt waren. Man beurteilt die Religion oft als reine Privatsache, als etwas höchst Individuelles und gewissermassen Intimes. Diese Ansicht hat eines zur Folge: Fragt man nach jemandes Glaubenszugehörigkeit oder wenigstens nach seinem religiösen Hintergrund, läuft man Gefahr, sein Gegenüber zu schockieren. Es kann der Eindruck entstehen, dass man jemanden zur Preisgabe eines Geheimnisses drängt; man wirkt indiskret, fast taktlos. Die christliche Religion ist heute sehr häufig aus dem öffentlichen Leben verbannt.

In Zürich erkundigte ich mich in einem sehr kultivierten Kreis nach der Konfession Hans Hausamanns. Ob er aus einer protestantischen Familie gestammt habe? Die Frage schien fehl am Platz. Und man bestätigte mir, fast unter dem Siegel der Verschwiegenheit, was ich bei der Lektüre von ihm betreffenden Texten und Aussagen schon vermutet hatte, in denen sein extrem unabhängiger und voluntaristischer Charakter zum Ausdruck kam: Der Mann war typisch, ein Protestant.

Ich meine es keineswegs ironisch oder wertend, wenn ich feststelle, dass die Religion zur Privatsache geworden ist. Es soll hier weder die Vergangenheit noch die Gegenwart verunglimpft werden. Ich möchte bloss auf eine gesellschaftliche Entwicklung hinweisen. Der junge Leser von heute, der verstehen will, was zwischen 1940 und 1944 geschah, muss wissen, dass im ganzen damaligen Europa, und insbesondere in der Schweiz, die Religionen einen wichtigen Platz einnahmen: sowohl im Bereich der Erziehung und der Wohltätigkeit wie auch als Kitt für den dörflichen Clan und die kantonalen Sippenverbände. Jeder helvetische Staat (wie sich die Kantone nennen) hatte eine Staatsreligion, die von der Regierung öffentlich hochgehalten wurde.

So versteckten die Republik und der Kanton Genf ihren institutionellen Calvinismus keineswegs. Freiburg war eine katholische Republik – selbst wenn dieser Begriff nicht verwendet wurde. Die kulturelle und politische Sensibilität eines Freiburgers war nicht dieselbe wie die eines Waadtländers, auch wenn dieser nur auf der anderen Seite des Weges oder des Baches wohnte, auf dem Nachbarhof, in einer dieser Enklaven, die unweit des Neuenburgersees die Kantone Freiburg und Waadt in ein prächtiges Kaleidoskop verwandeln. Es gab damals, scharf gegeneinander abgegrenzt, eine doppelte Form der Sensibilität.

Die katholische Welt hatte grosses Vertrauen in die Behörden, die Hierarchie, das Dogma. Man respektierte die Priester und die Regierenden, von denen man gleichermassen glaubte, dass sie die Wahrheit besaßen. Die Schweizer Katholiken, die in den Alpen (von Savoyen bis Österreich), in den Kantonen Wallis, Freiburg, Tessin, Graubünden (wo es übrigens eine protestantische Minderheit gab), Unterwalden, Uri, Schwyz, Luzern, Zug, Solothurn und Sankt Gallen sowie im Halbkanton Appenzell-Innerrhoden die Mehrheit bildeten, waren deutlich «römischer» (frz. *romains*) und was die Romands betrifft (Freiburger, Walliser und die damals Bern zugehörenden Nordjurassier des heutigen Kantons Jura), «romanischer»

(frz. *latins*) als ihre protestantischen Nachbarn, insofern, als sie manchmal lieber nach Süden (nach Rom, zum Heiligen Stuhl) und nach Westen blickten (zu einem idealisierten Frankreich), als zu einer angelsächsischen Welt, die ständig in Bewegung war und durch ihren unablässigen ökonomischen Aktivismus eher beunruhigend erschien.

Die Protestanten, die in dem zwischen Alpen und Jura liegenden Mittelland und auch im Norden des Landes, entlang der Jurakette (mit Ausnahme des damaligen Berner Juras), die Mehrheit stellten, pflegten seit der Reformation enge Beziehungen zur englischsprachigen Welt, zu Holland, Nordeuropa und natürlich zum nahen Deutschland. Der Protestantismus hat die Öffnung gegenüber England und Amerika beschleunigt. Sehr früh, schon Mitte des 19. Jahrhunderts, geriet Zürich in den Bann der Vereinigten Staaten. Die *Neue Zürcher Zeitung* sprach von New York und Chicago als von Nachbarstädten, als wären sie nur einen Katzensprung von der Limmat und vom Zürichsee entfernt. Die NZZ war fasziniert vom kreativen Umwälzungspotential der Amerikaner, das dem traditionellen Europa, allen voran der Innerschweiz, herzlich gleichgültig war. Genf stand seit mehr als vier Jahrhunderten in enger Beziehung zu England, Schottland, Wales und den 13 zu den Vereinigten Staaten gewordenen Kolonien. So neigten die Schweizerischen Protestanten schon seit Langem – und vor allem seit dem 18. Jahrhundert, dem Jahrhundert der Aufklärung – dazu, insgeheim, ganz nach Schweizer Art, alles in Frage zu stellen: Sie waren es, die mehrheitlich hinter der Gründung des ersten Schweizerischen Bundesstaates standen, desjenigen von 1848 mit seiner liberalen, freimaurerischen und protestantischen Dominante. Doch wo verlief damals die Grenze zwischen diesen geistigen Familien, den Erben der Reformation, der Aufklärung und des Jahres 1789? Zieht man diese zweifache Sensibilität, die romanische und die angelsächsische, in Betracht, wird klar, dass die Religion 1940 in der Schweiz für die grundsätzliche Einstellung der Bürger und ihre Ansichten in der Frage von Widerstand oder Anpassung eine wichtige Rolle spielte.

Musy, Gonzague de Reynold, Burckhardt

Den konservativen Kreisen der Schweiz, insbesondere in Freiburg, gilt Nazi-Deutschlands volle Aufmerksamkeit. Hans Hausamann ist überzeugt, dass Berlin diese Kreise zu manipulieren versucht. Schon am 2. Februar 1940 teilt er in einem seiner täglichen Berichte an Masson, General Guisan, Minger und andere mit, dass das Reich sich mit dem Zeitpunkt und der Anlage einer grossen Offensive im Westen beschäftige. Ernsthaftige Vorbereitungen dazu sind jedenfalls im Gange, wie man im Mai/Juni wird feststellen können, als sich zeigt, dass Deutschland für seine West-Offensive 80 Prozent seiner Elitetruppen an einer Frontlinie konzentriert, die von der Nordsee bis zum Bodensee reicht, der zu einem Drittel in der Schweiz liegt. Somit würde die Schweiz, deutet Hans Hausamann im wesentlichen an, zu einem «Pfeiler der Westfront». Und deshalb, so schreibt er in einem weiteren Bericht vom 10. Februar 1940, bemühe sich Nazideutschland, in der Schweiz alle faschistenfreundlichen Tendenzen zu unterstützen, insbesondere in katholisch-konservativen Kreisen. Je mehr sich die Schweiz, so dächten die Nazis, dem faschistischen Italien und «christlichen und kulturkonservativen» Werten verbunden fühle, um so mehr werde sich dies zum Nachteil für die französische und englische Demokratie auswirken.⁸ Im gleichen Bericht weist Hans Hausamann General Guisan und die schweizerischen Behörden darauf hin, dass der Schriftsteller und Professor Gonzague de Reynold und Alt-Bundesrat Jean-Marie Musy bei den Nazis ganz besondere Wertschätzung genossen. Auch der ehemalige Völkerbundskommissar in Danzig, Carl J. Burckhardt, ein protestantischer Basler Patrizier, werde von der Führungsspitze der Nazis, wie vom Führer selbst, sehr geachtet.

Im September 1940, während er seine Erkundigungen über die katholisch-konservativen Kreise in der Schweiz fortsetzt, verfasst Hans Hausamann einen weiteren, ebenso erstaunlichen Bericht. Er hat herausgefunden, dass das «Amt Bohle» («Amt für Auslandsdeutschum der NSDAP» in Stuttgart, dem Gauleiter Ernst Wilhelm

Bohle vorsteht; es ist unter anderem mit den «Schweizer Angelegenheiten» betraut, im Falle eines Einmarschs würde ihm die Verwaltung des schweizerischen Territoriums übertragen) weiterhin ausgewanderte Nazi-Schweizer betreut, um sie zu Gestapo-Agenten in der Schweiz zu machen. Hausamann teilt mit, dass diese Schweizer Kollaborateure der Gestapo bekannte schweizerische Persönlichkeiten registrieren und Karten mit Vermerken über politische Einstellung usw. versehen. Gleichzeitig weist er mit Nachdruck darauf hin, dass das «Amt Bohle» nach den militärischen Erfolgen Deutschlands an der Westfront und nach dem, was die Nazis als «Aussöhnung des Vatikans mit der nationalsozialistischen Partei NSDAP» betrachten, mit katholisch-konservativen Kreisen der Schweiz in nahe Fühlung zu kommen hofft.⁹

Denis de Rougemont wird ausgeschaltet

Hans Hausamann vertritt nicht die Ansicht, dass es zu einer «Aussöhnung zwischen dem Vatikan und der NSDAP» gekommen sei. Diese Aussöhnung ist nur in den Augen des für die Schweiz (das heisst für Propaganda, Sabotageakte, für die Ausbildung von Schweizer Nazikadern und die Unterwanderung der schweizerischen Verwaltung und Armee) zuständigen Büros («Amt Bohle») erfolgt, das nun hofft, in katholisch-konservativen Kreisen auf offeneren Ohren zu stossen als bisher. Tatsächlich denken Hausamann und seine Freunde, dass Persönlichkeiten wie Gonzague de Reynold höchst gefährliche Leute sind, da sie demokratische Prinzipien nie akzeptiert haben und demnach versucht sind, mit den Achsenmächten eine Verständigungsgrundlage zu finden. Kann man Hausamann in diesem Punkt recht geben?

Eines ist sicher: Gonzague de Reynold hat den grundlegenden Prinzipien der Demokratie nie beigepflichtet, er ist ein Verehrer des Ancien Régime, wie Charles Maurras in Frankreich.

1939 hat er ein interessantes Buch veröffentlicht.¹⁰ Dieses Werk kann man mit der Lupe nach der kleinsten Spur von republikanischem oder demokratischem Geist absuchen, man findet sie nicht. Es gehört zur Gedankenwelt von Joseph de Maïstre, dem savoyischen Verfasser der *Betrachtung über Frankreich* (1796) und Gegner der Menschenrechte: Europa habe mit der Französischen Revolution eine schlechte Wende genommen, dachte dieser Autor, ein Theoretiker der Gegenrevolution. Vor 1789 sei alles schöner gewesen. Gonzague de Reynold akzeptierte nicht einmal die politische Verfassung der Schweiz, die seiner Ansicht nach zu sehr von den Prinzipien von 1789 durchdrungen war, und es ist zum Teil seine Schuld, dass der Gotthard-Bund nicht die erhoffte Ausstrahlung erreichte.

Der Weggang von Denis de Rougemont 1940 machte die Sache nicht besser. Als einer seiner zwei oder drei Gründerväter wurde er von der Landesregierung (und speziell vom Eidgenössischen Politischen Departement) freundlich gebeten, «auf eine Vortragstournee in die USA» zu gehen. Tatsächlich – das wusste de Rougemont – versuchte die Schweizer Regierung so, auf möglichst elegante Weise den Autor eines Artikels in der *Gazette de Lausanne* loszuwerden, der mit viel Talent, Verve und Mut Hitlers Einmarsch in Paris beklagt und als internationale Katastrophe gebrandmarkt hatte. Was stimmte. Denis de Rougemont hatte recht. Aber Bern bekam kalte Füsse und schickte den Verfasser in die Vereinigten Staaten, von wo er erst nach der Befreiung Europas zurückkehrte.

In der Zwischenzeit verkümmerte der Gotthard-Bund, nicht ohne dem Land vorher einen grossen Dienst erwiesen zu haben, da er vielen Schweizern, die nach der französischen Niederlage ratlos dastanden, neuen Mut gegeben hatte.

Ein jeder in seinem Kreis

Für Hans Hausamann war die Aktion Nationaler Widerstand nicht nur eine Überzeugungssache, sondern bedeutete auch Agieren im greifbaren Umfeld. Er hatte nichts gegen Ideen, solange man sie bis hinab zur konkreten Ebene des dörflichen militärischen Widerstands in die Tat umsetzte.

Bei der Niederschrift eines Exposé, das man in den Papieren des Persönlichen Stabes von General Guisan gefunden hat, dachte Hausamann ganz offensichtlich an die Erfahrung mit dem Gotthard-Bund: Die Aktion werde nicht, wie das in jüngster Zeit von anderer Seite geschehen sei, mit grossen Inseraten vor die Öffentlichkeit treten, sagte er. «Die Träger der Aktion werden vielmehr, ein jeder an seinem Platz, in seinem Kreis, unter Einsatz von allem und jedem wirken und werben, bis die Front des Widerstandes wieder ohne Lücke steht: So dehnt sich das Netz sukzessive auf die Schweiz aus, bis das ganze Volk erfasst ist. Es darf binnen kürzester Frist kein Dorf mehr geben, welches ohne Zelle des Widerstandes ist. Wer sich verpflichtet, ist nie zu müde, in die Diskussion von Defätisten einzugreifen, wo immer es sei: in den Räten, den politischen Versammlungen, der Fabrik, in der Familie, am Wirtstisch. Für die Träger der Aktion gibt es kein Lockerlassen, bevor nicht der andere überzeugt und gewonnen ist. So wachsen aus der Arbeit heraus die Zellen.»

Hans Hausamann betont die Nähe dieses Widerstandswillens zur Armee: «Die ANW wird darum, wenn auch bewusst ausserhalb der Armee stehend und vom schweizerischen Staatsbürger getragen, zum wichtigsten Instrument unserer Landesverteidigung.»¹¹

Albert Oeri, der «Gevatter» der Aktion

Im Prinzip rekrutierte sich die Aktion als Geheimgesellschaft folgendermassen: Jedes ihrer Mitglieder musste einen Anhänger gewinnen, der seinerseits wieder einen fand, und so fort. Man konnte nicht von sich aus beitreten. Ein aktives Mitglied nahm mit jemandem Kontakt auf, um ihm mitzuteilen, dass er (oder sie) dazu ausersehen sei, sich der Aktion anzuschliessen, wenn er (oder sie) dies wünschte. Jeder wurde aufgefordert, das Gelöbnis zu unterschreiben, das man im September im Bahnhofbuffet Zürich ausgearbeitet hatte. Das galt als Beitrittserklärung.

Selbst ranghohe Magistraten oder Offiziere wurden nicht ohne Weiteres angefragt. Sie mussten vertrauenswürdig erscheinen und in ihrem öffentlichen und privaten Leben bewiesen haben, dass sie bereit waren, der «neuen Ordnung», das heisst den Nazis und den Faschisten, Widerstand zu leisten.

Gegen dieses strikt abgeschottete Rekrutierungssystem gab es einen kleinen Verstoss. Ein einziges Mal schien sich ein Minimum an gemeinsamer Absprache aufzudrängen. Die Idee kam von Albert Oeri. Er rief etwa sechzig Personen im Bahnhofbuffet Olten zusammen. Bei dieser Zusammenkunft wurde ein Arbeitsausschuss bestellt, ein Triumvirat, das aus Hans Oprecht, August R. Lindt und dem Basler Schriftsteller und Journalisten Ernst von Schenck bestand. In diesem Moment beschied das Schattenkabinett, die Mannschaft von Hausamann, dass Lindt formell aus dem Dienst zu entlassen sei – was beweist, dass sie einen gewissen Einfluss hatten – und sich fortan als ständiger Mitarbeiter der ANW betätigen werde. Doch Lindt brauchte eine Existenzgrundlage. Daher wurde beschlossen, ihm einen Lohn auszuzahlen. Jeden Monat traf sich Hausamann mit ihm, um ihm sein Geld auszuhändigen, und Lindt unterschrieb die Quittung mit einem Decknamen.

Im Einvernehmen mit den anderen beschloss Ernst von Schenck, ein Bulletin herauszugeben, das den Mitgliedern zugestellt werden sollte: die *Informationen der Woche*.

Ernst von Schenck oder der absolute Widerstand

Ernst von Schenck gehört zu jenen Schweizern, die sich nie angepasst und sich unaufhörlich für die Verteidigung der Demokratie und des Volkes eingesetzt haben – was praktisch auf dasselbe herauskam –, und die dabei gegenüber der bestehenden Amtsgewalt völlig unabhängig blieben. Leistete diese Widerstand, wurde sie von ihnen unterstützt, schien sie vor den Deutschen in die Knie gehen zu wollen, erntete sie heftige Kritik. Da die *Informationen der Woche* im verschlossenen Umschlag versandt wurden, unterlag das Bulletin nicht den Regeln der Zensur, und seine Verfasser konnten sich in aller Freiheit äussern. So druckten die *Informationen der Woche* mitten in der schlimmsten Zeit der Judenverfolgung einen Brief ab, den die Aktion an den Chef der Eidgenössischen Polizeibehörde im Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement gerichtet hatte, und in dem sie erklärte:

«Für uns sind alle europäischen Flüchtlinge, woher sie auch kommen, die Opfer eines Systems, vor dessen ‚Segnungen‘ uns ein gütiges Geschick bis jetzt bewahrt hat... Was die Juden im Besonderen angeht, so lassen wir uns nicht ausreden, dass jede abweisende Härte gegen sie eine Geste der Nachgiebigkeit gegenüber der Achse, und jede Hilfe, die wir ihnen gewähren, ein Stück Widerstand gegen diese darstellen. Hier ist ein unerhörtes Misstrauen gegen unsere offizielle Aussenpolitik wach.»¹²

Es gab also trotz der Umklammerung durch die Achsenmächte (und Vichy als deren französischem Protektorat) eine kontinuierliche schweizerische Widerstandsbewegung, deren Kern die einstigen Luzerner Verschwörer bildeten. Die ANW, deren Väter und Paten sie waren, blieb zwar geheim, weckte aber dank Männern wie Albert Oeri, Markus Feldmann und Willy Bretscher, drei sowohl für ihre Informationsvermittlung wie für ihr politisches Handeln angesehenen Journalisten,¹³ einen dauerhaften Widerstandswillen in breiten Bevölkerungskreisen.

1941: Das unglaubliche Abenteuer des Michel Hollard, «the man who saved London»

Das Wetter ist schön am Morgen des 21. Mai 1941. Der leichte Dunst, der eben noch über dem bewaldeten Wall hinter dem kleinen Grenzhaus hing, hat sich aufgelöst. Der Schweizer Zollbeamte ist vor die Tür getreten, um frische Luft zu schnappen. Plötzlich taucht ein Mann aus dem Unterholz auf. Er nähert sich auf dem Weg, der von der kleinen Mauer herunterführt – ein paar aufeinandergeschichtete Steine, die jahrhundertlang die Grenze zwischen dem Fürstentum Neuenburg und dem Königreich Frankreich markierten. 1941 trennt das niedrige Steinmüerchen im Gestrüpp die neutrale, freie Schweiz von Vichy-Frankreich, das unter dem deutschen Joch steht. Die Nazis befinden sich dort drüben, oberhalb des Wegs. Sie patrouillieren unablässig mit ihren Hunden im kleinen Tal jenseits des Grats. Ein paar Kühe weiden friedlich, doch sobald sich ein menschliches Wesen dem Steinmüerchen nähert, schiessen die Nazis ohne Vorwarnung.

Das Zollhaus trägt die Inschrift «La Brévine». Es ist ein einfacher Grenzposten am Ausgang eines Bergwegs, ein bescheidener Stützpunkt im ewigen Kampf der Staaten gegen die Tabak- und Uhrenschmuggler, die es seit Generationen tunlichst vermeiden, bei den Beamten die Zollgebühren zu entrichten.

Der Zollbeamte sieht also einen seltsamen Spaziergänger auftauchen, der nichts von einem schlampig gekleideten Schmuggler an sich hat und auch nicht wie ein verirrter Wanderer aussieht. Ein arg mitgenommener Herr aus der Stadt; er mustert ihn gründlich.

Der Mann ist noch jung, ungefähr vierzig. Er trägt einen gut geschnittenen, wenn auch zerknitterten blauen Anzug. Seine Hose wirkt, als habe sein Träger die Nacht im Heu oder in einem Gebüsch

verbracht. Es haftet ihm etwas Elegantes und Bürgerliches an, doch gleichzeitig wirkt er wie ein Vagabund. Seine braunen, nach hinten geworfenen Haare sind zerzaust. Er kommt auf den Zöllner zu. Er ist schlank und athletisch, sein Schritt entschlossen. Seine Augen sind lebhaft, und er besitzt eine starke Ausstrahlung. Seine Stimme ist fest und munter.

«Guten Tag! Ich bin eben über die Grenze gekommen. Ich wohne in Frankreich. Ich habe in der Schweiz Geschäfte zu erledigen, aber ich hatte keine Zeit, mir einen Pass ausstellen zu lassen.» Selbstsicher und höflich fügt der Mann hinzu: «Ich muss noch heute nach Bern.» Er legt seinen Ausweis vor.

«Hollard, Vorname Michel», entziffert der Zöllner. «Jahrgang 1900, Zeichner, wohnhaft in Paris, an der Rue des Arènes. – Aber was wollen Sie hier genau? Um welche Geschäfte handelt es sich?»

«Familiäre Angelegenheiten!»

Michel Hollard könnte sagen: «Hören Sie, ich gehe meine Schwester besuchen, sie ist General Guisans Nichte.» Das wäre die volle Wahrheit. Doch es würde allzu seltsam wirken. Wenn man aus einem Gestrüpp auftaucht, mit einem Schuh, dessen Sohle sich gelöst hat, und einer Hose, die schon bessere Zeiten gesehen hat, ist es vielleicht nicht unbedingt ratsam zu erklären, man sei mit dem Oberbefehlshaber der Schweizer Armee verwandt. Gewisse Wahrheiten werden bekanntlich gleich für Lügen gehalten.

Hollard ist Franzose. Er hat Schweizer Vorfahren. Ein Strässchen in Lausanne trägt seinen Familiennamen. Er kennt die Schweiz gut, denn er hat früher seine Ferien hier verbracht. Seine Schwester hat tatsächlich Guisans Neffen geheiratet. Doch das wird er erst sagen, wenn es nicht mehr anders geht. Er will den General nicht belästigen. Vor allem will er nicht ausposaunen, dass er soeben über die Schweizer Grenze gekommen ist! Niemand hat ihn geschickt, er ist aus eigenem Antrieb gekommen.

Die Dinge liegen ganz einfach: Englands Kampf ist der Kampf aller freien Menschen. Man muss England also mit allen Mitteln

zum Sieg verhelfen. Jeder kann etwas dazu beitragen, man muss es nur wollen. Wenn sich alle einsetzen, wird Deutschland bezwungen werden. Pausenlos muss an der Zerschlagung der Hitleranhänger gearbeitet werden. Aus diesem Grund ist Michel Hollard heute Morgen über das Steinmüerchen gestiegen. Er ist auf dem Weg nach London, dem Zentrum des europäischen Widerstands. Nach London zu gelangen ist schwierig. Die Deutschen haben die Küsten abgeriegelt. In Flandern, in der Gegend von Calais und Boulogne, in der Picardie, Normandie, Bretagne und Vendée sowie in Saintonge und Aquitaine – überall patrouilliert der Feind unablässig auf den Stränden und Felsen. Von jedem Franzosen, der sich dem Meer nähert, verlangen die Deutschen einen Pass. Doch Hollard hat beschlossen, sich mit der englischen Regierung in Verbindung zu setzen, und nichts und niemand auf der Welt wird ihn daran hindern, seinen Plan in die Tat umzusetzen. Ganz allein, im Einklang mit seinem Gewissen, hat er beschlossen, den Kampf an der Seite der Engländer wieder aufzunehmen. In ein paar Tagen wird er ihnen zur Verfügung stehen, mit der Arbeit beginnen. Das steht für ihn fest, selbst wenn die Engländer nichts von ihm wissen wollen. Er wird sich in ihre Dienste stellen, ob es ihnen passt oder nicht.

Bern, ein Vorort von London

Da London schwer erreichbar ist, hat Michel Hollard in seiner Pariser Wohnung in der Nähe der Arènes de Lutèce beschlossen, dass Bern an die Stelle von London treten und er die englische Gesandtschaft in Bern als Vermittlerin benutzen wird, um sich mit der englischen Regierung in Verbindung zu setzen. Michel Hollard möchte die Schweizer Neutralität zugunsten der Alliierten einsetzen. Er weiss, dass die Engländer in Bern das Recht und die Möglichkeit haben, über verschlüsselte Funkmeldungen eine ständige Verbindung mit London aufrechtzuerhalten. Von Paris aus gesehen ist Bern

also mit einer englischen Stadt vergleichbar. Bern liegt praktisch am Stadtrand von London. Da es schwierig sein dürfte, dem einfachen Zöllner von La Brévine das alles zu erklären, spricht Michel von «familiären Angelegenheiten». Die Angelegenheiten der grossen Familie der Nazigegner.

Der Zöllner fragt ihn höflich und gelassen:

«Wie lange werden Sie in der Schweiz bleiben?»

«Etwa 24 Stunden!»

«Und kehren Sie über La Brévine zurück?»

«Ja.»

«Gut. Gehen Sie Ihren Geschäften nach. Ich behalte Ihren Ausweis hier. Wenn Sie auf dem Rückweg vorbeikommen, gebe ich ihn Ihnen wieder, und Sie kehren auf dem gleichen Weg nach Frankreich zurück.»

«Und wenn man unterwegs meine Papiere verlangt?»

«Dann sagen Sie, der Zöllner von La Brévine habe Ihren Ausweis zurückbehalten. Ich habe Telefon, falls das jemand nachprüfen will.»

Hollard verabschiedet sich. Über Wege und Strassen geht er zu Fuss Richtung Le Locle, einer Uhrenstadt in der Nähe eines anderen weltweit renommierten Schweizer Uhrenzentrums, La-Chaux-de-Fonds. Er beabsichtigt, in Le Locle einen Zug nach Neuenburg zu nehmen, dort umzusteigen und nach Bern weiterzufahren. Dort hat er vor, bei den Engländern vorzusprechen, die zweifellos überrascht sein werden.

Auf dem Weg wird Hollard – wie allen Franzosen während des Krieges, sobald sie Schweizer Boden betreten – plötzlich bewusst, was Frieden, was Freiheit und Überfluss bedeutet. Das alles kannte Frankreich noch letztes Jahr. Natürlich befand es sich mit Deutschland im Kriegszustand. Doch diese Situation war so theoretisch, dass ein Journalist, der an der verschlafenen Front eine Reportage machte, von einer «drôle de guerre», einem «komischen Krieg», sprach. Der Ausdruck besagte einiges. Und dann brach plötzlich alles zusammen. Michel Hollard kommt aus einem Land, in dem allmählich grosser Hunger herrscht. Seit dem Winter 1940/41 gibt es

in den Städten nicht einmal mehr Milch für Säuglinge. Kleider sind eine absolute Mangelware, die Schuhe stecken jetzt an den Füßen der Deutschen. Das weiss Hollard aus eigener Erfahrung. Er humpelt so würdevoll wie möglich auf zwei Schuhen daher, deren Sohlen nicht gleich hoch sind. Beim Col des Roches kommt er an einer protestantischen Kirche vorbei. Die Gemeindemitglieder treten soben aus dem Portal. Mein Gott, wie blühend, gut gekleidet und normal genährt diese Leute doch alle wirken! Die Schweiz ist tatsächlich ein Paradies aus früheren Zeiten, ein Sonderfall im allgemeinen Elend. Hollard überquert die Strasse und geht auf den Friedhof, wo er sich unter die Menge mischt, die sich um die Familiengräber drängt. In diesem Moment kommt ein Neuenburger Polizist auf ihn zu:

«Ihre Papiere bitte!»

«Ich habe sie nicht bei mir.»

«Wo sind sie? Wo wohnen Sie?»

«Ich habe sie an der Grenze einem Zöllner gegeben. Ich wohne in Frankreich, in Paris.»

Der Neuenburger Polizist bleibt höflich, doch er scheint dem Fremden nicht so recht zu trauen.

«Wenn Sie mir nicht glauben, können Sie vielleicht den Zöllner in La Brévine anrufen. Er wird Ihnen sagen, dass er meinen Ausweis behalten hat, und dass er ihn mir auf dem Rückweg wiedergibt.»

Der Polizist ist zwar misstrauisch, aber er erklärt sich bereit, den Zöllner von La Brévine anzurufen. Der bestätigt ihm Hollards Aussage.

«Geht in Ordnung», sagt der Neuenburger Polizist. «Aber es ist bald Mittag. Sind Sie hungrig? Ich lade Sie zum Mittagessen bei mir zu Hause ein.»

«Vielen Dank», sagt Michel. Er stirbt vor Hunger, und sein französisches Geld ist in der Schweiz ohnehin nichts mehr wert.¹

Der Polizist gibt ihm zu essen. Dann beschafft er ihm ein Fahrrad.

«Ein Grenzwächter wird Sie bis nach Le Locle begleiten.»

Darauf schaltet sich ein junger Unteroffizier ein:

«Ich werde Sie meinem Oberleutnant vorstellen. Er wird glücklich sein, Sie kennenzulernen. Er ist im Nachrichtendienst und schätzt jede Gelegenheit, Reisende aus Frankreich zu treffen. Er interessiert sich ungemein für alles, was auf der anderen Seite der Grenze, bei unseren französischen Freunden, geschieht.»

Und schon fahren die beiden Männer mit dem Fahrrad vom Col des Roches – ein paar Schritte vom besetzten Frankreich entfernt – nach Le Locle, einer Stadt, die ebenfalls in unmittelbarer Grenznähe liegt. Der junge Oberleutnant des Nachrichtendienstes empfängt Michel Hollard wie den Messias. Er ist Architekt in der Gegend von Neuenburg. Das sagt er nicht sofort. Michel erfährt es später. An diesem Tag weiss er nicht, mit wem er es zu tun hat. Er ahnt noch nicht, dass er eng mit der Schweizer Armee Zusammenarbeiten wird. Dieser Oberleutnant wird ihn nicht nur aufnehmen, beherbergen und verpflegen, sondern ihm auch erlauben, sich – als Schweizer Agent – im Dienste des französisch-britischen Widerstands im ganzen Land frei zu bewegen. Er notiert alles, was der Franzose sagt – ein unplanmässiges Interview: Als Hollard über das Steinmüerchen stieg, kam er, um die Engländer zu treffen, nicht die Schweizer.

Aber warum eigentlich nicht? Warum nicht den Schweizern einen Dienst erweisen, deren Türen nach England offenstehen? Michel ist ein wenig ratlos, denn er weiss nicht viel zu sagen über das, was er im benachbarten Frankreich gesehen hat. So berichtet er einfach von seiner Reise und davon, wie er die verbotene Zone durchquert hat, die die Deutschen entlang der Schweizer Grenze geschaffen haben. Als er dem jungen Schweizer Oberleutnant jedoch erzählt, Morteau, eine Stadt in der Franche-Comté, werde durch eine Feldgendarmereieinheit besetzt gehalten, ist sein Gesprächspartner hochofren. Eine Karte in stark verkleinertem Massstab bedeckt einen grossen Teil der Wand hinter dem Schreibtisch des Neuenburger Oberleutnants. Während er Hollard zuhört, steht er auf, nimmt einige der Papierfähnchen, die in der Karte stecken, und verschiebt

sie um ein paar Zentimeter. Wenn der Oberleutnant seine Fähnchen neu steckt, erfüllt er eine wesentliche Aufgabe im Nachrichten- und Sicherheitsdienst: die Karte des feindlichen Schlachtplans zu erstellen und sie permanent auf den neusten Stand zu bringen. Tatsächlich besteht darin mindestens zur Hälfte die Arbeit jedes tüchtigen Geheimagenten. Wo steht der Feind? Von welcher Seite her wird er angreifen? Wie konzentriert er seine Truppen? Diese Fragen stellen sich alle Armeen auf der ganzen Welt. Und kaum haben sie ihre Fähnchen in die Wand gesteckt, verändert sich die Realität, und sie müssen die Karte wieder anpassen.

Es wäre falsch, diese Spiele zu belächeln. Wenn der französische Generalstab aufmerksam gelesen hätte, was ihm sein militärischer Geheimdienst schrieb, hätte er gewusst, dass die Deutschen am Rand des Ardenner Waldes bedeutende Panzerverbände konzentrierten. Und wenn Frankreich überfallen und vier Jahre lang besetzt gehalten wurde, dann darum, weil der Generalstab es nicht hatte wissen wollen (da es im Widerspruch zur Theorie der Unverletzlichkeit des besagten Waldes stand). Das ist zumindest einer der wesentlichen Gründe.

Ein eisiger grosser Blonder

Der Schweizer Oberleutnant ist überglücklich. Michel Hollard hat auf dem Weg nach Bern zwar mindestens zwei Stunden verloren, doch dafür hat er erreicht, dass ihm die Tore zur Schweiz weit offenstehen. Der Oberleutnant begleitet den Franzosen nach Neuenburg. Er geht an den Schalter, nimmt seine Briefftasche hervor und verlangt «einmal Bern retour».

«Aber ich habe Geld ...»

«Natürlich! Aber heute ist Sonntag. Die Wechselstuben sind geschlossen. Ich bin übrigens gar nicht so sicher, ob man Ihr Geld überhaupt annehmen würde.»

In Bern verlässt Hollard den Bahnhof, überquert zu Fuss eine Brücke, die sich über die Aare spannt, und geht weiter bis zur Britischen Gesandtschaft. Sie ist in einem schönen, vornehmen Wohn-

viertel gelegen. Er klingelt an einem Gartentor. Ein distinguiertes Portier öffnet ihm und mustert Michel von oben bis unten, betrachtet die durchlöcherten Schuhe, die mitgenommene Hose und zerkniterte Jacke, sein unrasiertes Gesicht, seine erschöpfte Miene. Der vollendete Portier setzt eine verächtliche Miene auf.

«It's Sunday. There is nobody here.»

«Ich weiss, dass heute Sonntag ist, aber ich komme von weither, und ich möchte einen Verantwortlichen der Gesandtschaft sprechen.»

So leicht lässt sich Hollard nicht entmutigen! Der elegante Portier führt den französischen Vagabunden in ein Nebengebäude der Gesandtschaft, ein leeres Wartezimmer. Hollards Aufmerksamkeit wird auf ein eingerahmtes Pergament an der Wand gelenkt – einen Vierzeiler, auf englisch:

«Im Krieg kämpfe,

Nach der Niederlage fass wieder Mut
Beim Sieg vergiss den Ruhm
In Friedenszeiten komm zur Ruhe!»

Michel ist ein echter Franzose, Fremdsprachen sind nicht seine Stärke. Zum Glück liegt auf dem Tisch ein englisch-französisches Wörterbuch. Er schlägt die Wörter nach, bis er den Text versteht, dann lernt er ihn auswendig. Während des ganzen Krieges, selbst als die Gestapo ihn fasst und ihn in den Tod schicken will, wird er sich an den Vierzeiler der britischen Gesandtschaft in Bern erinnern.

Zwei Stunden lang wartet er nun schon. Endlich erscheint ein grosser, schlanker Blonder mittleren Alters in grauem Tweedanzug. Er mustert Michel. In eisigem Ton fragt er: «Weshalb sind Sie hergekommen?»

Merkwürdiger Empfang für einen französischen Widerstandskämpfer, der für die gemeinsame Sache, also für England, gerade sein Leben riskiert hat. Doch der Blonde befolgt getreulich die strengen Weisungen des British Intelligence Service:

Niemandem vertrauen, den man nicht kennt. Der grosse Blonde ist, wie Michel Hollard später erfährt, stellvertretender Militärattaché bei der Gesandtschaft seiner Majestät des Königs von England und Nordirland.

In seinem Blick liest Michel nicht nur Kälte, sondern auch Fragen: «Wer ist dieser Landstreicher mit dem französischen Akzent, der wie ein Bourgeois spricht? Ist er am Ende ein Agent provocateur?» Hollard hat weder Papiere noch Empfehlungsschreiben vorzuweisen. Wie könnte er sich auch auf ein Widerstandsnetz berufen, das er ja gerade erst aufbauen will? Es ist Mai 1941. Die Résistance steckt noch in den Anfängen. Marschall Pétain geniesst die Unterstützung einer überwältigenden Mehrheit seiner Landsleute. Auf Grund eines Missverständnisses, gewiss. Doch die Unterstützung ist ihm sicher. Man hält ihn für einen Patrioten. Eine konstante englandfeindliche Propaganda manipuliert die schwachen Geister in Frankreich und auf dem ganzen Kontinent. Der Engländer weiss das alles. Er wird doch diesem Landstreicher, diesem Lockspitzel, nicht auf den Leim gehen!

Und der Repräsentant seiner Majestät antwortet dem französischen Widerstandskämpfer, der London seine Dienste anbietet:

«Davon kann keine Rede sein. Ich lehne Ihr Angebot ab. Das Vereinigte Königreich, das wir hier in Bern vertreten, hat keine diplomatischen Beziehungen mehr zu Frankreich. Die Schweiz ist ein neutrales Land. Es wäre also nicht korrekt, wenn die Britische Gesandtschaft, die die schweizerische Gastfreundschaft geniesst, diese Neutralität missachten würde, und wäre es auch zum Schaden Deutschlands, da die Schweiz normale diplomatische Beziehungen zu Deutschland unterhält. Ich bedaure, meine Antwort ist nein!»

Hollard fühlt Zorn in sich hochsteigen, er wirft dem Briten einen wütenden Blick zu. Er wühlt in seiner Hosentasche und fördert ein Stück Papier zutage, auf das er hastig zwei Namen kritzelt. Er streckt den Zettel dem Engländer hin, der ihn mit spitzen Fingern ergreift.

«Auf diesem Zettel, den Sie nicht einmal angeschaut haben, Monsieur, stehen die Namen von zweien Ihrer Landsleute: Der eine ist mein Freund Robert Best, der ein grosses Handelsunternehmen in Birmingham besitzt. Der andere ist der englische Dichter und Kritiker Sturge Moore², von dem Sie, wer weiss, vielleicht schon gehört haben. Sie können bei ihnen ja Auskünfte über mich einholen. Nehmen Sie bitte zur Kenntnis, dass ich in einem Monat wiederkomme, und dass ich die feste Absicht habe, mit Ihnen zusammenzuarbeiten.»

Mit diesen Worten legt er den Bericht zum «statistischen Stand der Automobilproduktion in Frankreich» auf den Tisch, verlässt ohne ein Wort des Grusses das Büro und schlägt die Tür hinter sich zu. Der grosse Blonde im Tweedanzug ist ganz benommen. Er hat nicht begriffen, dass Hollard nicht gekommen ist, um sich von ihm als Agent einstellen zu lassen, sondern um die Engländer darüber zu unterrichten, dass sie künftig als gleichgestellte Partner Zusammenarbeiten werden. Er ist nicht als Bittsteller gekommen. Im Gegenteil.

Für die Deutschen?

Michel Hollard kehrt nach Frankreich zurück. Auch auf dem Rückweg erhält er überall Unterstützung von Franzosen, die die deutsche Besatzung verwünschen. In diesem Kriegsfrühling 1941 gehen die Deutschen in ganz Europa als Sieger hervor. Sie haben soeben Jugoslawien und Griechenland erobert, sind bis nach Kreta vorgedrungen. Sie siegen. Und zur gleichen Zeit wird in Frankreich ein entschlossener Widerstandskämpfer, der die Bevölkerung aufs Geratewohl um Hilfe bittet, allerorts wohlwollend aufgenommen. Die Einstellung der Franzosen den Deutschen gegenüber, besonders in der Besatzungszone im Norden, kann man in einem Satz zusammenfassen: «Sie sollen verschwinden!» – sie kommt Michel sehr zugute. Er ist nur in der Schweiz gewesen, um mit den Engländern zusammenzuarbeiten. Doch er braucht einen Vorwand, um diesen von den

Deutschen besetzten Teil Frankreichs, der bis südlich von Dijon reicht, und den Hitler in einem späteren Friedensvertrag zur Annexion vorgesehen hat, durchqueren zu können. In der Zwischenzeit haben die Deutschen eine «rote Zone» geschaffen, einen knapp 100 Kilometer breiten Streifen entlang der Schweizer Grenze. Das Elsass und Lothringen sind schon im Herbst 1940 dem Reich einverleibt worden. Jeder, der in dieser «roten Zone» lebt, braucht einen Spezialausweis, um sich innerhalb dieses Gebietes bewegen zu können.

Einen solchen Ausweis besitzt Michel Hollard nicht. Weder wohnt noch arbeitet er in dieser Gegend. Doch wenn er um die nötigen Papiere nachgesucht hätte, wären die Deutschen misstrauisch geworden. Also hat er beschlossen, die «rote Zone» zu durchqueren, ohne die deutschen Behörden zu behelligen. Er wählt den kürzesten Weg in die Schweiz, will vermeiden, die Demarkationslinie nördlich von Lyon zu überschreiten, was den Weg komplizieren und verlängern würde.

Michels Vorwand besteht in seiner Anstellung als Vertreter einer Firma, die Gasgeneratoren verkauft. Sie stellt Autos her, die nicht mit Benzin, sondern mit Holzkohle betrieben werden. Er hat diese Arbeit angenommen, weil er unter keinen Umständen für die Deutschen arbeiten wollte. Vor dem Zusammenbruch im Mai/Juni 1940 arbeitete er im Pariser Forschungszentrum für Mechanik und Ballistik, einer öffentlichen Institution, die mit der Herstellung von Prototypen für die Rüstungsindustrie beauftragt war. Dort wurde er einberufen, und von dort erhielt er sein Gehalt.

Nach dem Zusammenbruch Frankreichs kehrte er ins Pariser Forschungszentrum zurück. Man hatte seinen Posten für ihn freigehalten. Er wurde befördert, was mit einer Gehaltserhöhung einherging. Er hatte jedoch eine kleine Frage an den Direktor:

«Für wen arbeiten wir jetzt?»

«Für die Deutschen natürlich», antwortet der Direktor.

«Sie haben also das Lager gewechselt! Verzeihung, aber ich bin keine Wetterfahne. Sie können mein Gehalt erhöhen, wie Sie wollen, es interessiert mich nicht. Auf Wiedersehen!»

Hollard ging und würde nie mehr zurückzukommen. Er wechselte zur Herstellung von Gasgeneratoren, wobei jedoch eine Regel galt: Nicht ein einziger Generator für die Deutschen, und sollten sie noch so gut bezahlen! Er suchte sich bewusst eine Beschäftigung im Burgund, das in seinen Augen eine besondere Qualität besass: Die Region lag in der Nähe der Schweiz, wo er mit den Engländern Kontakt aufzunehmen gedachte. Was bei seinem ersten Versuch nicht gelingen sollte. Doch mit der Hilfe eines Schleusenwärters, verschiedener Forstbeamter und vieler anderer Schweizer konnte Michel diesen Weg über mehrere Jahre hinweg benutzen.

98 Mal machte sich Michel von Frankreich in die Schweiz auf und wieder zurück, 196 Mal passierte er also die Grenze. In dieser Zeit baute er eine Organisation auf, deren einzige Verbindung die Fussmärsche über die Schweizer Grenze darstellten. Er befand das für sicherer. Tatsächlich konnten die Deutschen mit den Funkpeilgeräten die Schwarzsender orten, und die gefassten Funker wurden erbarmungslos bestraft. Von der Organisation Agir konnte keine einzige Botschaft abgefangen werden. Die Engländer, die Hollard so abweisend empfangen hatten, waren nachträglich beschämt, dass sie ihn verdächtigt hatten. Als er einen Monat später auf dem gleichen Weg, über die Schleuse und den Jura, wieder nach Bern kam, unterzogen sie ihn einer Prüfung: «Wie lautet der Mädchenname Ihrer englischen Cousine? An welchem Tag hat Ihr Verwandter X geheiratet?»

Die Kenntnisse von Familieninterna sind immer nützlich. Sie erweisen sich vor allen Dingen dann als hilfreich, wenn man in einen Geheimdienst eintreten und sich mit Hilfe der Schweiz in der französisch-englischen Widerstandsbewegung engagieren möchte. Es kann auch helfen, London vor der Zerstörung zu bewahren und zu dem Mann zu werden, der von den britischen Generälen und Zeitungen den Beinamen «the man who saved London» bekam.

British Intelligence Service, Place Saint-François

Der British Intelligence Service in Lausanne befindet sich an der Place Saint-François, neben der grossen Brücke, im letzten Stock eines Bankgebäudes. Hier hat O. P., der Vertreter des Dienstes in Lausanne, seinen ständigen Wohnsitz.

Michel Hollard steigt mit schnellen Schritten den Petit-Chêne hinauf, ein steiles Strässchen, das vom Bahnhof schnurgerade zur Place Saint-François und der gleichnamigen Kirche führt. Auf dem Platz befinden sich ein grosses Postgebäude, mehrere Banken, ein Delikatessengeschäft, ein quasi allgegenwärtiges Tram und, linkerhand, das britische Stabsquartier. Auf diesem Platz ist man sozusagen in England. Nichts geht über die schweizerische Neutralität, wenn man Krieg führen will. Als Hollard den Petit-Chêne hinaufsteigt, weiss er, dass O. P – der in Wirklichkeit Kruger heisst, doch das erfährt er erst viel später – alles, was ihm die Organisation Agir hinterbringt, direkt nach London übermitteln kann. Hollard erinnert manchmal ein wenig an Hausamann: Er findet es schwer hinnehmbar, dass London am Wahrheitsgehalt und an der Fundiertheit der von ihm überbrachten Informationen zweifelt. Erst kürzlich hat der Service sich erlaubt, Zweifel daran zu äussern, dass die Deutschen in diesem Jahr 1943 in Marseille ein neues Werftbecken ausgehoben haben. Via O.P ruft Hollard London zur Ordnung. Er übermittele nur korrekte Informationen! – Eine Mentalität, die ganz auf der Linie von Lindt, Hausamann und der Gruppe der «unangenehmen Untergebenen» liegt. Um die Dinge mit dem Service klarzustellen, fährt Hollard nach Marseille und verkleidet sich als Arbeiter. Es gelingt ihm, sich von den Deutschen einstellen zu lassen. Zur Mittagszeit, als auf der Baustelle alle essen, kramt er eine Zeitung hervor und vertieft sich scheinbar in die Lektüre. Dass er dahinter einen Fotoapparat versteckt hält, mit dem er zahlreiche Aufnahmen von der Baustelle macht, ahnt niemand. Später passiert er erneut unauffällig zu Fuss die Grenze, kehrt nach Lausanne zurück und übergibt die Fotos aus Marseille O. P., der sie nach London übermittelt. Worauf die Direk-

tion des Intelligence Service in London Michel Hollard höflichst um Verzeihung bittet, dass man auch nur einen Augenblick an seiner Information gezweifelt habe – anschliessend lässt man das Mar-seiller Werftbecken bombardieren.

Seit diesem kleinen Zwischenfall hält London grosse Stücke auf den eigenständigen Agenten, der die Schweizer Grenze an den verschiedensten Orten passiert: oft in der Gegend von La Brévine, in Le Cerneux-Péquignot, oder in der Ajoie, in der Nähe von Montbéliard und in Danvant, in Genf, in der Gegend von Jussy, aber auch in La Rippe und Crassier im Waadtland.

Immer zu Fuss, unabhängig von einer offiziellen Résistance-Organisation und ohne Funkverbindung, trägt Michel Hollard sein Netzwerk Agir, das an die hundert Personen zählt und sich über ganz Frankreich erstreckt, sozusagen ständig mit sich. Dieser willensstarke, eigensinnige Mann hat sich in London durchgesetzt. Dank dieses Mittelsmannes gelingt es den Briten, ihre Hauptstadt vor der Zerstörung zu bewahren. Hollard ist, beseelt von einem tiefen christlichen Glauben, überzeugt, dass er mit einer Sendung betraut ist, die sein Fassungsvermögen übersteigt.

Christliche Mission auf den Baustellen

Wenn junge Männer Geld haben, geben sie es bekanntlich aus. Sie trinken, laufen den Mädchen nach und ziehen sich üble Krankheiten zu. Mit zwanzig und einem anständigen Lohn in der Tasche ist die Versuchung gross, sorglos mit Geld um sich zu werfen und nichts auf die Seite zu legen. Die Jugend ist schwach. Es ist an den Älteren, ihr Ziele zu geben und Lebens- und Verhaltensregeln zu vermitteln. Hollard wiederholt diese Argumente immer wieder. Er bereitet gedanklich eine Art Referat vor.

Zurück aus Lausanne, reist er in die Normandie. Er hat beschlossen, in Rouen eine hübsche Komödie zu spielen, um sich Zutritt zur feindlichen Festung zu verschaffen.

Er begibt sich aufs Arbeitsamt des Departements Seine-Inférieure (heute: Seine Maritime, Anm. d. Übers.), wo er von einem Beamten empfangen und gebeten wird, Platz zu nehmen. Michel öffnet seine Mappe und holt ein paar fromme Werke hervor: *Die christliche Ehe*, *Die verheerenden Folgen gewisser Krankheiten*.

«Wissen Sie», sagt er zu dem Beamten, «man muss sich um das geistige Wohl der Arbeiter kümmern. Die jungen Männer wurden aus ihrem familiären Umfeld herausgerissen. Sie sind moralisch gefährdet. Ich vertrete eine protestantische Arbeitermission und versuche, mit den jungen Männern in Kontakt zu treten, die in letzter Zeit von den Besatzungsbehörden eingestellt worden sind. Man darf sie nicht sich selbst überlassen.»

Der Beamte hört ihm wohlwollend zu. Hollard wirkt sehr ernst und überzeugt.

«Was kann ich für Sie tun?»

«Wenn Sie mir sagen könnten, wo man kürzlich Baustellen eingerichtet hat, könnte ich gleich vor Ort und Stelle Bibeln und *Die christliche Ehe* verteilen ...»

«Ich habe keine vollständige Liste der neuen Baustellen. Aber ich kann Ihnen trotzdem einige Orte nennen.»

Der Beamte kritzelt die Namen einiger betroffener Gemeinden auf ein Blatt. Michel bedankt sich. Er packt seine Bibeln und die *Christliche Ehe* wieder ein und verabschiedet sich. Eine Stunde später hat er sein Äusseres verändert. Er sieht nicht mehr wie ein protestantischer Seelsorger aus, sondern wie ein Arbeiter. Im Zug hat er sich über seinen Anzug einen Blumann angezogen, eine Baskenmütze aufgesetzt und die Aktentasche gegen einen Brotbeutel getauscht, in den er Karten der Region um Rouen, eines grossen Teils der Normandie und der Picardie gesteckt hat. In Auffray, einem der Orte, die ihm der Beamte aufgeschrieben hat, steigt er aus dem Zug. Vor dem Bahnhof plaudert er ein bisschen mit den Dorfbewohnern. Er fragt, ob es in der Gegend neue Baustellen gebe. Niemand weiss etwas. Er stellt fest, dass mehrere Strassen sternförmig aus Auffray

hinausführen. Er beschliesst, sie systematisch zu erkunden.

Dass Hollard auf diese Weise herumschnüffelt, hat einen einfachen Grund: Einer seiner Agenten hat in einem Lokal ein Gespräch zwischen zwei französischen Unternehmern mitgehört, die über wichtige Bauarbeiten in der Gegend von Rouen diskutierten. Der Agent von Agir, Jean-Henri Daudemard – der Ende 1943 nach Deutschland deportiert wird –, horchte auf, als die Unternehmer zwei Aspekte besonders hervorhoben: die beträchtliche Masse an Baumaterial, das für die Arbeiten gebraucht werde, und die rigorose Genauigkeit, mit der man auf der Baustelle ans Werk gehe. Das liess ihn misstrauisch werden.

Zementpisten und ein blaues Seil

Wenn die Deutschen so umfangreiche Arbeiten in Angriff nehmen, muss man unbedingt ihren Zweck in Erfahrung bringen, denkt sich Hollard. Das entspricht ganz der Regel seines Netzwerks: Alle Aktivitäten der Deutschen müssen über Lausanne und Bern so schnell wie möglich nach London gemeldet werden.

Wie üblich begibt sich Hollard selbst an Ort und Stelle, um die Information auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Er hat nun drei der vier Strassen, die aus dem Dorf herausführen, jeweils auf einer Länge von fünf Kilometern abgesucht. Nichts! Jetzt nimmt er sich die letzte Strasse, Richtung Bonnetot-le-Faubourg, vor. Er hat Glück. Nach etwa fünf Kilometern steht er mitten auf einer öffentlichen Baustelle. Hunderte von Arbeitern machen sich beidseits der Strasse zu schaffen. Deutsche in Uniform – vermutlich Ingenieure – überwachen das Ganze: Es werden kleine Gebäude errichtet. Wachtposten stehen davor. Wie kann er sich unauffällig nähern?

In einem Graben entdeckt Michel eine Schubkarre. Er packt sie, setzt eine möglichst natürliche Miene auf und geht an den Wacht-

posten vorbei. Die Baustelle besteht aus zehn einstöckigen Bauten. Sie sind durch zementierte Strassen und Wege miteinander verbunden. Eine Zementfläche, die grösser ist als die anderen Strassen, wird durch eine Bahn von etwa fünfzig Metern verlängert. Sie wird auf der ganzen Länge von dicken Mauern eingefasst, an denen gerade gearbeitet wird. Die Mitte der Piste ist mit einem blauen, auf Pfosten gespannten Seil markiert. Jeder Pfosten ist mit einer Metallscheibe versehen. Was hat das alles zu bedeuten?

Plötzlich hat Hollard eine Eingebung: Das müssen Ziel- und Richtpunkte sein. Er stellt sich in die Linie der Pfosten und geht in die Hocke, als wollte er seine Schnürsenkel binden. Er zieht einen Kompass aus der Tasche und ermittelt die Ausrichtung des blauen Seils und der Pfostenreihe. Noch am gleichen Abend kehrt er nach Paris zurück. In seinem kleinen geheimen Zimmer, das er zur Jahresmiete bewohnt, nimmt er eine Karte von Südengland und von Nordfrankreich hervor. Er überträgt die Richtung des blauen Seils, die er in Auffay mit seinem Kompass festgehalten hat, auf die Karte. Und stellt erschüttert fest: Wenn er das blaue Seil und die Zementfläche auf dem Papier verlängert, enden sie genau in der Stadtmitte von London.

Auf London ausgerichtet

In Lausanne steigt Michel Hollard zur Place Saint-François hinauf und verständigt London. Die Mitglieder des Kriegskabinetts und Morrison, der Verantwortliche der britischen Zivilverteidigung, bitten die Place Saint-François via Bern, man möge sich beeilen. In der Normandie beschafft Hollard jedem seiner Agenten ein Fahrrad und beauftragt sie, die ganze Küste bis vierzig Kilometer ins Landesinnere zu erkunden – Normandie, Picardie, Boulonnais, Calais und Flandern. In weniger als drei Wochen haben die Agir-Leute auf 300 Kilometern Küste an die sechzig Baustellen entdeckt. Auf jeder

Baustelle gibt es eine Piste mit einem blauen Seil. Und das ist in allen Fällen genau auf London ausgerichtet.

Ein Mitarbeiter von Agir, André, lässt sich von den Deutschen in Bois-Carré anwerben, einem Ort nördlich von Abbeville, der südöstlich von London liegt. Es gelingt ihm, den Plan der Abschussrampe – denn darum handelt es sich – und der dazugehörigen Rakete an sich zu nehmen, während der deutsche Ingenieur auf der Toilette sitzt. Der Ingenieur bleibt immer mindestens drei Minuten weg, weitere zwei Minuten, wenn er seine Zeitung liest. Innerhalb von fünf Minuten paust André den Plan durch und lernt ihn danach auswendig. In Paris rekonstruiert er ihn aus dem Gedächtnis. Hollard schafft den Plan nach Lausanne. In dem Dokument, das die Engländer in London erhalten, ist alles beschrieben: die Plattform, die Bombe, der Treibstoff, der Raketenschlitten.

Der Mann also, der auf den Baustellen in der Normandie *Die christliche Hochzeit* verteilen wollte, hat die Startrampen der VI, der sogenannten Vergeltungswaffen, entdeckt, die England in der Vorstellung des Führers in die Knie zwingen und dem Dritten Reich den tausendjährigen Sieg bescheren sollten.

Hitler plant, monatlich 5'000 VI-Raketen auf London abzuschossen, 50'000 sollen es nach zehn Monaten sein. Michel Hollard und der Organisation Agir ist zu verdanken, dass Hitlers Programm nie in die Tat umgesetzt wird. Nur 250 VI treffen London, und zwar nicht 1943, wie vorgesehen, sondern erst Mitte 1944. Denn Michel Hollard löste durch die Übergabe der Pläne an die Engländer einen wahren Eisen- und Feuerhagel auf 104 der VI-Abschussrampen aus. Das geschah am 25. Dezember 1943 – düstere Weihnachten für den Führer!

Im wahrsten Sinne des Wortes war Michel Hollard also «the man who saved London», wie General Brian Horrocks sagte. Eisenhower, der am 6. Juni 1944 die Truppen der Alliierten befehligte, drückte es so aus: «Wenn es den Deutschen gelungen wäre, diese Waffen weiterzuentwickeln und sechs Monate früher einzusetzen,

hätte sich unsere Landung als ausserordentlich schwierig oder gar unmöglich erwiesen.»

Die Schweiz war so klug, sich mit Michel Hollard und der gesamten Résistance zu verbünden. Sie erlaubte diesen «Freiheitsträgern», sich auf Schweizer Territorium ungehindert zu bewegen, bot ihnen Unterkunft und Verpflegung und verlangte von ihnen als Gegenleistung lediglich Informationen über eine mögliche deutsche Invasion und über alle militärischen Manöver und Konzentrationen der Wehrmacht.

Das aussergewöhnliche Abenteuer Pierre de Bénouilles, des jungen Widerstandskämpfers von der Cote d'Azur, hat mit Michel Hollards Geschichte manches gemein.³ Nachfolgend sein Abenteuer, wie er es mir Ende 1999 in Paris erzählte, und wie es die alten Widerstandskämpfer, insbesondere Claude Bourdet und der Schweizer Jean-François Pierrier, in ihren Erinnerungen und Berichten schildern.

1941-1944: Die Schweiz als Drehscheibe des europäischen Widerstands

Cote d'Azur, Herbst 1942. Pierre de Bénouville, ein französischer Widerstandskämpfer von achtundzwanzig Jahren, unterhält sich mit Frager, dem Elsässer Chef seiner Gruppe.

FRAGER: «Kennen Sie die Schweiz? Haben Sie Freunde dort?»

BÉNOUVILLE: «Ja.»

FRAGER: «Man erwartet Sie übermorgen um 8 Uhr 30 in Genf, am Quai Wilson Nr. 60, am Rhôneufer. Sie gehen zu Herrn Jackson, einem unserer Agenten, einem Engländer. Er wohnt im fünften Stock, linke Tür, wenn Sie aus dem Fahrstuhl kommen.»

BÉNOUVILLE: «Ist er auf dem Laufenden?»

FRAGER: «Wir übermitteln das Losungswort noch heute Abend nach London: ‚Louis XIV sagt nein zu Vercingetorix‘.»

BÉNOUVILLE: «Sehr gut. Ich erlaube mir jedoch, Sie daran zu erinnern, dass ich für die französische Polizei ein Verdächtiger bin. Sie weiss, dass ich zu de Gaulle wollte. Ich habe weder einen Pass, noch ein Visum, noch irgendwelche Schweizer Papiere!»

FRAGER: «Das ist Ihr Problem, Bénouville. Ich sage Ihnen nur: Louis XIV. ...»

BÉNOUVILLE: «... sagt nein zu Vercingétorix ...»

FRAGER: «Gut! Und jetzt werde ich Ihnen zeigen, wie man einen Funkspruch verschlüsselt und doppelt verschlüsselt.»

Und Pierre de Bénouville erhält von seinem Vorgesetzten an der Cote d'Azur die ersten Unterweisungen als Geheimfunker. Frager gehört einem Widerstandsnetz an, das sich hauptsächlich aus Mili-

tärpersonen zusammensetzt. Es steht zweimal täglich mit London in direkter Funkverbindung. Geleitet und koordiniert wird das Netz von einem Franzosen, einem Kunstmaler, der «Carte» genannt wird, in Wirklichkeit aber Gilbert heisst, wie man später erfährt.

Die Organisation, der Bénouville, Frager und «Carte» angehören, hat keinen Namen. Man nennt sie später «Radio-Patrie». Sie ist ein verlängerter Arm des britischen Geheimdienstes und soll die künftigen Aktionen zur Befreiung Frankreichs vorbereiten. Es geht darum, die auf dem Luft- oder Seeweg transportierten Waffen der Engländer in Empfang zu nehmen. Die britischen U-Boote beginnen, an den provenzalischen Küsten Kriegsmaterial auszuladen. Man muss dieses Material lagern und handhaben lernen. Als Bénouville 1941 in die Organisation eintrat, erklärte ihm Frager den Sinn der Aktion: «Vorläufig verstärken wir die Transporte auf dem Seeweg. Wir bilden Instruktoren aus, denen wir zeigen, wie man die englischen Geräte benutzt, und die in der Folge ihrerseits Gruppen ausbilden. Wir sammeln systematisch militärische Informationen. Unser Ziel ist es, zahlreiche feste Netzwerke zu bilden, mit denen wir die Aufstellung und Bewegungen der deutschen Streitkräfte verfolgen können.»¹

Im Jahr 1942 ist jeder Kontakt zu den Engländern äusserst riskant, sowohl im besetzten Frankreich als auch in der unbesetzten, sogenannten freien Zone. Die Abhördienste des Vichy-Regimes verfügen nämlich, genau wie die Deutschen in der Nordzone, über spezielle, mit ultrasensiblen Empfängern ausgerüstete Autos, mit denen sie die Widerstandskämpfer, die nach London senden oder Meldungen aus England empfangen, lokalisieren können. Schon nach einer halben Stunde Funkverkehr können diese Geheimsender von den Spionageautos mühelos geortet werden. Die Invasion der Südzone am 11. November 1942 «vereinfacht» die Lage zusätzlich.

Schweizer Bankiers in der Résistance

Die Unterredung zwischen Frager und Bénouville findet kurz nach der totalen Besetzung Frankreichs statt:

«Wie Sie wissen, gelingt es den Deutschen, ungefähr 35 Prozent unserer Sender auszuschalten. Das ist beträchtlich! Deshalb müssen wir in Zukunft so oft wie möglich von Schweizer Territorium aus senden.»

«Aber werden die Schweizer einverstanden sein?»

«Sie werden sehen! Ich glaube nicht, dass man uns daran hindern wird, von Genf oder Bern aus mit den Angelsachsen in Kontakt zu treten. Sie werden sich in der Bundesstadt mit dem englischen und dem amerikanischen Militärattaché in Verbindung setzen. Dann werden Sie mit London über Funk Verhandlungen aufnehmen, unbehelligt von den Abhördiensten der Deutschen oder des Vichy-Regimes. Sie können Londons Antworten abwarten, sich die Botschaften der Engländer durch den Kopf gehen lassen und ihnen Gegenvorschläge machen, wenn Sie es für nötig halten. Sie werden sich in aller Ruhe in Bern einrichten und sich Englands diplomatische Immunität und die verschlüsselten Funkmeldungen zunutze machen, die ständig zwischen den Engländern und London hin und her gehen.»

«Wenn alles gutgeht, werde ich mir also die Immunität zunutze machen, die ich dank des Schutzes der Engländer und der schweizerischen Neutralität genieße?»

«Ganz genau!»

«Und was sage ich diesem Herrn Jackson am Quai Wilson ausser: ‚Ludwig XIV. sagt nein zu Vercingetorix‘?»

Statt einer Antwort streckt Bénouvilles Vorgesetzter ihm einen versiegelten Umschlag hin.

«Diesen Umschlag öffnen Sie erst auf der anderen Seite der Grenze, in der Schweiz. Die Botschaft ist verschlüsselt.»

«Gut. Und worin besteht meine Mission?»

«Man muss den Intelligence Service bitten, in den Londoner Banken für die Schweizer Bankiers spezielle Konten in Pfund Sterling zu eröffnen.»

«Und was machen die dann mit dem Geld?»

«Sie geben es uns. Sie werden es heimlich in ganz Frankreich verteilen, in der Süd- und in der Nordzone.»

«Wie können sie uns dieses englische Geld übermitteln?»

«Indem sie sich in Paris, Lyon, Dijon, Marseille, Limoge und anderen Städten heimlich mit Bankiers und Privatpersonen verständigen, um ihnen unter den Augen der Deutschen genauso heimlich die von uns benötigten Geldbeträge zukommen zu lassen, deren Höhe wir über Bern regelmässig bekanntgeben werden.»

Razzia

Herbst 1942: Am Bahnhofausgang von Annemasse gerät Bénouville in eine regelrechte Razzia. Polizisten und Kontrolleure nehmen die Papiere der Reisenden genau unter die Lupe.

«Auf Schritt und Tritt begegnete man grossen blonden Männern, alle mit goldgeränderten Brillen, langen Regenmänteln, grünen Hüten und den gleichen Aktentaschen», erzählt Bénouville.

Dieser Empfang lässt den jungen Vertreter des französischenglischen Widerstandsnetzes erstarren. Er zeigt bei der Kontrolle seinen Journalistenausweis vor. Dieser macht einen guten Eindruck. Zum Glück! Es ist das einzige Papier, das er besitzt! Der Journalistenberuf ist sein Deckmantel. Er verfasst in seiner Wohnung in Nizza zwar jede Woche eine Kolumne für den Literaturteil der Zeitung, doch in der Redaktion ist er nie anwesend. So kann er für den Widerstand arbeiten.

Bénouville geht auf der Savoyer Seite den Foron entlang. Er ist zu Fuss vom nahen Bahnhof von Annemasse gekommen. In der Hosentasche hält er seinen Journalistenausweis umklammert. Und wiederholt für sich die Geschichte, die er den Ordnungskräften erzählen wird, falls sie noch mehr wissen wollen: «Ich bin für meine Zeitung in Nizza hier. Ich mache eine Reportage über die französisch-schweizerische Grenze.»

Wachsam geht er immer weiter der hereinbrechenden Nacht entgegen. Alle zwei-, dreihundert Meter wird er von einer Patrouille angehalten. «Papiere!» Bénouville zückt jedesmal automatisch seinen dreifarbigen Journalistenausweis, der sich bei den Kontrollen als so wirkungsvoll erweist. Wieder taucht eine Patrouille in seinem Rücken auf, ihre Schritte dröhnen auf dem Pflaster. Sie nähern sich, erreichen ihn. Und noch einmal zeigt Bénouville seinen Journalistenausweis. Der Unteroffizier mustert ihn aufmerksam. Nach kurzem Zögern grüsst er und geht mit seinen Männern weiter.

Abraham und die Gartenarbeit

Zitternd überlegt Bénouville, wie er sich zum Bach durchschlagen könnte, als er hinter sich den Gleichschritt einer neuen Patrouille hört. Da läuft er los. In fieberhafter Eile zieht er sich dicke Handschuhe über. Die Schritte nähern sich. Er packt den Eisendraht und klettert über die gegeneinander versetzten Reihen von Stacheldraht, die ihn vom Wasser trennen. Eine ungeheure Hitzewallung überfällt ihn plötzlich. Schnell! Die Schritte kommen näher. Seine Kleider verfangen sich im Stacheldraht und zerreißen. Die Drähte, die er auseinanderbiegt, knirschen und verraten seine Anwesenheit weithin. Bénouville hat die französische Sperre überwunden, aber er ist noch immer in Frankreich. Ihm bleibt keine Zeit, eine seichte Stelle zu suchen. Die Patrouille kommt. Er muss in den Bach steigen, ohne das geringste Geräusch zu verursachen. Sonst könnte man auf ihn schießen. Das Wasser steht ihm bis zu den Knien. Er wadet durch das schlammige Bachbett. Ganz langsam, um die Schweizer Soldaten nicht zu alarmieren, klettert Bénouville auf der Genfer Seite die Böschung hinauf. Kaum zwanzig Meter hinter ihm, auf französischem Boden, hallen die Schritte der Gendarmen durch die Nacht. Der Patrouillenführer hantiert mit einer Taschenlampe, deren Schein in der Nacht umherirrt. Bénouville zittert vor Erregung. Er ist völlig

durchnässt, aber erleichtert, glücklich. Er holt tief Luft. Er ist in der Schweiz. Er ist frei.

Querfeldein geht er weiter. In der tiefen Dunkelheit weiss er nicht, wie er sich orientieren soll. Da ihm nichts Besseres einfällt, folgt er einer gepflügten Furche und tastet sich vorwärts, bis ihm eine Mauer den Weg versperrt. Rechts und links zeichnen sich Häuser ab. An einer Mauer zieht er sich hoch und springt auf die andere Seite. Er landet unsanft in dem ummauerten Hof eines Bauernhauses. Eine grosse Toreinfahrt führt auf eine Strasse. Eine Lampe über der Ausstreppe verbreitet schwaches Licht. Bénouville geht auf den Ausgang zu, als auf der Treppe plötzlich ein deutscher Soldat auftaucht, in jeder Hand einen Eimer. Er starrt Pierre an. Der illegale Grenzüberquerer will dem deutschen Soldaten schon an die Gurgel springen, als auf dessen Gesicht ein breites Lächeln erscheint. Bénouville begreift, dass er keinen Deutschen vor sich hat, sondern einen Schweizer, dessen Uniform denen der Wehrmacht sehr ähnlich sieht. Einen Moment lang hat er befürchtet, noch in Frankreich zu sein, in jenem Abschnitt des Foron, wo beide Ufer zu Savoyen gehören. Der Schweizer Soldat hat begriffen, dass er einen der zahlreichen französischen Grenzgänger vor sich hat. Er kann Bénouville beruhigen: «Sie sind hier beim Dorfpfarrer.»

Dann erscheint der Pfarrer selbst auf dem Hof. Ein grosser Mann, fast zwei Meter lang. Ein wahrer Koloss. Mindestens 120 Kilos schwer, eine Pfeife im Mundwinkel, Bürstenschnitt, grosse Boxerhände, dichte Augenbrauen, spöttisch blickende Augen, ein willensstarker Römerkopf, ein zugleich langer und eckiger Schädel, ein energisches, vorspringendes Kinn. Langweilig ist er bestimmt nicht, der Pfarrer von Thonex, dieses Genfer Dorfes am Foron.

«Man nennt mich Abraham», stellt sich der Pfarrer vor und streckt Bénouville die Hand hin.

Abraham, der Schweizer, bittet Pierre, den Franzosen, ins Pfarrhaus. Er bedeutet ihm, in der grossen Bauernküche Platz nehmen. Kupferkessel blitzen an der Wand. Abraham ist herzlich und gastfreundlich:

«Sie nehmen doch sicher einen Teller Suppe?»

Bénouville ist glücklich, sich an einem knisternden Feuer wärmen und die heisse Suppe des Pfarrers löffeln zu können.

«Ich kann mich sehr gut in Ihre Lage versetzen», sagt der Pfarrer. «Sie sind aus Frankreich geflohen. Sie finden bei mir Hilfe und Zuflucht. Aber ich habe die Pflicht, Sie den Schweizer Behörden zu melden. Man wird Sie vernehmen.»

Während sie auf die Untersuchungsbeamten warten, vertraut Abraham Bénouville an, dass er Schmuggler ist:

«Dank der Schmuggelei bin ich der Einsamkeit meines Seelsorgeramtes entronnen. Sie war meine Rettung. Ausserdem erlaubt sie mir, die Conférence de Saint-Vincent-de-Paul (christlicher wohltätiger Verein, Anm.d. Übers.) und meine Jugendgruppe zu unterhalten. Sie können sich nicht vorstellen, wie knauserig die Christen heutzutage sind. Und, was soll ich machen, ich habe nun einmal ein Naturrell, das sich nicht mit Gartenarbeit begnügt.»²

Der Robin Hood des Foron

Hat Abraham Pierre de Bénouville schon an diesem Abend offenbart, dass er ein Agent des Schweizer Nachrichtendienstes ist?

Abraham ist Pfarrer, Schmuggler, Geheimagent, Fluchthelfer und Widerstandskämpfer zugleich. Er ist im Genfer Arbeiterviertel Les Paquis aufgewachsen. Abraham ist ein spottlustiger, unverschämter, urwüchsiger, grossherziger, gastfreundlicher, aufbrausender Mensch. Die Gemeindemitglieder schätzen ihn sehr, denn er ist freigebig und offenherzig. Kein Vergleich mit den distinguierten Genfern der Rue des Granges.

Abraham heisst eigentlich Gaston Desclouds. In seiner Jugend war er begeisterter Sportler, ein Gewichtheber. Er war für das Abenteuer geschaffen, für die grosse weite Welt.

Zwei Männer kommen die Treppe herauf. Es sind Offiziere des Nachrichtendienstes. Einer ist mittelgross, braun, mit lebhaften,

grauen Augen und beginnender Glatze; er wirkt gesellig und herzlich. Er ist Hauptmann. Der andere ist grösser, er sieht vornehm und würdevoll aus. Er ist Oberleutnant.

Bénouville erklärt, dass er gekommen ist, um Verwandte zu besuchen. Er nennt Namen. Sie überprüfen die Angaben per Telefon. Sie glauben ihm und begleiten ihn mit dem Motorrad bis ins Stadtzentrum von Genf.³

«Aber dann spricht doch René Payot !»

Nachdem er am nächsten Morgen um 8 Uhr 30 das Losungswort gesagt hat – «Ludwig XIV. sagt nein zu Vercingetorix» –, steigt er in den nächsten Zug nach Bern, wohin ihn sein englischer Gesprächspartner beordert hat.

«Die Fahrt von Genf nach Bern in einem geheizten Wagen, der Anblick wohlhabender Bürger in neuen Kleidern, und vorher diese grosse, schöne, friedvolle Stadt mit den breiten, von grosszügigen Gebäuden gesäumten Alleen, das Gefühl, keiner grösseren Gefahr mehr ausgesetzt zu sein als der, von den liberalen Schweizer Behörden verhört zu werden: all das versetzte mich in einen anhaltenden Rausch.»⁴

Diesen Rausch haben alle französischen Widerstandskämpfer erlebt, wenn sie in die Schweiz kamen. Heute gibt es zwischen ihr und den Nachbarländern kaum mehr Unterschiede, was die äusseren Bedingungen anbelangt, und man kann sich kaum mehr vorstellen, wie sehr sich die damalige Schweiz vom übrigen Europa abhob. Was den Besucher von aussen am meisten frappte, waren die beheizten und beleuchteten Wohnräume, die Qualität der Kleidung, die glücklichen Gesichter, das Recht auf freie Meinungsäusserung. In den Zeitungen, die man, kaum hatte man die Grenze passiert, kaufen konnte, las man Meldungen aus London und New York, die Leitartikel berichteten über den Kampf der Angelsachsen gegen Deutschland, über den Aufstand des französischen und italienischen Maquis, über den Kampf im Osten und die sowjetischen Streitkräfte – diese

Informationsfülle aus der ganzen Welt erschien dem Widerstandskämpfer, dem Flüchtling, dem Untergrundkämpfer wie ein fabelhafter Luxus.

Verglichen mit den Informationen in Vichy-Frankreich schienen die der Schweizer – noch dazu in den drei Landessprachen Deutsch, Französisch, Italienisch – aussergewöhnlich vielfältig und genau. Die Schweiz verkörperte in dieser Zeit, als Europa ums Überleben kämpfte, das verlorene Paradies. Der unfreiwillig Reisende sah häufig nur die guten Seiten, die Herzlichkeit und Freundschaft. In seinen Augen waren die Schweizer vom Schicksal Begünstigte. Er wusste nicht, dass der Lebensstandard des Grossteils der Bevölkerung sank, dass Elektrizität, Kohle, Warmwasser und zahlreiche Lebensmittel rationiert waren. Der durchreisende Widerstandskämpfer wusste nicht, dass den Schweizer Journalisten ihr Recht auf freie Meinungsäusserung überaus eingeschränkt erschien. Und hätte er es gewusst, er hätte sich vielleicht darüber lustig gemacht. Eine beschränkte Freiheit war in seinen Augen immer noch besser als überhaupt keine. Im Vergleich mit Radio Vichy glich Radio Sottens einer Oase in der Wüste. Dass René Payot am Anfang mit Pétain geliebäugelt hatte, war ihm gleichgültig; denn seit Ende 1941 war dieser mit seinen mitreissenden, ermutigenden Worten in ganz Frankreich zum Hoffnungsträger für die Résistance geworden. Insbesondere im Südosten und Osten leerten sich Plätze und Strassen, wenn die Bewohner nach Hause eilten, um den Schweizer Radiosender zu hören. Für viele Franzosen, die BBC nicht empfangen konnten oder lieber Nachrichten aus einem neutralen Land hörten, stellte Radio Sottens einen gleichwertigen Ersatz für Radio London dar.

In Nancy hatte ein Vereinspräsident einmal eine Versammlung auf einen Freitag um 19 Uhr angesetzt. Schon bald erhielt er einen Anruf:

«Wie konntest du nur eine Versammlung um diese Zeit einberufen? Ich jedenfalls komme nicht, und es wird auch sonst niemand kommen!»

«Aber warum denn nicht?» fragte der Organisator naiv.
«Warum? Aber dann spricht doch René Payot!»⁵

Bénouville verbringt drei Tage in Bern und in Guisans Generalstabsquartier in Interlaken. Er nimmt erste Kontakte zu den Banken auf. Die Verhandlungen mit London werden sich hinziehen. Der von Bénouville und Frager entworfene Plan wird schliesslich verwirklicht, doch es dauert mehr als ein Jahr. Es gibt heftige Diskussionen mit dem «Freien Frankreich» in London, das nicht einverstanden damit ist, dass sich die französischen Widerstandskämpfer über die Schweizer Banken von Amerikanern finanzieren lassen. Bénouville wird in Interlaken von Bernard Barbey empfangen, dem Chef des Persönlichen Stabs von General Guisan. Barbey erklärt sich einverstanden, Bénouville eine Wohnung in Genf-Champel beziehen zu lassen. Bénouvilles Organisation soll in dieser Wohnung empfangen dürfen, wen sie will; vor allen Dingen aber Mitglieder der Widerstandsgruppen aus Frankreich, denen die Schweizer Armee Passierscheine und Papiere für ihre Informantentätigkeit und ihre gegen Deutschland gerichteten militärischen Aktionen beschafft. Dieser aussergewöhnliche Empfang, der in völligem Widerspruch zur schweizerischen Neutralität steht – wie Bernard Barbey genau weiss – ist nicht nur durch Bénouville verbürgt, sondern auch durch die Berichte von Oberst Groussard, General Davet (Bevollmächtigter der Résistance in der Schweiz) und Philippe Monod, von dem noch die Rede sein wird. In ihren Depeschen an Washington erwähnen die amerikanischen Diplomaten die Finanzierung des Maquis und der Widerstandsgruppen. Es ist heute kein Geheimnis mehr, dass das Geld der Alliierten zum grössten Teil über die Genfer Privatbank Lombard-Odier floss, die es gewöhnlich von der englischen Bank London Baring Brothers erhielt. Der «Hausbankier» der Résistance war Jean Bonna. Mit dem Geld kauften die Widerstandsgruppen Waffen und vor allem Sprengstoff.

Amerikaner mütterlicherseits

Philippe Monod spielt bei den über die Schweiz laufenden Beziehungen zwischen der Résistance und den Alliierten eine wesentliche Rolle. Der Mann ist diskret, ohne gesichtslos zu sein, noch jung, eher schüchtern. Seine Familie gehört nicht zu den typisch französischen, er hat dänische und Schweizer Vorfahren, darunter viele Pfarrer, Ärzte, Lehrer, Forscher und Anwälte. Ein entfernter Verwandter Monods hatte in der Schweiz politische Bedeutung erlangt, als die Waadtländer dank der französischen Invasion von 1798 ihre Unabhängigkeit von Bern erzielten.

Philippe Monods Bruder heisst Jacques. Er ist Arzt und Biologe. 1965 wird er den Nobelpreis erhalten. Die Mutter ist Amerikanerin, der Vater, Lucien, ein französischer Maler. Beide legen eine Welt-offenheit an den Tag, die im Frankreich der vierziger Jahre nicht alltäglich ist.

Philippe Monod ist zweisprachig. Nach dem Jurastudium in Frankreich ging er in die Vereinigten Staaten, um seine Ausbildung an der Harvard University zu vervollkommen. Er blieb mehrere Jahre in Amerika. Dieser ungewöhnliche Lebenslauf erklärt die Gewandtheit, die seine Beziehungen zu den Amerikanern kennzeichnet.

Wenn der Chef des amerikanischen Spionagedienstes für Europa, Allan Dulles (seit November 1942 in Bern ansässig) nach Washington telegraphiert, nennt er Monod «405». Mit Hilfe des Archivs des Office of Strategie Service (OSS), des Vorgängers der Central Intelligence Agency (CIA), kann man nachweisen, dass die Schweiz auf finanzieller Ebene als Drehscheibe zwischen der Résistance und den Alliierten fungierte.

Dulles informiert Washington, dass die französischen Widerstandsorganisationen beschlossen haben, in Lausanne eine nach England und den Vereinigten Staaten ausgerichtete Antenne aufzustellen. In der gleichen Depesche erwähnt er das Programm der Résistance, die durch Monod vertreten ist:

«Secret representations in Lausanne to be established as contact points for the French headquarters and USA. [...] A summary of financial needs is as follows. (1) Sufficient Swiss funds to cover local representation. This item we have already agreed to meet. (2) To develop the organization as above 25 millions francs monthly. (3) An additional amount to cover specific maintenance for guerrillas, sabotage, etc. [...] (4) A reserve capital to take care of relieve personnel. There is an immediate need of materials, arms, explosives and a reserve stock of rations for guerilla organizations ...»⁶

Tatsächlich können die Amerikaner dank der schweizerischen Neutralität den französischen Maquis finanzieren. Und im Telegramm 32/33 vom 5. Mai 1943, das das OSS von Bern nach Washington schickte, heisst es:

«In regard to the Haute Savoie situation, which is developing, we are keeping in close contact with it and are working in close collaboration with 520. We have given financial support totalling 2 millions. This seemed necessary to maintain morale and help build organization.»⁷

Am 18. Mai 1943 meldet das OSS in seinem Telegramm 103-8 aus Bern nach Washington:

«Through 520, we have given a total of 2'000'000 francs in financial support to Haute Savoie and we have given 2'000'000 and 80'000 Swiss francs through 516 and 405 to MUR.»⁸

Eine heisse Grenze

In der Grenzregion zwischen Frankreich und Genf herrschte, genau wie im Jura und in den Alpen zwischen Savoyen und dem Wallis, ein stetes Kommen und Gehen. Die heldenhaften illegalen Grenzübertritte waren riskant und endeten manchmal tödlich. Keiner Armee, keiner Zollstelle und keinem Staat ist es zwischen 1940-1944 gelungen, die Grenzen hermetisch abzuriegeln; nicht einmal mit Abschreckungsmethoden, wie sie die Deutschen einsetzten, wenn sie

etwa bei dem am Foron und am Fuss des Salève entlang verlaufenden Stacheldrahtverhau ohne Vorwarnung schossen, oder wenn sie in der Nacht reissende Hunde auf die Flüchtigen hetzten.

Weder die Franzosen des Vichyregimes noch die Italiener, Deutschen oder Schweizer vermochten die von den Schweizern unterstützten Savoyer und ihre Landsleute aus den anderen Regionen Frankreichs in die Knie zu zwingen. Savoyen war eine der französischen Provinzen mit dem aktivsten Widerstand. Ein Grund dafür waren die Berge. Ein anderer die Nähe der Schweiz.

Die Résistance, deren Zentrale sich in Lyon befand, wollte nicht von Genf abgeschnitten sein. Aus Genf gelangten Geld und Waffen der Amerikaner, Engländer und des «Freien Frankreich» an die Widerstandsgruppen und den Maquis. Genf lieferte auf dem Landweg sozusagen die Ergänzung zu den Hilfsgütern, die von den Alliierten mit Fallschirmen für die Widerstandskämpfer abgeworfen wurden. Die französischschweizerische Grenze bei Genf war nie ganz undurchlässig. Dafür sorgten die französischen Patrioten und ihre schweizerischen Verbündeten.

Eine einzige Eisenbahnlinie führte über die Grenze. Sie verband den kleinen Genfer Bahnhof im Viertel Les-Eaux-Vives mit der in Grenznähe gelegenen savoyischen Stadt Annemasse. Der kleine Zug von Eaux-Vives fuhr auch nach der Invasion der Südzone noch – und führte die Deutschen hinters Licht! «Bertin, Biget, Fleuret, Perin, Floret, Velluz, Naudin, Rousseau und so viele andere ... der Bahnhof von Annemasse war eine wahre Brutstätte der Widerstandskämpfer.»⁹

Deutschland hatte der Schweiz erlaubt, die Linie weiterhin zu benutzen, um ihre Verbindungen mit der Aussenwelt aufrechterhalten und die Versorgung und den Export gewährleisten zu können. So wurden aus den Eisenbahnern Helfer der Alliierten und Geheimagenten des Schweizerischen Nachrichtendienstes sowie der französischen und alliierten Widerstandsorganisationen, deren Zentren sich in Genf befanden (wie Oberst Groussards Widerstandsgruppe Gilbert). Die Züge transportierten regelmässig geheime Post

und merkwürdige Eisenbahner.

E Passerat, Widerstandskämpfer und Mitglied der Gruppe Gilbert, berichtet: «Wir trafen uns am Bahnhof von Annemasse, im Lokomotivschuppen, um zu sehen, wie wir unbemerkt auf die Lokomotive gelangen konnten: Der Mechaniker liess einen grossen Dampfstoss entweichen, der uns vor den wachsamen Blicken der Deutschen verbarg. Es gab auch das Problem des Kontrollgeräts, das verhinderte, dass der Zug anhielt; er verlangsamte seine Fahrt in einer Biegung vor dem Bahnhof von Chênes, und dort sprang ich ab ... Die Eisenbahner haben wunderbare Arbeit geleistet und zahlreiche Dienste erwiesen; sie haben für mich sogar persönliche Post übermittelt, als ich von den Schweizern interniert wurde .. .»¹⁰

André Allombert, Chef einer Einheit von Freischärlern und Partisanen, Mitglied der Widerstandsgruppe Gilbert und Fluchthelfer für französische Widerstandskämpfer, erzählt: «Wir nahmen auch Leute auf der Lokomotive mit. Wir zogen ihnen einen blauen Arbeitsanzug über. Die Deutschen hatten die Gewohnheit, auf der Lokomotive nachzuschauen, und sie wussten, dass es zwei Personen brauchte, einen Mechaniker und einen Lokführer. Es gab aber die Möglichkeit [...], eine dritte Person im Führerstand zu haben, nämlich einen Lehrling, wenn nötig sogar eine vierte Person. Wir hatten also Leute im blauen Overall und einen dienstlichen Auftrag mit einem falschen Namen zum Beispiel, und die Leute stiegen dann ganz legal auf die Lokomotive [...]. Und wenn die Deutschen bei der Abfahrt – oder der Ankunft – nachschauten, und es waren mehr als die zwei vorgesehenen Personen da, waren die Papiere in Ordnung. Sie wussten, dass die Vorschriften der Französischen Staatsbahnen einen dritten Angestellten, und eventuell einen vierten in Ausbildung zuliessen. Wenn sie die Bewilligung sehen wollten, gab es einen von Fälschern fabrizierten dienstlichen Auftrag mit Stempel. Es funktionierte. Dabei war der Betreffende ein Geheimagent».

Ruhmreiche Illegalität

Die Savoyer standen der Schweiz aktiv zur Seite – und umgekehrt. So auch Jean Mérandon aus Saint-Cergues. Zusammen mit seinem Vater und seinem Bruder war er der Fluchthelfer des Trou-du-Chien. Er schleuste unter anderem F. C. Griffith über die Grenze, den englischen Piloten, der am 15. August 1943 in der Nähe von Annecy abgestürzt war. Der savoyische Maquis brachte den Verwundeten in eine «seiner» Kliniken in Genf.

Noch heute erzählt man sich in Savoyen davon, auf der Schweizer Seite jedoch hört man praktisch nichts. Die Helfer der Résistance haben geschwiegen. Sie liefen während des Krieges Gefahr, von der Schweizer Polizei und Justiz belästigt zu werden. Selbst heute sind die Überlebenden nicht sehr mitteilhaft. Aus Zurückhaltung? Aus Angst? Dabei gab es an der ganzen Grenze Schweizer, die den Franzosen geholfen haben. Ein wenig südlich von Saint-Cergues, in der Gemeinde Ville-la-Grand, stehen die Gebäude der Schule Saint-François, das Juvenat. Das Anwesen reicht wie ein Entenschnabel in Schweizer Territorium hinein. Ein Stück Savoyen auf Genfer Boden. Ab 1941 kamen elsässische, belgische und holländische Flüchtlinge auf ihrem Weg in die Schweiz oder aus der Schweiz im Juvenat vorbei. Pater Favre (1944 von den Deutschen erschossen) und Pater Perrenoud, beides Lehrer, sowie Bruder Raymond Bocard, der Gärtner, brachten Geheimagenten, Flüchtlinge und Juden über die Grenze. Pater Favre war, genau wie der Bürgermeister von Annemasse, J. Defaugt, freiwilliger Agent des Schweizerischen Nachrichtendienstes und der Widerstandsgruppe Gilbert.

Unter der Kanzel

In der protestantischen Kirche von Annemasse nahm Jeanne Bach die Flüchtlinge in Empfang und brachte sie in die Schweiz. Ihr Sohn Jean-Jacques erzählt:

«Seit 1941 nahm meine Mutter die Flüchtlinge im Pfarrhaus in Empfang. Eine Viertelstunde, nachdem der Elf-Uhr-Zug angekommen war, herrschte Andrang! Sie half bestimmt mehr als zweihundert Menschen. Sie gehörte einem Netzwerk an, das jüdische Kinder über die Grenze schleuste. Das vorangehende Glied in der Kette war ein polnischer Hauptmann, dessen Namen ich nicht kenne. Sie führte die Kinder persönlich in die Schweiz, vor allem über eine kleine Brücke bei Saint-Julien, und über ein Haus an der Grenze, das einen Ausgang zur Schweiz hin besass. Einmal entging sie nur knapp einer deutschen Patrouille und deren Hunden. In der Kirche wurde das Gepäck der Juden unter der Kanzel versteckt! Ich erinnere mich an einen Chemiker aus Wien, der mit dem Fahrrad gekommen war, und den meine Mutter über die Grenze brachte.»

Nachdem ein Spitzel, der im Pfarrhaus vorgesprochen hatte, sie denunziert hatte, wurde sie von den Franzosen verhaftet und fünf Stunden lang verhört. Sie konnte sich jedoch in die Schweiz retten und kam dann wieder nach Annemasse zurück, um weiterhin Flüchtlinge über die Grenze zu bringen. Doch als sie mit viel Glück einer erneuten Verhaftung entgangen war, musste sie sich in Les Gets, und nach der Verhaftung und Deportation ihrer Freunde Bailly und deren Tochter in Nordfrankreich verstecken.

Wo lag eigentlich die Grenze zwischen dem Schutz, den man Flüchtlingen gewährte, und der Agententätigkeit? Tatsächlich gab es keine klare Trennung. In beiden Fällen arbeitete man mit den Schweizern zusammen.

Pierre de Bénouville, damals Vertreter der Widerstandsgruppe Combat, schlug dem jungen Pater Favre – er war gerade vierunddreissig, als ihn die Deutschen 1944 erschossen – vor, seine Tätigkeit als Fluchthelfer aufzugeben, um sich ganz auf seine Aufgabe

als Agent zu konzentrieren. Louis Favre lehnte ab mit der Begründung, man müsse gleichzeitig Hilfe leisten und kämpfen.

In diesem ganzen Grenzgebiet waren Charakterstarke Menschen aktiv: so etwa André Devigny, der junge Ordonnanzoffizier von Oberst Groussard in Genf, dem es gelungen war, aus dem Lyoner Gefängnis Fort Montluc zu entkommen. Sein Abenteuer wurde von Robert Bresson in *Un condamné à mort s'est échappé* verfilmt. Oder Wachtmeister F. Genoud, der für die Widerstandsgruppe Gilbert die heimlichen Grenzübertritte über den Foron und durch das Haus von Irène Gubier in Moëllesullaz-Gaillard, unter dem der Grenzbach durchfloss, organisierte: Man kam in der Schweiz hinein und ging in Frankreich hinaus. Das war der Botschafterübergang. Was den Polizeiinspektor Laidevant von Annemasse betrifft, so war er auf der gleichen Wellenlänge wie der Bürgermeister: Mitglied der Widerstandsgruppe Gilbert und Geheimagent der Schweizer. Und dann war da Dougoud mit seiner doppelten, französisch-schweizerischen Nationalität. Er stammte aus dem Wallis und erwies sich als äusserst effizienter Fluchthelfer. Er kannte die Wege.

Weiter westlich, am Fuss des Salève, arbeiteten Abbé Jolivet in Frankreich und Robert Lavergnat auf der Schweizer Seite mit den schweizerischen, französischen, englischen und amerikanischen Geheimdiensten zusammen – genau wie die Patres aus dem Juvenat von Ville-La-Grand.

Auch Robert Lavergnat, ein Schweizer Gemüsebauer, von dem im nächsten Kapitel die Rede sein wird, beförderte zahlreiche Kinder über seinen Grenzzaun in die Schweiz. De Gaulle hat ihm persönlich seinen Dank ausgesprochen. Die Gemüsebauern haben die Résistance wahrhaft aktiv unterstützt: Oberst Groussard wurde, unter Blumenkohl und Salat versteckt, in Verdonnets Gemüsegewagen über die Schweizer Grenze gebracht.

Dank der Grenzregion und dem Mut der Savoyer und mancher Genfer konnten die Résistance und deren Führungsstab in Lyon sich

mit den Engländern, den Amerikanern und dem «Freien Frankreich» in Verbindung setzen. So vermochten die Franzosen und Angelsachsen in ihrem Kampf gegen die Deutschen seit Ende 1942, vor allem ab 1943, in Genf, Bern und Lausanne ständige und rasche Verbindungen aufzubauen, indem sie, sicher vor der Gestapo und der Wehrmacht, die Drehscheibe der europäischen Widerstandsbewegung benutzten: die Schweiz, mit ihrem Geheimdienst, ihren Banken und ihren frei verkäuflichen Waffen. Verbürgten mündlichen Berichten alter Maquisards zufolge eignete sich der Schweizer Sprengstoff ausgezeichnet, um deutsche Züge in die Luft zu jagen.¹¹

Ziviler Ungehorsam, um Juden zu retten

An der Grenze zwischen Savoyen und Genf, die viele Menschen heimlich überquerten, um in der Schweiz die Freiheit zu finden – oder um zurückgeschickt zu werden in den sicheren Tod –, haben sich einige Leute durch ihre Willensstärke, ihre Beharrlichkeit, ihren Mut und bisweilen ihre Listigkeit unschätzbare Verdienste erworben.

Pas-de-l'Échelle (Haute-Savoie)

Listigkeit? Die Barmherzigen Schwestern von Collonges-sous-Salève beschliessen eines Abends, die deutschen Grenzsoldaten zu einer Theatervorstellung einzuladen. Die wackeren jungen Männer sollen sich ein bisschen vergnügen. Die Soldaten langweilen sich im Ausland? Schön, dann wird man ein hübsches Stück für sie aufführen. Die Schülerinnen der Barmherzigen Schwerstem haben eifrig geprobt. Der Vorhang geht auf. Der Saal ist zum Bersten voll mit jungen Deutschen in graugrüner Uniform. Die Soldaten der Wehrmacht zeigen sich erstaunt über die plötzliche Freundlichkeit der Franzosen und das reizende Theaterspiel der jungen Mädchen.

Während die Soldaten im Saal sitzen, fasst draussen der savoyische Pfarrer Jolivet 75 Mal behutsam ein jüdisches Kind unter den Ärmchen, hebt es hoch und reicht es über die französisch-schweizerische Stacheldrahtabspernung dem Schweizer Gemüsebauern Robert Lavergnat hinüber, der die Kleinen in Empfang nimmt und sie auf der anderen Seite auf den Boden stellt. Lavergnat bringt sie lautlos auf seinen Bauernhof. Er muss um so vorsichtiger sein, als

sein Hof auf Schweizer Territorium in einer Militärzone steht. Auf dem Hoheitsgebiet der Armee! Die Kinder wären der Laune eines diensthabenden Offiziers ausgeliefert. Am besten, man stört ihn nicht.

Mitten in der Nacht führt Lavergnat die kleine Schar zum Pfarrhaus von Troinex. Er gehört zum Fluchthilfering des Schweizer Pfarrers Ethevenon, eines Freundes und Komplizen von Pfarrer Jolivet und Lavergnat.

Pfarrer Ethevenon agiert im Untergrund. Er hat eine Rotkreuzschwester zur Verbündeten, die sich der geretteten Kinder annimmt. Währenddessen ist an der Grenze, bei den Barmherzigen Schwestern von Collonges-sous-Salève, der Vorhang gefallen. Die Wehrmachtsoldaten klatschen tosenden Beifall. Doch die glänzende Komödie, die von einem Moment auf den anderen in eine Tragödie hätte umschlagen können, wäre nicht gelungen, wenn sie die Savoyer hätten alleine spielen müssen. Ohne den Schweizer Gemüsebauern, den Pfarrer und die Rotkreuzschwester, die sich freiwillig an dem Fluchthilfenetz beteiligten, wären die verfolgten Kinder nicht gerettet worden.

Ein andermal bringt Rolande Birgy, Mitglied der Christlichen Arbeiterjugend, an einem einzigen Wochenende zwanzig jüdische Kinder zu Abbé Jolivet. Das Pfarrhaus verwandelt sich in eine Art Kindergarten und Primarschule. Man muss die Kleinen beschäftigen, sie ablenken, verpflegen und schlafen legen. Dann führt Birgy sie in Zweiergruppen über die Grenze, hebt sie zu Lavergnat in die Schweiz hinüber.¹

Was geschah mit den erwachsenen Juden, die über die Grenze geschleust wurden? Amélie Weber, Gemüsebäuerin und Inhaberin eines Cafés in Veyrier (Genf) erzählt:

«Am Anfang des Krieges traf meine Nachbarin eines Abends zwei unbekannte junge Männer, die fragten, ob sie in Genf einen Ort kenne, wohin sie gehen könnten. Sie brachte sie zu mir. Ich riet ihnen, sich an die Polizei zu wenden. Die hat sie nach Frankreich zurückgestellt: Sie waren noch zu nah an der Grenze. Das hat mir gereicht; in Zukunft würde ich mich auf jede nur erdenkliche Weise arrangieren, aber nie mehr jemanden abweisen. Die beiden waren

noch ganz jung gewesen, vielleicht fünfundzwanzig ... Wirklich, das hat mir sehr zu schaffen gemacht ... Ich habe mindestens zehn bis fünfzehn Mal Juden aufgenommen. Ich gab ihnen vor allem zu essen, damit sie gestärkt weitergehen konnten. Wenn sie bei mir ankamen, waren sie am Ende und konnten nicht mehr: vor Angst, vor Hunger, vor Erschöpfung. Manche hatten grosse Teile Frankreichs zu Fuss durchquert. Sie waren bei Nacht unterwegs und versteckten sich bei Tag. Sie waren nicht gesprächig, sie sagten nur: ‚Wir haben nichts getan. Aber sie sind immer hinter uns her. Wir müssen einen ruhigen Ort finden.› Es war traurig, sie taten uns leid. Eines Tages kam ein Herr, ein Arzt aus der Gegend von Montpellier. Er war den ganzen Weg zu Fuss gekommen. Ich wollte ihm etwas zu essen machen, aber er lehnte ab: ‚Nein danke, Madame‘, sagte er, ‚ich würde keinen Bissen hinunterbringen.‘ Ich habe ihm einen Kaffee und ein Gläschen Marc gebracht. Er hatte seinen Hut an die Tür gehängt. ‚Ich bin kein Jude, Madame‘, hat er zu mir gesagt. ‚Ich bin katholisch und mit einer Katholikin verheiratet. Wir haben eine kleine Tochter. Meine Frau hat geschworen, sie werde sie töten, wenn mir etwas zustossen und ich nicht mehr zurückkommen sollte! Das würde sie tun, Madame, sie würde es tun‘.›

An einem Sonntag Morgen findet Amélie Weber in ihrem Gartenpavillon eine Frau:

«Sie war zu Fuss über die Grenze gekommen. Sie war so erschöpft, dass sie dort Schutz gesucht hatte. Ihre Schuhe und Kleider waren in einem erbärmlichen Zustand. Zufällig hatten wir gleich grosse Füsse; ich konnte ihr andere Schuhe geben. Nach dem Mittagessen habe ich ihr genau erklärt, wie sie von Carouge aus das Tram und dann den Zug nehmen müsse, um zu einem Kloster in Freiburg zu gelangen, dessen Adresse sie hatte. Sie wollte mich mit Schmuckstücken bezahlen, die sie in einem Taschentuch bei sich trug. ‚Was wollen Sie mir bezahlen?‘ habe ich sie gefragt. ‚Sie können denen im Kloster etwas geben, wenn Sie wollen. Ich brauche es nicht. Was ich tue, tue ich aus Menschlichkeit‘.›²

Tatsächlich gab es auf der Schweizer Seite viele spontane Solidaritätsbeweise zugunsten der Flüchtlinge. So nahmen die aus der Drôme gebürtige Emma Vuilleumier-Magnan, Witwe des Schweizer Pfarrers Henri Vuilleumier, und ihre Kinder Marc und Monique in ihrer Wohnung im Genfer Viertel Plainpalais mehrmals Menschen auf, die schwarz über die Grenze gekommen waren. Ohne es zu wissen, wurde Emma in ihrer aussergewöhnlichen Grosszügigkeit und Gastfreundschaft zur zeitweiligen Gehilfin der Widerstandsgruppe Gilbert, die der französische Oberst Groussard Ende 1942 zusammen mit den Engländern und mit Hauptmann Clément, einem Agenten des Schweizerischen Nachrichtendienstes, gegründet hatte: Emma Vuilleumiers Untermieter, der Student Paul Eberhard, gehörte der Gruppe Gilbert an, die von der Rue de Lausanne 131 in Genf aus operierte. Oberst Groussard hat ihn in seinen Memoiren gewürdigt.

Saint-Julien-en-Genevois, 12. August 1942

Léo ist neunzehn Jahre jung. Er ist Holländer und Jude. Seine Familie hat ihm vierzig Goldstücke mit auf den Weg gegeben, mit denen er sich durchschlagen soll. Er kommt über den Zoll von Saint-Julien in die Schweiz. Die Polizisten und Soldaten nehmen ihm sofort alles ab, was er besitzt, und schicken ihn zurück. Er geht ohne einen Pfennig. Er hat noch Glück gehabt: Die Polizei liefert ihn nicht den Deutschen aus, wie das in anderen Fällen gang und gäbe ist. Die Nazis halten das Pays de Gex nördlich von Genf (die Gegend von Ferney-Voltaire am Jurafuss) besetzt. Im ganzen südlichen Teil des Kantons schliesst Genf an die sogenannte freie Zone an. Obwohl diese Zone nur teilweise frei ist, ist es zweifellos ein grosses Glück für einen jüdischen Flüchtling, wenn man ihn zurück in den Süden schickt. Die Gefahr, in den Tod zu laufen, ist um einiges geringer.

Léo H. wird im südlichen Teil ausgewiesen. In der Hoffnung, sein Eigentum wiederzuerlangen und vielleicht sogar einen Zufluchtsort

zu finden, unternimmt er einen zweiten Versuch. Er geht davon aus, dass er Pech gehabt hat und es mit unredlichen Zöllnern und Soldaten zu tun hatte.

Streng legal

Doch der junge Léo ist vorsichtig. Er hält sich streng an die Vorschriften. Bei seiner Ankunft in der Schweiz meldet er sich offiziell bei den Behörden. Er geht nach Genf, um sein Eigentum zurückzufordern. Man verspricht ihm, er werde nicht belästigt werden, man werde ihm sein Geld und seine Sachen zurückerstatten. Der von der Gestapo verfolgte junge Mann glaubt das nur allzu gerne. Dass man ihn beraubt hat, war gewiss ein unglücklicher Zwischenfall. Es ist der 15. September 1942. Léo hat in Frankreich einen Monat lang ums Überleben gekämpft. Jetzt fasst er wieder Mut. Dank seines wiedererlangten Geldes wird er endlich die Sicherheit geniessen und sich satt essen können. Er begibt sich zur Heerespolizei in Genf. Der Polizeioffizier Daniel Odier lässt ihn auf der Stelle verhaften, beschimpft ihn und versucht ihn einzuschüchtern. Er droht ihm, ihn über die Grenze im Norden zurückzuschicken, ins Pays de Gex – auf die Seite, wo die Deportationen stattfinden. Odier weiss ganz genau, dass man die an die Deutschen ausgelieferten Juden nie wiedersieht. Léo weiss es auch.

Obwohl Léo schon fast erwachsen ist, hat er Angst wie ein Kind. Er möchte fliehen, sogar ohne seine vierzig Goldstücke. Er deutet eine entsprechende Bewegung an. Fernand Demierre, ein Gefreiter der Schweizer Armee, stürzt sich auf ihn, schlägt mit Fäusten auf ihn ein und wirft ihn zu Boden.

Die Schweizer Polizisten treten ihn in den Bauch. Der Gefreite Demierre ist nicht der letzte, der ihn so behandelt. Die Männer zücken ihre Revolver und richten sie auf Léo. Sie legen ihm Handschellen an und schleifen ihn zu einem Dienstauto. Vom Bahnhof Cornavin, wo sie ihn misshandelt haben, fahren sie in Richtung Moëllensullaz an die französische Grenze.³

Doch hören wir den Bericht des jungen Mannes selbst: «In Anemasse [tatsächlich in Moëllésullaz] bekam ich noch einen Tritt und wurde an der Grenze ausgeliefert. Sie behielten alles, was ich in meinen Taschen hatte: Portemonnaie, Portefeuille, Füllfederhalter, Uhr, Messer, Seife, Rasiermesser, Kamm, ausserdem meinen Koffer mit Inhalt, Hut, Mantel, Krawatte, Hosenträger, sogar meine Brille und natürlich wieder all mein Geld [...], so dass ich keinerlei Möglichkeit hatte, etwas zu kaufen, und der Winter stand vor der Tür.»⁴

Nachdem ihm die Militärbehörden und die Polizei in Genf sein ganzes Hab und Gut abgenommen haben, wird er in die «freie Zone» abgeschoben, wo er – ohne finanzielle Mittel, mit denen er sich in Sicherheit hätte bringen können – sein Leben riskiert.

Was ist aus Léo geworden? Er wurde zunächst verhaftet, denn er lebte inzwischen wie ein Landstreicher. In Frankreich wurde er im Lager von Châteauneuf-les-Bains interniert, von wo aus er an die niederländische Gesandtschaft schrieb. Dank dieses Briefes ist seine Geschichte überliefert, die Geschichte eines jungen Mannes, der Zuflucht suchte, die ihm nicht gewährt wurde. Danach verliert sich seine Spur. Léo war keine zwanzig Jahre alt. Die beteiligten Soldaten und Polizisten hatten nichts mit den einfachen Bürgern gemein, die damals mehrheitlich den Sieg der Alliierten wünschten und bereit waren, anderen beizustehen. Diese hätten nicht zugelassen, dass man einen an Leib und Leben bedrohten Flüchtling beraubte!

Rühmlicher Ungehorsam

Man wünscht sich, Léos Fall wäre eine Ausnahme gewesen. Doch leider ist dem nicht so. In gewissem Sinne hatte Léo sogar Glück. Man lieferte ihn nicht den Deutschen aus, wie es die Grenzpolizei in Genf und anderswo regelmässig tat.

Man muss jedoch betonen, dass die Mehrheit der Schweizer nichts davon wusste. Die wenigen, die auf dem Laufenden waren, missbil-

ligten und bekämpften diese Praxis. Die Aktion Nationaler Widerstand formulierte in ihrem geheimen Nachrichtenorgan *Informations der Woche* deutlich, dass sich jeder, der Juden misshandelte, unweigerlich auf die Seite der Nazis schlug.

Dennoch ist den meisten Flüchtlingen, die in die Schweiz zu gelangen versuchten, der Grenzübertritt gelungen. Dies ist besonders Fluchthelferorganisationen wie Cimade (französisch-protestantische Hilfsorganisation, Anm. d. Übers.) zu verdanken. All die Frauen und Männer, die den Obrigkeiten entschlossen den Gehorsam verweigerten, wenn diese ihre Macht missbrauchten, haben ihrem Land grosse Dienste erwiesen.

Am Fuss des Mont Risoux

Das Foto ist reizend. Das junge Mädchen ebenfalls. Es hat ein kleines, rundes Gesicht, dunkle, wohlgeformte, energische Augenbrauen, eine zierliche, etwas vorwitzige Nase. Ihr Mund ist klein und klar gezeichnet. Das volle braune Haar, das ihr in einer Welle über die Schläfen fällt, lässt sie grösser erscheinen als sie tatsächlich ist. Bestimmt kam sie gerade vom Friseur, als sie sich fotografieren liess.

Direkt unter diesem Passfoto klebt eine Steuermarke von 15 Francs mit dem Stempel «République française». Die Identitätskarte enthält folgende Angaben: Name: Cordier; Vorname: Victoria, Marie-Louise; Nationalität: französisch; Beruf: Buchhalterin; Geboren am: 27. April.

Der Deutsche mustert das Mädchen. Er ist ganz und gar unempfänglich für den Reiz ihrer vierundzwanzig Jahre. Der Mann ist nervös, er und seine Kameraden haben keine Zeit zu verlieren. Der Maquis ist überall. Sie fühlen sich umzingelt. Die Deutschen sind gekommen, um den Bauernhof zu durchsuchen. Er heisst Sous-le-Risoux: am Fuss des Risoux. Hinter dem Haus ragt die Felswand des Mont Risoux empor. Das Anwesen ist den Deutschen suspekt. Mit-

ten in dieser doppelt verbotenen Grenzzone bewegen sich Madame Cordiers Töchter Victoria, Madeleine und Marie-Aimée frei zu jeder Tages- und Nachtzeit. Victoria Cordier besitzt einen Ausweis, der sie berechtigt, zum Bauernhof ihrer Familie zu kommen. Sie ist Buchhalterin unten in der Ebene, in Champagnole. Doch die Deutschen haben sie im Verdacht, Widerstandskämpfer und Juden in die Schweiz zu schleusen. Man braucht lediglich auf dem Weg oberhalb des Hofes der Cordiers den Wald zu durchqueren und über die Felsen zu steigen, und schon ist man in der Schweiz. Auf Grund dieses Verdachts durchsuchen der Deutsche und seine Kollegen systematisch das ganze Haus.

Im Bett von Victorias Schwester Madeleine finden sie ein Beweisstück, das für sich spricht: Eine Ausgabe des *Illustré Suisse*. Im August 1944 eine solche Zeitschrift zu besitzen, kann für die Grenzbewohner Deportation und Tod bedeuten, denn es ist strengstens verboten, in die Schweiz zu gehen. Die deutschen Soldaten schiessen ohne Vorwarnung auf jeden, der sich der Grenze nähert. Die Zeitschrift ist vom 23. Juli 1944. Auf dem Titelbild prangt der Kopf des britischen Generals Montgomery, der in der Normandie die Wehrmacht jeden Tag weiter zurückdrängt. Schliesslich finden die Soldaten den Pelzmantel. Er gehört einer Jüdin, die ihn den Cordiers anvertraut hat. Er liegt in einem Koffer. Als Madame Cordier die Deutschen kommen sah, warf sie den Koffer durchs Fenster in die Brennesseln. Doch einer der Soldaten hat ihn herausgeholt und dem Anführer gebracht. Der öffnet den Koffer und nimmt den Mantel heraus.

«Warum wirft Ihre Mutter den aus dem Fenster?» fragt er Victoria.

Schlagfertig antwortet sie ihm:

«Sie hatte Angst, dass Sie ihn mitnehmen.»

«Wir sind keine Diebe», sagt der Deutsche empört.

Beim Durchsuchen eines Schrankes finden die Deutschen zwischen zwei Wäschestapeln den Brief eines Widerstandskämpfers, Roger. Er ist an Victoria gerichtet und enthält Anweisungen sowie einen Plan. Zum Glück verstehen die Deutschen nicht genau, was in

Rogers Botschaft auf Französisch steht. Madame Cordier fühlt sich schuldig. Sie hat Koffer und Brief schlecht versteckt. Sie bricht zusammen, weint.

«Warum weint sie?» fragt der Deutsche.

«Sie hat Angst vor Ihnen!» antwortet Victoria.

«Und Sie, haben Sie auch Angst vor mir?»

«Nein, kein bisschen!»

«Français, gros filous! – Grosse Gauner, die Franzosen!»

Die Deutschen ziehen mit Rogers Brief ab. Sie werden ihn übersetzen lassen. Kaum sind sie aus dem Haus, beschliesst Victoria, auf dem Mont Risoux Schutz zu suchen. Sie will nicht untätig abwarten, bis die Deutschen den Brief übersetzt haben und sie abholen kommen. Sie spürt, dass die Schlinge sich zusammenzieht. Bernard Bouveret, ihr Widerstandsgefährte aus dem Dorf, wurde im April verhaftet und zusammen mit seinem Vater nach Buchenwald deportiert.

Seit mehr als einem Jahr ist Victoria Cordier Mitglied des Fluchthilfenetzes Corvette, das von Lyon aus operiert. Sie dient als Kontaktperson zu Paris und der Schweiz. Sie ist freiwillige Mitarbeiterin des Schweizerischen Nachrichtendienstes. Einmal hat sie sogar Oberst Masson, den Chef des Nachrichtendienstes, in Lausanne getroffen. Die Schaufenster der französischen Konditoreien waren damals gähnend leer. Roger Masson hat die junge Victoria Cordier in eine grosse Konditorei geführt:

«Essen Sie Kuchen, soviel Sie wollen!»

Neben ihrer Tätigkeit für das Netz und die Schweizer arbeitet Victoria als Buchhalterin bei einem Weingrosshändler in Champagnole. Ihr Chef kennt ihre Aktivitäten und befürwortet sie.

Sie ist Anne-Marie Piguet zum ersten Mal in Champagnole begegnet. Die beiden jungen Frauen haben sich sofort gut verstanden. Noch heute, ein halbes Jahrhundert später, gerät Victoria Cordier ins Schwärmen, wenn sie von ihr erzählt:

«Jeder, der Anne-Marie traf, war sofort von ihr eingenommen. Sie war so phantasievoll und freundlich. Mit ihr gab es keine Gefahr,

die unüberwindlich war. Man war sofort gefesselt von ihren Plänen. Noch ehe sie etwas sagte, hatte sie mich schon gewonnen.»⁵

Wie Anne-Marie Piguet Victoria Cordier sieht

Die Verbindung zwischen Victoria Cordier und Anne-Marie Piguet wird für viele Menschen, viele Juden – Kinder und Erwachsene – die Rettung bedeuten. Denn die beiden jungen Frauen üben sich in Ungehorsam gegenüber der menschenfeindlichen Gesetzlichkeit, die auf französischer wie auf Schweizer Seite herrscht. Anne-Marie beschreibt das erste Treffen mit Victoria folgendermassen:

«Ich lerne sie kennen und bin sogleich von ihr beeindruckt. Sie flösst mir Vertrauen ein. Zweiundzwanzig Jahre alt und alle Anmut der Jugend. Gross, schlank aber kräftig, trägt sie ihren Kopf mit Entschiedenheit auf einem biegsamen Hals. Ihr ovales, fein geschnittenes Gesicht mit den dunkelblauen Augen ist von braunem Haar umrahmt, das sie ringsum hochgesteckt hat. Lebhafter, heiterer Ausdruck. Auffallend vor allem ihr intelligenter Blick und ihre Wortgewandtheit; sie drückt sich rasch, präzise aus. Ein tiefer Patriotismus ist in ihr zu spüren, von einem sehr lebendigen, katholischen Glauben getragen. Ein Hauch von , vieille Frances altväterischem Frankreich, umgibt sie: Es sind Welten von hier bis zum zurückhaltenden Protestantismus unseres Tals, der jeder übermässigen Äusserung und allem glühenden Mystizismus feindlich gegenübersteht.»⁶

Anne-Marie Piguet ist auf Grund ihres Milieus in gewisser Weise privilegiert. Sie ähnelt ihrem Vater sehr, einem Forstingenieur, einem Bildungsbürger im Geiste der *Gazette de Lausanne*. Von dem, was ihr Vater und das Milieu der *Gazette* zu bieten hatten, hat sie das Beste übernommen.

Doch sie hat sich nie mit dieser aufgeklärten, grosszügigen und trotz allem ein wenig konventionellen Welt begnügen wollen. Ihr Vater war eine Art progressiver Aristokrat, ein Feminist, ehe es die-

sen Begriff überhaupt gab. Er wäre über diese Charakterisierung wohl erstaunt gewesen. Dank ihres Vaters und seiner avantgardistischen Ansichten über die gleichberechtigte Erziehung von Jungen und Mädchen ist Anne-Marie erst zu Anne-Marie geworden. Auch ihrer Tante Zélie aus dem Vallée de Joux hat sie viel zu verdanken. Tante Zélie gehörte der freien Kirche an, deren Mitglieder eine besonders unabhängige Gesinnung hatten. Die bereits erwähnte Lydia von Auw wurde mit Unterstützung der freien Kirche die erste französischsprachige Pfarrerin.

Tante Zélie war ab 1940 mindestens so «churchillhaft» wie Winston Churchill selbst. Anne-Marie Piguet erinnert sich sogar daran, dass man bei einer Hochzeit im Tal sang: «Glücklich, wer wie Tante Zélie auf Churchill sich verlässt!»

Am Anfang war Fred

Die zentrale Gestalt dieser ganzen Schar von französischschweizerischen Widerstandskämpfern aus Chappelle-des-Bois (Doubs, Frankreich), dem Vallée de Joux (Waadt, Schweiz) und vom Mont Risoux ist Frédéric Reymond – genannt Alfred, Fred oder Fredos – aus Le Sentier in der Gemeinde Le Chenit. Er ist um die Dreissig und Chef des Nachrichtendienstes des Vallée du Joux. Seine Aufgabe besteht darin, die besetzten Departements Jura, Doubs, Haute-Saône und das ebenfalls besetzte Territorium von Belfort zu beobachten.

Nach dem Krieg hörte man ihn oft sagen: «Ich hatte gerade das richtige Alter. Weder zu jung noch zu alt. Ich besass die geistige Reife und die körperliche Kraft.» Was die Kraft anbelangt, davon strotzt er nur so. Ein wahrer Athlet: schlank, einen Meter achtzig gross, muskulös, ein ehemaliger Gewichtheber und ausgezeichneter Skifahrer. Er schläft wenig, ist unermüdlich und stets zur Stelle, um Menschen über den Mont Risoux zu führen.

Sein Haus befindet sich oberhalb des Spitals von Le Sentier – eine schöne grosse Villa, deren Tür immer offensteht. Sie hat kein

Schloss. In den Jahren 1942 bis 1944 kommen die Flüchtlinge durch den Wald. Bernard, der ehemalige Bäckergehilfe aus Chapelle-des-Bois, von dem schon die Rede war, kam Ende Juni 1940 über den Risoux. Nachdem die Deutschen das Dorf besetzt hatten, gab es nichts mehr zu essen in Chapelle. Da stieg er über das Grenzmäuerchen. Im Unterholz empfangen ihn Waldarbeiter. Man bat ihn in Bauernhöfe, päppelte ihn auf. Schwer beladen mit Schinken und Broten stieg er wieder nach Chapelle-des-Bois hinunter. Heute, 60 Jahre später, duldet Bernard nicht, dass man schlecht über die Schweizer spricht. Jedenfalls nicht über die «guten Schweizer», wie er sie nennt. Bernard ist später vielleicht mehr als tausendmal über die Wege des Mont Risoux in die Schweiz gegangen, denn hier gibt es keine Grenze. Die Schweizer Armee und die Wehrmacht sind ausserstande, den Risoux zu überwachen. Dazu müssten sie schon hinter jeder Tanne einen Soldaten aufstellen. Und auch dann noch würden Frédéric Reymond, Anne-Marie Piguet, Victoria Cordier und all die anderen durch die Kontrollen schlüpfen, all diese ausgezeichneten Berggänger und Skifahrer, die seit jeher Fluchthelfer waren.

1942 ist Bernard achtzehn Jahre alt. Von Chapelle aus klettert er den Mont Risoux hinunter. Er erreicht Freds Haus und geht hinein. Dort ist eine ganze Gruppe versammelt, die aus Frankreich über die Grenze gekommen ist. Lilette, Reymonds Frau, tischt ihnen eine Mahlzeit auf. Danach werden sie sich alle auf dem Teppich schlafen legen. Doch zuvor fährt die drei- oder vierjährige Françoise diesem grossen Jungen noch mit dem Kamm durchs Haar und zerdrückt die Läuse – Seife ist in Frankreich Mangelware.

Die jungen Leute sind Agenten des Schweizerischen Nachrichtendienstes, Flüchtlinge, Juden, Widerstandskämpfer. Man nimmt sie auf, besorgt ihnen das Bahnbillett in die Ebene hinunter. Fred bezahlt es aus der eigenen Tasche.

Fred Reymond hört jedem zu, er unterbricht die Leute nie. Die Leute haben das Bedürfnis, sich ihm anzuvertrauen. Er verleiht seinem Gegenüber ein Gefühl von Sicherheit und Frieden.

Er ist sanft, nachsichtig, wohlwollend. Fred besitzt die Kraft und Schwäche eines Menschen mit grossem Herz. Man kann ihn manipulieren. Von manchen wird er bisweilen auch übers Ohr gehauen.

Eigentlich arbeitet Reymond als leitender Angestellter in der Uhrenfabrik. Er hat das Gymnasium besucht, doch nie kehrt er einem Arbeiter gegenüber den Überlegenen heraus. Er ist ein Mitglied dieser Uhrmacherbevölkerung aus Arbeitern und Handwerkern, deren Arbeit grösste Präzision verlangt, und die immer offen sind für neues Wissen. In einer Welt, die fortschrittlich ist und zugleich im Zwang zur Präzision, in der Angst vor der Phantasie steckenbleibt. Doch Fred Reymond liebt beides, Präzision und Phantasie. Er ist ein ungewöhnlicher «Combier», ein Einwohner des Vallée de Joux. Dafür wird er büssen.

Die Anordnungen des Schweizerischen Roten Kreuzes

Mindestens zwei Jahre lang, von 1942 bis 1944, herrschte auf dem Mont Risoux ein ständiges Kommen und Gehen. Für Anne-Marie Piguet, die sich im Schloss von La Hille (Ariège, in der Nähe von Toulouse) im Rahmen der Kinderhilfe des Schweizerischen Roten Kreuzes um jüdische Kinder und Jugendliche kümmerte, war nach der Invasion der «freien Zone» im November 1942 klar, dass das Leben der Kinder und vor allem dieser Jugendlichen bedroht war. Rösli Näf, die Leiterin der Kinderhilfe von La Hille, beantragte beim Zentralbüro in Bern, das dem Politischen Departement unterstand, dass die jüdischen Kinder der verschiedenen Heime der Organisation in der Schweiz aufgenommen würden. Es handelte sich um ein paar Dutzend Kinder. Schon im Sommer 1942 war es Rösli Näf gelungen, die Jugendlichen von La Hille den Klauen der französischen Polizei zu entreissen. Sie waren bereits im Lager Le Vernet und sollten der Gestapo und damit dem Tod ausgeliefert werden. Der leitende Direktor des Kinderhilfswerks in Frankreich, Maurice Dubois,

hat sie gerettet. Er drohte den Behörden des Vichy-Regimes, keine französischen Kinder mehr in der Schweiz aufzunehmen, wenn man den jüdischen Jugendlichen auch nur ein Haar krümme. Vichy krebste zurück. Dann wurde die Südzone besetzt. Angesichts der ständigen Deportationsgefahr, und weil Bern immer noch nicht auf ihr Aufnahmegesuch geantwortet hatte, erlaubte Rösli einer Gruppe von fünfzehn jüdischen Jugendlichen, sich heimlich in die Schweiz abzusetzen. Zehn von ihnen passierten Ende 1942 die Grenze in der Nähe von Saint-Cergue (Haute- Savoie). Dort unterhielt die Kinderhilfe des SRK ein Heim, das den Jugendlichen half. Fünf wurden im Januar 1943 festgenommen. Drei wurden deportiert und kamen um.

Beim Kinderhilfswerk war man der Ansicht, dass diese schwarzen Grenzübertritte einen Skandal darstellten und die Deutschen verärgern könnten. Die Leiterinnen von La Hille und von Saint-Cergue wurden der Anstiftung zur Illegalität beschuldigt und entlassen. Eine Grenze passierte man mit einer ordnungsgemässen Bewilligung und unter Wahrung des Respekts vor den Behörden. Kurz, die jüdischen Jugendlichen hätten in Frankreich bleiben oder bei den Nazis ein Einreisevisum für die Schweiz beantragen müssen. Das hat das leitende Zentralkomitee des Schweizerischen Roten Kreuzes in Bern unmissverständlich zum Ausdruck gebracht. Oberst Remund, der der Organisation vorstand, schrieb sogar an die deutsche Zentralstelle des Roten Kreuzes, um sich von seinen Mitarbeitern aus Frankreich zu distanzieren. Er denunzierte sie «à la Rothmund», das heisst so, wie der Polizeichef 1938 den Nazigegner Strasser ausgeliefert hätte, wenn nicht Hans Hausamann eingeschritten wäre.

Es stimmt, die beiden Frauen haben wirklich «schlecht gehandelt». Sie haben versucht, verfolgte Jugendliche zu retten, die innerhalb einer Schweizer Institution in Lebensgefahr schwebten. Weder das Rote Kreuz noch die Schweizer Regierung haben sie unterstützt. Sie wurden streng bestraft. Was sie leisteten, nannte man damals Widerstand.

Rösli Näf's Entlassung ist auf eine Grundhaltung des Politischen Departements zurückzuführen. Edouard de Haller, der als Flüchtlingsdelegierter des Bundesrates für die ständige und offizielle Verbindung zwischen der Kinderhilfe des SRK und dem Politischen Departement zuständig war, erklärte in Bezug auf diesen illegalen Grenzübertritt: «Das Schweizerische Rote Kreuz ist eine halboffizielle Organisation und nicht irgendeine private Instanz. Die Zusammenarbeit mit dem Staat (Bundesrat) und der Armee ist eine Notwendigkeit. Das Schweizerische Rote Kreuz kann nicht seine eigene Politik verfolgen, sondern muss sich an die Politik des Bundesrates halten.»⁷

Nicht einmal nach dem Krieg hat sich eine der Behörden für dieses Verhalten entschuldigt. Schlimmer noch: Ende Februar 1943 schrieb das Exekutivkomitee der Kinderhilfe in Bern, es sei notwendig, sich dem Vichy-Regime zu fügen, wenn man mit Frankreich zusammenarbeite: «Frankreichs Gesetze und Verordnungen müssen genau befolgt werden, und wir dürfen sie nicht nach den Kriterien unserer eigenen Überzeugungen beurteilen.»⁸

«Frankreichs Gesetze und Verordnungen» verfügten 1942, dass die jüdischen Jugendlichen ab sechzehn Jahren der französischen Polizei zu übergeben seien, die sie der Gestapo auslieferte: Sie kamen in die Todeslager. Die sogenannte «Regierung Frankreichs», in Wirklichkeit lediglich Nazi-Handlanger, hatte bei den Deutschen beantragt, dass die jüdischen Kinder ihren Eltern in die Deportation folgen sollten. Die «Regierung Frankreichs» befürwortete den Kindermord. Man musste sich ihr also widersetzen, wenn nötig mit List.

Anne-Marie Piguet denkt wie Hans Hausamann. Angesichts dieser Paragraphenreiterei (denn die Direktion der SRK-Kinderhilfe stand nicht auf der Seite der Nazis, sondern war ganz einfach mit einem lähmenden Legalismus geschlagen) wurde sie zur Dissidentin. Sie beschloss, sich über die «Legalität» des Vichy-Regimes, die Legalität der Schweiz und die Hilfeleistung an die Henker hinweg-

zusetzten. Anne-Marie Piguet und Victoria Cordier verletzen ganz bewusst die Gesetze zweier Staaten. Sie schleusten die Verfolgten über die Grenze. «Wir haben La Hille geleert», erzählt Victoria heute. Sie halfen sehr vielen Juden über den Berg in die Schweiz. Wie vielen, weiss man nicht. Aus La Hille allein waren es ein gutes Dutzend. Das alles ohne die Erlaubnis von Vorgesetzten. Es gibt Momente, da lässt man die Beamten besser in Ruhe und nimmt ihnen administrative Aufgaben ab.

So gründeten Anne-Marie und Victoria eine «Überlebenskette». Die mutige Georgette Meylan, «eine treue, unermüdliche Freundin, war oft dabei. «Sie half uns, die Menschen über die Grenze zu bringen», erzählt Victoria.⁹

Reymond und seine beiden Agenten aus Chapelle-des-Bois, Bernard Bouveret und Achille Griffon, arbeiteten vor allem für den Schweizer Nachrichtendienst und die Widerstandsorganisation Vélites-Thermopyles, der zugleich Belgier, Franzosen, Engländer und Schweizer angehörten. Das Zentrum der Widerstandsgruppe Corvette befand sich in Lyon. Alle Informationen liefen bei Reymond in Le Sentier zusammen, der sie an die Engländer weiterleitete. Fred und die beiden jungen Männer kümmerten sich vor allem um die Beschaffung militärischer Informationen. Doch es kam auch vor, dass sie verfolgte Widerstandskämpfer und Juden über die Grenze brachten.

Achille Griffon hatte sich darauf spezialisiert, Menschen in die Schweiz zu schleusen, die auf der «schwarzen Liste» standen: Widerstandskämpfer, die von der Gestapo und anderen nazistischen Geheimdiensten besonders erbarmungslos verfolgt wurden, und die für eine gewisse Zeit einen sicheren Unterschlupf brauchten. Griffon, und manchmal auch Bouveret, begleiteten diese Flüchtlinge auf ihrem Weg, ohne ihre Namen zu kennen. Auf ein Losungswort hin stellten sich die jungen Männer in den Dienst von Menschen, von denen sie nichts wussten und die genauso gut feindliche Agenten hätten sein können. Einmal war Bernard Bouveret besonders auf der Hut: Er misstraute der Person, die man ihm geschickt

hatte. Tatsächlich handelte es sich um einen französischen Polizeikommissar, der sich in die Schweiz absetzen wollte. Er war Widerstandskämpfer. Doch die strenge Regel hiess ihn schweigen.

Mikrofilme und Pissoirs

Achille Griffon betritt in Charleville-Mézière (Ardennen) ein Pissoir. Er weiss, wen er hier treffen muss. Fred Reymond hat es ihm gesagt: «Dem Mann steckt eine Zeitung in der Hosentasche.» Es gab auch ein Losungswort, an das er sich heute nicht mehr erinnert. Gut erinnert er sich hingegen daran, denn er hat es später erfahren, dass der Mann, den er im Pissoir kontaktieren sollte, ein Vertreter des Tiefbauamts aus einem Dorf bei Nouzonville in den Ardennen war. Er hatte den Beinamen «Roue libre» und versorgte Griffon und Bouveret mit erstrangigen Informationen. Jede Woche fährt Griffon nach Charleville, in die Nähe der belgischen Grenze, und bringt eine kleine Dose mit Mikrofilmen zurück, die wie ein Röhrchen Aspirin aussieht. (Mit Hilfe der fotografischen Verkleinerungstechnik konnte man damals den Inhalt einer Zeitungsseite auf einem kleinen Film von 4x4 cm festhalten.)

Der Weg ist immer der gleiche: Griffon kommt mit seinem «Aspirinröhrchen» nach Chapelle, Bouveret bringt die Filme mit dem geübten Schritt des Berggängers über den Risoux zu Reymond nach Le Sentier. Eines Tages trägt die von Roue libre, Achille, Bernard und Fred gebildete Kette eine stattliche Beute heim. Die Belgier haben den Franzosen ein neues Granatenmodell und eine neue Pulversorte übergeben, die die Deutschen entwickelt haben.

Griffon bringt die Granate nach Chapelle, Bouveret nimmt sie entgegen, steckt sie in einen Gasmaskenbeutel und macht sich über den Chemin de la Fessette auf zu Reymonds Haus am Waldrand. Das ist die erste Etappe auf dem Weg nach London. Die Geschichte ähnelt in gewissem Sinne jener von Michel Hollard. Bernard Bou-

veret und Victoria Cordier werden übrigens den Mann, der London rettete, noch kennenlernen.

Am 20. Dezember 1943 wird Griffon, der Agent des Schweizer Geheimdienstes und Reymonds Untergebener, am Bahnhof von Andelot von den französischen Gendarmen verhaftet. Man legt ihm Handschellen an und liefert ihn den Deutschen aus, die ihn zum Kandidaten für die Vernichtung bestimmen. Griffon lebt heute noch, er wohnt in Chapelle-des-Bois. Er arbeitete als Sträfling in einem Tunnel in Dora, wo die VI- und V2-Raketen hergestellt wurden. Als im Frühling 1945 mitten in Deutschland die Russen und Amerikaner auftauchten, war er nicht unglücklich, und als im Hotel Lutetia in Paris, wo offiziell die Deportierten aufgenommen wurden, die Soldaten der Ehrengarde ihm und seinen Kameraden das Gewehr präsentierten, sagte er sich bewegt, dass jetzt eine neue Zeit anbreche.

Achtung, das Brot ist feucht

Die Weisungen des Oberleutnants Cordey vom Schweizerischen Nachrichtendienst waren präzise. Am 30. September 1943 schrieb er an Reymond:

«Beiliegend eine Botschaft mit einer Anweisung, die nach Belgien gebracht werden soll. Man muss Albert [vermutlich Achille Griffon¹⁰] sagen, dass die meisten Botschaften fast unleserlich waren, als sie dort ankamen. Das kommt natürlich von der Feuchtigkeit des Brots, in dem sie stecken. Darum habe ich diese Botschaft eingewickelt. Man muss Albert auch sagen, er solle sich vom Boten in Belgien für alles, was er ihm gibt, eine Quittung ausstellen lassen. Für letztes Mal zum Beispiel: Am ... 1'500 kg Kartoffeln plus zwei Rechnungen zum Verschicken erhalten. Was bedeutet: Erhalten 150'000 Francs¹¹ und zwei Botschaften. Man muss ihm ausserdem sagen, dass bei der letzten Geldsendung [...] nur 115'000 statt 120'000 in Belgien angekommen sind, und dass der Federhalter nicht zum Empfänger gelangte. Wenn Albert also nichts verloren

hat, muss er dem besagten Boten ernsthaft auf die Finger klopfen.

Ich lege der gleichen Sendung einen Rohrpostbrief für Albert bei.
Gezeichnet: C [Oberleutnant Cordey].»

Dieser Brief von Oberleutnant Cordey – der sich heute in Frédéric Reymonds Unterlagen befindet – zeigt klar, wie wichtig die Missionen waren, die der schweizerische Nachrichtendienst den jungen französischen Widerstandskämpfern aus der Franche-Comté anvertraute. Bernard Bouveret erzählt: «Wir übermittelten bedeutende Beträge, oft in Dollars oder Pfund Sterling.»

Am 30. Juli 1943 wurden Bouveret und Griffon im Wald von zwei Schweizer Zöllnern festgenommen. Es war ein Freitag Abend. Am folgenden Samstag Morgen verhörte sie ein «Untersuchungsbeamter der Fahndungsabteilung», der Grenzwächter Froidevaux, dem Fred Reymond ein Dorn im Auge war. Die Zollstelle weigerte sich, Reymond oder Cordey anzurufen. Die beiden jungen Männer hatten vom Schweizer Nachrichtendienst genaue Anweisungen: Den Zöllnern nichts sagen, nicht auf ihre Fragen antworten, oder die Telefonnummern der Verantwortlichen des Nachrichtendienstes angeben.

Die zwei Zöllner führten die beiden französischen Agenten und den Belgier ab, den diese mit über die Grenze gebracht hatten, vielleicht einen enttarnten Widerstandskämpfer oder einen Juden, Bernard Bouveret hat es nie erfahren. Oberleutnant Cordey, alarmiert von einem Kind aus Le Sentier und dessen erwachsener Schwester, Misette Meylan, begab sich am Montag, dem 2. August 1943, nach Lausanne ins Gefängnis, um sich hinter seine zwei Agenten zu stellen und ihre Befreiung zu erwirken.

«Die Zöllner hatten eine Art Gericht gebildet», erzählt Bernard Bouveret. «Es waren zahlreiche Kader anwesend. Die Zöllner hielten uns für Schmuggler, nicht im Geringsten für Agenten des Nachrichtendienstes. Sie hatten uns ein trockenes Sandwich gelassen, weil Achille zu ihnen gesagt hatte: ‚Lasst mir dieses Stück Brot, ich habe Hunger.‘ Da haben sie uns das Brot verächtlich hingeworfen,

etwa so, wie man einem Hund einen Knochen hinwirft. Der dank Misette anwesende Cordey wandte sich an uns und sagte: „Sagt ihnen, dass ihr für den Nachrichtendienst arbeitet. Da öffnete Achille das trockene Sandwich, nahm den Käse heraus und beförderte einen Mikrofilm zutage. Die betressten Zöllner waren wie versteinert. Cordey nahm uns sogleich mit. Wir verliessen das Gefängnis. Die Zöllner erhielten von ihren Vorgesetzten einen Verweis. Wir waren frei. Doch die Zöllner waren immer noch hinter Fred und uns her. Das war schon seit Kriegsbeginn so.“»

Der Schweizer Zoll hasste den Nachrichtendienst. Das galt nicht nur im Vallée de Joux. Keine der Zollstellen entlang der Juragrenze konnte zulassen, dass Bürger aus Frankreich oder aus anderen europäischen Ländern über die Schweizer Grenze ins Landesinnere gelangten, ohne den Zoll zu passieren. Die für den Schweizerischen Nachrichtendienst arbeitenden französischen Widerstandskämpfer wollten den Zoll jedoch nur passieren, wenn man ihnen erlaubte, Schokolade und Tabak aus der Schweiz nach Frankreich zu bringen. Davon hing ihr Leben ab. Wenn die Deutschen sie bei der Rückkehr durchsuchten, gab ihnen diese Ware den Anschein, Schmuggler zu sein. Führten sie keine solchen Artikel mit sich, galten sie bei den Deutschen als Terroristen. Die französischen Widerstandskämpfer und der Schweizer Nachrichtendienst versuchten das den Zöllnern auf allen Dienstebenen mehrmals klarzumachen. Doch Bern stellte sich stur. Man war der Ansicht, das Zollreglement habe in jeder Lage und unabhängig vom Kontext Vorrang.

Für die Schweizer Zolldirektion herrschte in Europa kein Krieg. Wichtig war, dass die Gebühren bezahlt wurden. Die tatsächliche Lage vor Ort oder die militärische Verteidigung der Schweiz zählte nicht. In diesem Land, das auf politischer und Verwaltungsebene eine Art ordentliches, kohärentes und präzises Uhrwerk sein wollte, war die Staatsuhr defekt. An der Spitze herrschte eine unglaubliche Konfusion: Die Zollbehörde wollte partout nicht anerkennen, dass in Kriegszeiten der Armee eine Vorrangstellung zukommt. Mochte

die Schweiz auch untergehen, wenn an den Grenzen nur das Schokoladenreglement eingehalten wurde! Es war dieses kafkaeske, absurde, jedoch ganz und gar schweizerische System, mit dem Fred Reymond und seine europäische Widerstandsorganisation in Konflikt gerieten.

Die Neutralität der Schweiz

Für Reymond und seine Organisation Velites-Thermopyles ging es darum, in Zusammenarbeit mit den Alliierten etwas zum Kampf gegen Hitler beizutragen, vor allem zugunsten der Schweiz. Für Froidevaux und die Seinen ging es, ohne dass sie sich dessen bewusst gewesen wären, darum, im Namen der Neutralität die Realität und sogar den Kampf gegen den Nationalsozialismus in Europa zu leugnen. Die Schweizer Zöllner verhielten sich wie Oberst Remund von der Kinderhilfe des Schweizerischen Roten Kreuzes und wie das Eidgenössische Politische Departement. Die Neutralität war für sie eine Art heilige Kuh, und sie glaubten, die Schweiz bilde einen geschützten Staat, der von Sieg oder Niederlage der Alliierten nicht betroffen wäre. In Wirklichkeit wäre die Schweiz ohne den Sieg der Alliierten augenblicklich auseinandergebrochen. Auf Grund dieser Einstellung wurde Fred Reymond von den Schweizer Zollbehörden verhaftet, verhört, bestraft und gedemütigt.

Reymond hatte seine Organisation so finanziert, wie es ihm seine Vorgesetzten, Oberleutnant Cordey und Oberst Cuenoud (Abteilung «Frankreich» der Aussenstelle Interlaken des Nachrichtendienstes) nahegelegt hatten: Indem er seinen Agenten erlaubte, in massvollen Mengen Waren über die Grenze zu schmuggeln. Als die Zollbehörde, verärgert über das ewige unkontrollierbare Hin und Her von Widerstandskämpfern und Fluchthelfern, den im Auftrag der Schweizer Armee handelnden Fred Reymond in die Zange nahm, verteidigte ihn die Leitung der Aussenstelle Interlaken von Massons Nachrichtendienst nur sehr schwach. Sie liess zu, dass Fred Rey-

mond zu einer hohen Busse für Schmuggelei verurteilt wurde, obwohl er keineswegs ein Schmuggler war, sondern ein Unteroffizier, der im Dienste seines Landes stand. Oberst Masson hätte bei Reymond sofort handeln müssen wie damals bei Hausamann, als er der Militärjustiz nahegelegt hatte: «Rührt meinen Agenten nicht an.» Doch Hausamann stand an der Spitze, Reymond war an der Basis. Wenn Israel nicht am Ende seines Lebens auf Fred Reymond aufmerksam geworden wäre und ihm nicht den Titel eines «Gerechten» und die Medaille von Yad Vashem verliehen hätte, hätte er in der Schweiz nie Anerkennung gefunden.

Ein letztes Mal auf den Mont Risoux

Die Namen von Victoria Cordier, Anne-Marie Piguet, Arthur und Jeanne Lavergnat, August Bohni, Friedel Bohny-Reiter, Rösli Näf (letztere drei vom Roten Kreuz), Paul Grüniger und anderen Schweizern sind in schwarzen Grossbuchstaben in die Memorial-Wall gemeisselt, die auf dem Berg Yad Vashem in Jerusalem den «Gerechten» gewidmet ist. Die Schweiz hingegen hat ihnen nie ihren Dank ausgesprochen. Wird es sie im Jahr 2050 oder 2100 noch geben? Denn ohne Solidarität, Gedächtnis und bewusste, öffentlich bekannte Geschichte kann es keine dauerhafte Gemeinschaft geben.

Ohne Daniel Capt, den Uhrmacher und späteren Journalisten aus dem Vallée de Joux, der an einem Buch über Fred Reymond schreibt, wäre der Anführer des Widerstands am Mont Risoux vergessen worden. Seine Heimatgemeinde Le Chenit hat ihn erst entdeckt, nachdem ihn Jerusalem schon lange zu einem «Gerechten» gemacht hatte. Sie ist nicht etwa selbst darauf gekommen, sondern hat es aus ausländischen Zeitungen erfahren.

Vor seinem Tod 1998 wäre Frédéric Reymond gerne ein letztes Mal auf den Mont Risoux hinaufgestiegen, um sich daran zu erinnern, wie er einst seinen Agenten entgegenging, die verfolgten Flüchtlinge unter seinen Schutz nahm und die Freiheit verteidigte.¹²

Schlusswort

Eine Politik der Listen und der Überlebensstrategien

Nach dem Krieg hat Frankreich einen seiner bedeutendsten Staatsmänner, Robert Schumann, nach Bern entsandt. Er war von der Regierung der französischen Republik beauftragt, der Schweizerischen Eidgenossenschaft offiziell ihren Dank für die Hilfe auszusprechen, die sie im Krieg den internierten französischen Soldaten, den Flüchtlingen und Kindern hatte zukommen lassen.

In jener Zeit war Frankreich dankbar und sehr schweizfreundlich. Heute wird die Schweiz praktisch von allen zur Rechenschaft gezogen. Sobald man in Paris oder New York das Wort «Schweiz» in den Mund nimmt, werden die Leute aggressiv oder ironisch, vor allen Dingen, wenn man erklärt, die Schweizer hätten insgesamt Haltung bewiesen und die Widerstandsbewegung und die Alliierten tatkräftig unterstützt.

Man muss wissen, dass, auch wenn gewisse Schweizer sich während des Kriegs bereicherten,¹ die Schweizer gesamthaft gesehen ärmer wurden; ihr Durchschnittseinkommen sank in dieser Zeit um etwa zehn Prozent.² Natürlich ist dieser Verlust verschwindend gering, gemessen an der Verelendung, unter der Frankreich, Deutschland und Italien zwischen 1940 und 1945 zu leiden hatten.

Im Grunde wird der Schweiz oft zum Vorwurf gemacht, dass sie nicht überfallen, besetzt und bombardiert worden ist. Dieser Vorwurf ist absurd, wenn auch menschlich.

Die Schweiz blieb auf Grund einer ganzen Reihe komplexer und teilweise unbekannter Sachverhalte verschont, denn alles hing vom

Nervenzustand Hitlers ab – und der war unvorhersehbar. Es wäre falsch zu behaupten, der Grund für die Nicht-Invasion sei ein geheimes Abkommen zwischen Hitler und den Schweizer Banken gewesen.

Einer der Hauptgründe war mit Sicherheit der, dass die Deutschen die Schweiz als ein kleines Land betrachteten, das ihnen nach dem Sieg Deutschlands über die Alliierten und die Russen einfach zufallen würde. «Die Schweiz kommt zum Nachtisch, Madame», antwortete ein deutscher Offizier in Le Fourgs (Doubs) bei Auber-son (Waadt) einer Wirtin auf ihre Frage: «Wann marschieren Sie denn nun in die Schweiz ein?»

Der zweite Grund für die Nicht-Invasion war die Entschlossenheit der Armee – und hinter ihr stand mit grosser Mehrheit das Volk –, im Kriegsfall die Eisenbahnlinien nach Italien (Gotthard und Simplon) zu zerstören. Solange die Deutschen mit der Schweiz im Frieden blieben, konnten sie, geschützt vor den englischen Bombenangriffen, die grossen internationalen Verkehrsachsen benutzen. Tatsächlich hat England die Neutralität der Schweiz respektiert und das Land nie bombardiert, ausser irrtümlicherweise Genf-Carouge und Renens im Juni 1940.

Der dritte Grund lag darin, dass die deutschen Staatsangehörigen und ihr Besitz dank der schweizerischen Neutralität und dem Internationalen Roten Kreuz, dessen Führung von der Schweizer Regierung ernannt wurde, in der ganzen Welt Schutz genossen. In Deutschland und den von ihm abhängigen Territorien waren Grossbritannien, die Vereinigten Staaten und andere Alliierte juristisch durch die Schweiz vertreten. Um 1943, also mitten im Krieg, nahm die Schweiz die Interessen (Rechtsschutz, Verwaltung «feindlicher» Güter) von weltweit etwa vier Fünfteln aller Länder wahr. Damit hatte die Schweiz eine beträchtliche Macht, um als Vermittlerin und Fürsprecherin zu wirken. Sie hat sie benutzt, um sich Respekt zu verschaffen. Man kann die damalige Schweiz mit einer konkurrenzlosen, unersetzlichen Anwaltskanzlei vergleichen, die immer beide Konfliktparteien vertrat.

Der vierte Grund waren die Banken, das Tor zur Aussenwelt, die den Ankauf von Devisen gegen deutsche Güter oder Gold ermöglichten, bezüglich dessen Herkunft die Bankiers nicht übermässig kleinlich waren.

Der fünfte Grund ist darin zu sehen, dass die Schweiz sich nach der Niederlage Frankreichs einverstanden erklärte, den grössten Teil ihrer Industrie Deutschland zur Verfügung zu halten. Als Gegenleistung verlangte sie das Recht, im Rahmen des Möglichen mit den Alliierten Handel zu treiben.

Schliesslich hat die Schweiz ihre Beziehungen zu den Angelsachsen nie abgebrochen. Die Exporte nach Deutschland, das seit dem 19. Jahrhundert immer der wichtigste Kunde und Lieferant der Schweiz war, beliefen sich zwischen 1939 und 1944 insgesamt auf 2,6 Milliarden Schweizer Franken. Die Importe machten in der gleichen Zeit 3,13 Milliarden Franken aus, «was bedeutet, dass die Schweiz von Deutschland wertmässig mehr Güter erhielt, als sie ihm geliefert hat».³ Der Handelsverkehr mit den Alliierten war und blieb sehr umfangreich: 2 Milliarden Franken für den Import und 1,7 Milliarden Franken für den Export, was ungefähr einem Drittel des Handelsvolumens mit den Achsenländern in der gleichen Zeit entspricht. Dieser Gütertausch erfolgte mit einem Land, das seit Juni 1940, mit Vichy als deutschem Protektorat, völlig von den Achsenmächten eingeschlossen war.

Ein weiteres Motiv für die Nicht-Invasion Hitlers dürfte gewesen sein, dass Deutschland kein Interesse daran hatte, ein Land zu überfallen, das bei einem Angriff seine Fabriken rücksichtslos zerstört hätte. Wir haben es hier mit dem auf eine wirtschaftliche Ebene übertragenen «Gotthard-Simplon-Schema» zu tun.

Der sechste Grund ist die Gewährung bedeutender Clearingkredite an die Deutschen. Man könnte den Standpunkt vertreten, die Schweizer hätten die eigenen Exporte nach Deutschland finanziert, um sich damit den Frieden im In- und Ausland zu erhalten. Diese schweizerische Überlebenspolitik enthielt auch ihren Anteil an Listen und Ausweichmanövern.

Tatsächlich wurde die Schweiz vier Jahre lang von einer Regierungsmannschaft geführt, die sich in gewisser Weise zugleich wie Vichy und wie die Résistance gebärdete, das heisst die den Deutschen gegenüber entgegenkommend und den Alliierten gegenüber hilfsbereit war.

Die genauen Beweggründe für die Nicht-Invasion wird man nie kennen. Die genannten Motive können kaum hierarchisch angeordnet werden, denn der wahnsinnige Führer Deutschlands hätte die Invasion aus einer Laune heraus auslösen können. Wichtig ist, wie die Behörden und die Bevölkerung die Lage wahrgenommen haben. Für sie war die Bedrohung zeitweise sehr real.⁴ Der schweizerische Nachrichtendienst und Hans Hausamann warnten, und mehrmals hatten die Schweizer Behörden und die in der Schweiz aufgenommenen französischen Widerstandskämpfer das Gefühl, die Würfel seien gefallen, die Invasion vorprogrammiert. Dann wurde die Bedrohung abgewendet. Am Anfang trugen drei Länder dazu bei: Frankreich, indem es die Waffen niederlegte, England, und schliesslich die Sowjetunion, indem sie den Deutschen 1940/1941 standhielt.

1943 erhielt Oberst Groussard, der an der Rue de Lausanne 131 in Genf zusammen mit Hauptmann Clement des Schweizerischen Nachrichtendienstes die Widerstandsorganisation Gilbert gegründet hatte, eines Tages «für alle Fälle» einen schweizerischen Ausweis, ausgestellt auf einen falschen Namen.

General Davet, Vertreter des MUR, der Botschaft der Résistance für die Alliierten in Genf, erhielt zu seinem Schutz den Status eines politischen Flüchtlings zugesprochen. Man verlangte von ihm lediglich, dass er für seinen Unterhalt aufkommen konnte.

Die alt gewordenen französischen Widerstandskämpfer, wie General de Bénouville, wie Victoria Cordier, Bernard Bouveret und das letzte Trüppchen der Résistance, deren Reihen sich jedes Jahr mehr lichten, akzeptieren keine systematische Verurteilung der Schweiz. «Sie ist unsere Freundin, unsere Schwester», erklärte mir

1999 der alte General Bénouville gerührt – der gleiche Bénouville, der als junger Widerstandskämpfer 1942 den Foron, den Grenzbach zwischen der Haute-Savoie und Genf, überquerte.

«Helvetophiler» als die Mitglieder der französischen Résistance kann man kaum sein. Und sie haben recht. Die alten französischen Widerstandskämpfer haben mich ermutigt, dieses Buch zu schreiben. Sie sehen in erster Linie den Empfang, den man ihnen bereitet hat. Der Rest entzieht sich ihnen. Ein grosser Widerstandskämpfer, Jean-Marie Bressand aus Besançon, Chef der Widerstandsgruppe Casino, der den Alliierten wichtige Informationen zuspielte, sagte mir, er wäre gerne von der Bergier-Kommission angehört worden. «Wir haben die Schweiz im Krieg erlebt, warum fordert man uns nicht auf, darüber zu berichten?» Jean-Marie Bressand ist heute – im Jahr 2001 – achtzig. 1943 war er in Genf interniert. Man ass nicht sehr gut im Lager von Charmilles, in jenem Jahr 1943. Doch eines Tages liessen die französischen Behörden in Algier die Schweizer wissen, dass Bressand ein Mann des französischen Geheimdienstes, ein Widerstandskämpfer, war. Nun wurde er im Hotel du Mont Blanc in Genf einquartiert. Schlagartig wurde so aus dem unglücklichen Internierten ein anerkannter und geachteter und gut genährter Geheimagent. Als er noch im Lager von Charmilles interniert war, begab sich Bressand, von zwei Soldaten flankiert, in regelmässigen Abständen zur Polizei. Er erzählt: «Wenn wir das Lager von Charmilles verliessen, wurden wir von Schweizern erwartet, die uns zur *territorial* [Polizei] begleiteten. Sie schenkten uns Zigarettenpäckchen, Schokolade, Kekse, und sagten zu uns: ‚Wir sind auf eurer Seite! Nur Mut! Es lebe Frankreich! Es leben die Alliierten! ‘«

In Jean-Marie Bressands Geschichte ist die Haltung der Schweiz während des Krieges sehr symbolisch zusammengefasst: Da war auf der einen Seite ein Staat, der sich nicht gerade gastfreundlich mit den Flüchtlingen, jedoch sehr kooperativ gegenüber dem Militär und den Widerstandskämpfern verhielt, und auf der andern Seite ei-

ne zutiefst franzosen- und alliiertenfreundliche Öffentlichkeit, die die Freiheit verteidigte.

Es hat einen Schweizer Widerstand gegeben. Es gab ihn an den Grenzen, mit einfachen Menschen wie Frédéric Reymond, und es gab ihn im Landesinneren, mit Führungspersönlichkeiten wie Hans Hausamann, August Lindt und Albert Oeri. Manche dieser Widerstandskämpfer bewegten sich am Rande der Legalität, wie Grüninger, wie Hausamann und seine Gruppe, wie Anne-Marie Piguet, Arthur Lavergnat und all jene, die sich selber treu bleiben wollten. Das bedeutete: keine Konzessionen an die «neue Ordnung» machen, die Verfolgten verstecken, falsche Papiere benutzen. Bastian Steiger, ein Schweizer Lehrer in La Hille, fabrizierte mit Hilfe eines rostigen Nagels einen «offiziellen» Stempel der Vichy-Behörden.

Zieht man Bilanz, so muss man feststellen, dass die Aktion Nationaler Widerstand einen wichtigen Beitrag zum Widerstandswillen der Schweizer Demokraten geleistet hat.

August Lindt, der mit Oskar Frey an die Spitze des Vortragdienstes «Heer und Haus» berufen wurde, erreichte, dass die Armeeangehörigen in den Versammlungen und Debatten frei und unzensiert über alle Probleme diskutieren konnten. Ein junger Soldat hatte zum Beispiel das Recht zu fragen: «Warum arbeitet die Schweizer Industrie für die Deutschen?» Von «Heer und Haus» und den Arbeitergewerkschaften wurden gemeinsam, innerhalb kürzester Zeit, Tausende von öffentlichen Vorträgen organisiert. Däniker und seine Anhänger – das deutschfreundliche Lager – verlangten Lindts und Freys Entlassung. Sie betrachteten Hausamann als einen Verbündeten der Sozialisten, der in der Armee Politik betrieb. Guisan hat Hausamann und seine Mannschaft unterstützt.

Zur Vordertür hinaus, zur Hintertür wieder herein

Hausamann war in dieser unruhigen Zeit eine sehr wichtige und aktive Figur. Dank seines Einvernehmens mit Guisan und Minger und Kobelt, den Vorstehern des Eidgenössischen Militärdepartements, ersterer im Lauf des entscheidenden Jahres 1940, letzterer für die restliche Kriegszeit, konnte er eine Rolle spielen, die Marcel Pilet-Golaz' Politik systematisch zuwiderlief. Pilet-Golaz lag vor allem das Überleben seines Landes am Herzen. Um das zu sichern, setzte er Ausweichmanöver und Listen ein: «Wenn ich schon kein Löwe sein kann, bin ich wenigstens ein Fuchs», wie er sagte.

Dank seines vorzüglichen weltumspannenden Informationsnetzes wurde Hans Hausamann ein wesentliches Rädchen im Getriebe, auf das die Schweiz nicht verzichten konnte. Er wurde zweimal vor die Tür gesetzt: das erste Mal im Sommer 1940 auf Grund seiner Beteiligung an der Verschwörung von Luzern, das zweite Mal im Mai 1943 auf Verlangen von Marcel Pilet-Golaz, damals Vorsteher des Politischen Departements. Hausamann hatte am 3. Februar 1943 vor General Guisan und Bundesrat Kobelt behauptet, Pilet-Golaz unterstütze einen Sonderfrieden zwischen dem Dritten Reich und den angelsächsischen Alliierten.⁵ Pilet-Golez dementierte diese Information, doch er hatte offenbar tatsächlich verschiedenen gleichartigen deutschen Initiativen Gehör geschenkt, die darauf abzielten, in Europa einen Frieden auf Kosten der Sowjetunion zu schliessen.

Nachdem er aus dem Nachrichtendienst des Generalstabs entfernt worden war, verhielt sich Hausamann wie einer, der zur Vordertür hinausgeschickt wurde und zur Hintertür wieder hereinkommt. Unterstützt von Oberst Masson und ununterbrochen von General Guisan eingesetzt, der ihm vollständig vertraute, trug er von 1940 bis 1944 in hohem Masse zu einer Öffnung der Schweiz gegenüber den Alliierten und der europäischen Widerstandsbewegung bei.

Hans Hausamann schützte sogar Rössler, den Mann, der wie er selbst über Informationen aus dem deutschen Generalstab verfügte,

und der den Russen von Luzern aus wichtige Botschaften über die militärischen Pläne der Deutschen übermitteln konnte. Eine Gruppe von Journalisten, darunter Alphons Matt von der *Weltwoche*, befragte Hausamann in einer Sendung im Schweizer Fernsehen und stellte ihm unter anderem die Frage, warum er Oberst Masson und die Schweizer Regierung nicht über Rösslers Aktivität unterrichtet hatte. Hausamann antwortete, man habe den Russen helfen müssen, den Krieg zu gewinnen. Wenn die Deutschen den Sieg davongetragen hätten, wäre die Schweiz verschwunden.⁶

Heute wird Marcel Pilet-Golaz von den Schweizern mehr oder weniger zum Sündenbock gemacht; Hans Hausamann haben die meisten vergessen. Das hätte ihm nicht missfallen. Er war ein Mann der Verschwiegenheit, der die Liste der Mitglieder seiner Organisation, all die in seinem Gedächtnis gespeicherten Adressen, Codes und Geheimnisse mit ins Grab genommen hat.

Sechzig Jahre nach diesen Ereignissen ist Ironie fehl am Platz. Die Schweiz war weder der Ausbund von Tugend, der sie einst zu sein glaubte, noch die Karikatur eines gewinnsüchtigen, wankelmütigen Landes.

Mit ihren Geschäftemachern und Altruisten, ihren vorsichtigen und streitbaren Bürgern, mit ihren Widerstandskämpfern und ihren Bürokraten hat die Schweiz mehr als eine Gemeinsamkeit mit anderen europäischen Ländern, angefangen bei Frankreich. Einen klaren Unterschied gibt es allerdings: die zentrale Rolle der Banken. Ohne ihre Bankiers wäre der Schweiz niemals so viel Feindseligkeit entgegengebracht worden.

Der erste Schweizer Bankier, der vom Nachkommen eines in Auschwitz Verschollenen einen Totenschein oder einen gleichwertigen Ersatz verlangte, löste mit seiner Paragrafenreiterei, seiner Dummheit und/oder Gier weltweit eine gewaltige schweiz-feindliche Kampagne aus, deren Folgen nicht wiedergutzumachen sind.

Das war unbestritten ein zumindest monumentaler Missgriff, der jahrelang wiederholt wurde. Doch was hatte die Schweizer Bevöl-

kerung zur Zeit des Krieges mit all dem zu tun?

Die einfachen Schweizer waren ebensowenig verantwortlich für das, was die grossen Bankiers während des Krieges taten, wie es die Franzosen für die jüngst erfolgte Herstellung von Tretminen durch die französischen Grossindustriellen und die damit verbundenen Verstümmelungen kambodschanischer und afrikanischer Kinder sind. Die Franzosen wären zutiefst gekränkt, wenn man sie überall auf der Welt dafür verantwortlich machen würde. Ganz unabhängig von durchaus begründeten Reparationen gehorcht die Beurteilung von Menschen, Völkern und Zeitabschnitten fast immer Pendelphänomenen und Modeströmungen. Mit der ganzen Leidenschaftlichkeit, Ungerechtigkeit und Masslosigkeit, die solchen innewohnt.

Dreissig Jahre lang – von 1945 bis ungefähr 1975 – redete Frankreich sich ein, es habe durchweg Mut und Widerstandswillen bewiesen. Zwischen 1975 und 1980 war die «Widerstandsmode» vorbei. Für viele nach dem Krieg Geborene stellt sich das Land als eine ehemalige Nation von Kollaborateuren, Feiglingen und Schiebern, alles Pétainisten, dar. Natürlich ist weder das erste noch das zweite Bild begründet. Beide Darstellungen sind Karikaturen, die ans Groteske grenzen. Frankreichs Geschichtspendel wird bestimmt ins Zentrum zurückkehren.

Auch die Schweiz hat übertriebene Vereinfachungen dieser Art erlebt und erlebt sie noch heute. Bis 1980 hielt sie sich für ein Land der «keimfreien» Perfektion. Dann verwandelte sie sich in der herrschenden Legende allmählich in ein unmoralisches, gewinnsüchtiges und zynisches Land.

Doch das alles ist nur eine vorübergehende Mode – gestern Prahlerei, heute Verleumdung. Die Wahrheit ist immer widersprüchlich, doch sie wird sich nach und nach durchsetzen. Es bleibt zu wünschen, dass dies noch zu Lebzeiten der letzten Überlebenden aus jener Zeit geschieht. Die Jugend von heute sollte wissen, was die jungen Schweizer von damals waren, im Landesinnern und an den

Grenzen, Zivil- und Militärpersonen, Arbeiter und Wehrpflichtige, Geheimagenten und Gemüsegärtner: mutige Zeitgenossen, bei denen man sich vielleicht einmal bedanken sollte.

Jean-Pierre Richardot

Saint-Michel-sur-Orge, Paris, Zürich, Basel, Bern, Genf, Annemasse, Ambilly, Ville-la-Grand, Collonges-sous-Salève, Saint-Julien-en-Genevois, Saint-Louis (Oberelsass), Chapelle-des-Bois (Doubs), Le Sentier (Waadt).

Frühling 1997 bis Herbst 2001.

Anmerkungen

Vorwort des Autors

1 Doch in Bezug auf Recht und Vernunft handelte die Schweizer Regierung richtig, wenn sie die Neutralität während des Zweiten Weltkriegs beibehielt und sich den Angelsachsen – insbesondere den Amerikanern – nicht fügte, die gewünscht hätten, dass die Schweiz und die Neutralen ganz allgemein gegen Deutschland in den Krieg eintreten. Hätte Bern nachgegeben, wäre das Ergebnis für alle katastrophal gewesen, einschliesslich für die Vereinigten Staaten und Grossbritannien, deren Soldaten, internierte Zivilisten und Besitz in den okkupierten Ländern durch die Schweiz geschützt waren. Zur Debatte steht nicht die von den Grossmächten begründete und garantierte Neutralität der Schweiz, sondern die Art und Weise, wie die schweizerische Eidgenossenschaft die Bürger, die sich am meisten um sie verdient gemacht haben, behandelt hat.

Einleitung

- 1 Nach der Niederlage Frankreichs im Juni 1940 war in der Deutschschweiz – die drei Viertel des Landes ausmacht – durchschnittlich nur ein Prozent der Bevölkerung nazifreundlich eingestellt (cf. Schweizerisches Bundesarchiv, Bern. Wochenbericht der Abteilung Presse und Funkspruch beim Armeestab über die Stimmung im Volk vom 2. Juli 1940, E 4450-61-05).
- 2 Diese Einschätzung wurde von den Deutschen geteilt. Der deutsche Abwehrdienst, dessen Archiv sich in Freiburg im Breisgau befindet (cf. Signatur W01-6/556 vom 17. November 1939), schätzte, dass im Winter 1939/1940 neunzig Prozent der Schweizer für die Alliierten, höchstens fünf Prozent für die Deutschen und der Rest indifferent waren. Es handelt sich bei diesen Zahlen um eine deutsch-amerikanische Einschätzung und nicht etwa

diejenige des Autors dieses Buches. Man war ganz allgemein – in der Schweiz und im Ausland (Deutschland, Großbritannien, Vereinigte Staaten) – der Meinung, daß eine Mehrheit der Schweizer den Sieg der Alliierten wünschte. Die Aussagen der alten französischen Widerstandskämpfer gehen in die gleiche Richtung. Auch die tiefe Mutlosigkeit im Juni/Juli 1940 hat der allgemeinen Sympathie für die Franzosen und Engländer nichts anhaben können. Man darf die Panik der Schweizer im Sommer 1940 auf keinen Fall mit einem Meinungsumschwung verwechseln.

- 3 Regina Kägi-Fuchsmann, *Das gute Herz genügt nicht*, Bern, 1968.
- 4 Otto Pünter, *Der Anschluß fand nicht statt*, Bern, 1967.
- 5 Cf. Schweizerisches Bundesarchiv, AFE 53330 1975/95/43, 5315 (Bericht der unabhängigen Expertenkommission Schweiz Zweiter Weltkrieg, *Die Schweiz und die Flüchtlinge zur Zeit des Nationalsozialismus*, Dezember 1999).
- 6 Alfred Häslar, *Das Boot ist voll, Die Schweiz und die Flüchtlinge 1933–1945*, Zürich, 1985, S. 185.
- 7 Schweizerisches Bundesarchiv, Wochenbericht der Abteilung Presse und Funkpruch beim Armeestab über die Stimmung im Volk vom 9. November 1941, E 4450-6102.

Kapitel 1

- 1 *Journal de Genève* vom 3. Juni 1940.
- 2 *Ibid.*
- 3 1940 war in Bern bei der Schweiz kein Botschafter akkreditiert, mit Ausnahme des Botschafters Frankreichs. Die Deutschen, wie auch die Vereinigten Staaten und Großbritannien, waren lediglich durch einen Gesandten vertreten. Die Schweiz delegierte bis März 1957 auch selber keinen Botschafter ins Ausland. Der erste Schweizer Botschafter wurde in Paris akkreditiert.
- 4 Bernard Barbey, *Fünf Jahre auf dem Kommandoposten des Generals, Tagebuch des Chefs des Persönlichen Stabes General Guisans 1940–1945*, Bern, 1948.
- 5 *Ibid.*
- 6 Angelo Giuseppe Roncalli, der Freund des ketzerischen Ernesto Buonaiuti, war unter dem Namen Johannes XXIII. von 1958 bis 1963 Papst und unternahm mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil eine tiefgreifende Reform der katholischen Kirche.

- 7 Paul Grüninger, Kommandant der Kantonspolizei Sankt Gallen, wurde seines Amtes enthoben, weil er ab 1938 das Leben von rund dreitausend Juden gerettet hatte. Der Kanton Sankt Gallen hat weit über ein halbes Jahrhundert gebraucht, bis er unter dem Druck der Medien widerwillig zugab, dass er Grüninger Unrecht getan hatte.
- 8 Bei der «Eingabe der 200» (tatsächlich waren es 173) handelt es sich um eine dem Bundesrat am 15. November 1940 ausgehängte Petition, deren Unterzeichner zu einem grossen Teil mit den Anhängern von Charles Maurras, dem Vordenker der konservativen, nationalistischen Action française, vergleichbar sind. Die Eingabe verlangte eine Säuberung der Presse und wiederholte damit eine bereits am 9. Juni 1940 vom Presseattaché der Deutschen Gesandtschaft, Georg Trump, vorgebrachte Forderung. Journalisten wie Albert Oeri oder Willy Bretscher sollten ausgeschaltet werden. Weiterhin wurde von der Schweiz verlangt, sie solle aus dem Völkerbund austreten. Tatsächlich wurde von den Unterzeichnern eindeutig ein Verzicht auf die Demokratie und eine Annäherung ans Dritte Reich gewünscht.
- 9 Die NBS wurde am 19. November 1940 durch Bundesratsbeschluss verboten. Cf. Willi Gautschi, *General Henri Guisan*, Zürich, 1989, S. 226.
- 10 Neben den bereits als Referenz aufgeführten, liegen diesem Kapitel folgende Quellen zugrunde: Mündliche Überlieferungen aus Saint-Loup, Pompaples, La Sarraz (VD), während des Krieges; deutsche Militärarchive, Bericht des Nachrichtendienstes der Wehrmacht über die Lage in der Schweiz zwischen dem 18. und dem 30. Juni 1940 (Ref. W01-6/365, Freiburg im Breisgau); Schweizerisches Bundesarchiv, Wochenbericht der Abteilung Presse und Funkspruch beim Armeestab über die Stimmung im Volk im Juni/Juli 1940, E 4450/6105; Recherchen am Bahnhof von Vallorbe 1999-2000 (Archiv der Schweizerischen Bundesbahnen, Bern); *Feuille d'Avis et Journal de Vallorbe* vom 2. Juni 1940 / *Association Vallorbe-nostalgie*, *Gazette de Lausanne*, *Journal de Genève* und *Basler Nachrichten*, Juni 1940; Recherchen in Chappelle-des-Bois (Doubs); Aussage von Bernard Bouveret; Bericht des Kommandanten der Flieger- und Fliegerabwehrtruppen, Oberstdivisionär Fritz Rhiner, an den Oberbefehlshaber der Armee (Luftkampf zwischen Deutschland und der Schweiz); André Lasserre, *Schweiz: Die dunklen Jahre, Öffentliche Meinung 1939 – 1945*, Zürich

1992 zahlreiche Aussagen von Lydia von Auw zwischen 1942 und 1994.

Zur Affäre der deutschen Saboteure: Karl Lüönd, *Spionage und Landesverrat in der Schweiz*, Bd. 2, Zürich, 1977, S. 87ff.

Kapitel 2

- 1 Cf. Alphons Matt, *Zwischen allen Fronten, Der Zweite Weltkrieg aus der Sicht des Büros Ha*, Frauenfeld, 1969, S. 40.
- 2 *Ibid.*, S. 49f.
- 3 *Les Cahiers protestants*, Oktober 1989.
- 4 Aussage von Francis Gschwend, Fontainemelon (Neuenburg), Soldat im Jahr 1940.
- 5 An dieser Stelle denke ich an meinen Vater, Jean Richardot, Pfarrer der reformierten Kirche Frankreichs, der sich im Januar 1940 mit achtunddreissig Jahren als Freiwilliger meldete und weder gefangen genommen noch in der Schweiz interniert werden wollte. So kehrte er von Belfort aus zu Fuss in die Cevennen zurück und sagte sich immer: «Wir sind nicht besiegt.» Als er am 17. Juni 1940 hörte, dass Pétain um den Waffenstillstand ersuchte, sagte mein Vater vor allen Leuten: «Er hat eine gute Gelegenheit verpasst, den Mund zu halten.» Nie hat er in der Folge, zwischen 1940 und 1944, die Existenz des «französischen Staates» anerkannt.
- 6 Die Schweizer beweisen eine bewunderungswürdige Solidarität mit den bedrängten Franzosen. Aber die schweizerischen Behörden weigern sich, zum einen deutsche Flüchtlinge, zum andern spanische Arbeiter aufzunehmen, die von der französischen Armee für Terrassierungsarbeiten eingesetzt wurden. Bern will diese Arbeiter, die man an höherer Stelle als «Kommunisten» oder «Rote» bezeichnet, nicht im Land haben, weil man befürchtet, dass sie in der Schweiz «Unruhen» auslösen könnten. Diese Befürchtungen müssen in einem Zusammenhang mit denjenigen gesehen werden, die der Bundespräsident gegenüber dem Gesandten des Deutschen Reiches Otto Köcher zum Ausdruck brachte, als er von einer drohenden Invasion durch französische Kommunisten sprach.
- 7 Zeugenaussage des Schweizer Majors Privat in *Les Remparts, Souvenirs de la mobilisation 1939-1945*, herausgegeben von Jean-Daniel Collomb, Genf, 1989, S. 99.

- 8 Bernard Barbey, op.cit., S. 23.
- 9 Schweizerisches Bundesarchiv, Wochenbericht der Abteilung Presse und Funkspruch beim Armeestab über die Stimmung im Volk, E 4450-6105. Siehe auch André Lasserre, op. cit., S. 107.
- 10 Aus Marcel Pilet wurde Pilet-Golaz, nachdem er 1915 die Tochter eines Notars in Orbe (Waadt) geheiratet hatte, bei dem der damals Fünfundzwanzigjährige als juristischer Praktikant arbeitete.
- 11 Die Deutschen waren von Pilet-Golaz' Rede entzückt (cf. André Lasserre, op. cit., S. 116).
- 12 André Lasserre, op.cit., S. 114.
- 13 Einen guten Monat später wird René Payot, die Nummer Eins des *Journal de Genève*, Signale der Anpassung an die »neue Ordnung« geben und von der guten deutschen Organisation im Elsaß sprechen, wobei er die deutsche Formulierung übernimmt: »Straßburg, die schöne deutsche Stadt«. Cf. *Journal de Genève*, 7. Juli 1940.
- 14 Edgar Bonjour, *Geschichte der Schweizerischen Neutralität*, Basel, 1970, Bd. 5, S. 19.
- 15 Politisches Archiv (Bonn), Depesche von Köcher vom 28.8.1940, cf. Bonjour, op. cit., Bd. 4, S. 159.
- 16 Ich gab die Szene mit Pilet-Golaz und Köcher August Lindt zu lesen. Er sagte mir: »Seit dem Generalstreik von November 1918 sah Pilet-Golaz überall ›Rote‹«.
- 17 In Nidwalden (Halbkanton im Innerschweizer Kanton Unterwalden) hatte sich die Bevölkerung rund um die Stadt Stans 1798 gegen die französische Besetzung aufgelehnt. Der Aufstand wurde brutal niedergeschlagen. Die von Frankreich abhängige schweizerische Regierung hatte damals Frankreich zu dieser Repression gratuliert. Es ist anzunehmen, daß der erbitterte Widerstand der Nidwaldener Napoleon Bonaparte zu denken gab und das Seine zur Restauration und zur Modernisierung der Eidgenossenschaft beitrug, wie sie in der Mediationsakte (1803) niedergelegt sind. Für Hans Hausmann verkörperte Nidwalden den reinen Patriotismus, den heldenhaften Kampf ohne jede Hoffnung.
- 18 Bernard Bouveret integrierte sich in ein aus Franzosen, Belgiern, Engländern und Schweizern bestehendes Nachrichtendienst- und Widerstandsnetz. Im April 1944 wurde er nach Buchenwald deportiert. Er war der Verbindungsmann zwischen Chapelle-des-Bois (Doubs, Frankreich) und Le Sentier (Waadt, Schweiz).

Neben den bereits als Referenz aufgeführten, liegen diesem Kapitel folgende Quellen zugrunde: *Journal de Genève*, Sammlung Juni/Juli 1940; *Sentinelles* (*id.*) Henry Spira, Zeugenaussagen von Francis Gschwend, Fontainemelon (Schweiz); Schweizerisches Bundesarchiv, Abteilung Presse und Funkspruch über die Stimmung im Volk. – Zur Rede von Pilet-Golaz: Wiederholte Zeugenaussagen von Lydia von Auw; *Journal de Genève*; *Sentinelles*, 26. Juni 1940; Spionagebericht der deutschen Armee, 16.-30. Juni 1940; *Gazette de Lausanne*, 18. Juni 1940; Denis de Rougemont. – Zu Hausamann: Jean-François Perrier, *L'Etat d'esprit en Suisse face au péril brun*; von Jean-Pierre Richardot auf Band auf gezeichnete und heute im Archiv für Zeitgeschichte einzusehende Aussagen von August R. Lindt; Oeri-Stiftung.

Kapitel 3

- 1 August Lindt, *Die Schweiz, das Stachelschwein, Erinnerungen*, Bern, 1992, S. 40.
- 2 August Lindt, *ibd.*, S. 37.
- 3 *Ibd.*, S. 40.
- 4 Hans Hausamann, *Rund um den Nachrichtendienst im Zweiten Weltkrieg*, Manuskript, Teufen, 1947. Hier zitiert nach Willi Gautschi, *General Henri Guisan, Die schweizerische Armeeführung im Zweiten Weltkrieg*, Zürich, 1989, S. 221.
- 5 Schweizerisches Bundesarchiv, Nachlass Hausamann, Rapport von 25. Juni 1940; zitiert nach Willi Gautschi, *op. cit.*, S. 221.
- 6 Das folgende Gespräch nahm der Autor vier Monate vor dem Tod August Lindts in Bern auf. Das Tondokument wurde im Archiv für Zeitgeschichte in Zürich hinterlegt.
- 7 In seinem Appell vom 18. Juni 1940 erklärte Charles de Gaulle bekanntlich mit Nachdruck, dass «dieser Krieg ein Weltkrieg» sei (und sich nicht auf Europa beschränke).
- 8 Hans Hausamann hatte, bevor er sich beim Gotthard-Bund zum Anwalt der Juden machte, im März 1940 diskriminierende und beleidigende Ansichten gegenüber dem polnischen Filmemacher Wechsler geäußert, der beabsichtigte, einen Film über General Guisan zu drehen: «Dass dieser Mann nun die Armee dazu benutzt, seine Geschäfte zu machen, dagegen, wende ich mich», schreibt Hans Hausamann am 7. März 1940 an die Nachrichten

Sektion des Armeestabs. «Die Armee ist mir zu gut, als dass ich ohne Einrede zusehen könnte, wie ein galizischer Jude diese dazu missbraucht, seinen rassebedingten Gelüsten nach Vermögensvermehrung zu frönen.» (Schweizerisches Bundesarchiv, AF E 27-4433) Vom Sommer 1940 an und für den Rest des Krieges schwenkte Hans Hausamann auf die Linie ein, die sein Freund Karl Barth, der Theologe und Vortragsreisende in Sachen Widerstand, vertrat, insbesondere was den Kampf gegen die Judenverfolgung betraf. Im Bergier-Bericht vom Dezember 1999 (Bd. 17, S. 74) wird dieser Brief recht ausführlich zitiert. Dabei wird jedoch nicht erwähnt, dass Hans Hausamann in der Folge ein entschiedener Nazigegner, Widerstandskämpfer und Gründer einer Vereinigung (ANW) war, die sich jeder Art von Verfolgung widersetzte.

- 9 Nationalrat Hans Oprecht hatte mitten in der Sitzung der Vollmachtenkommission vom 26. Juni 1940 geäussert, der Bundespräsident habe seine Rede unter dem Einfluss Nazideutschlands gehalten. August Lindts Freund Alfred Ernst dachte dasselbe. (Cf. Schweizerisches Bundesarchiv, Nachlass Ernst, JI140).
- 10 Oberst Däniker, ein in der Schweizer Armee sehr angesehener Offizier, Kommandant der Schiessschulen von Walenstadt, war von Alfred Ernst vor der Luzerner Zusammenkunft gefragt worden, ob er sich an die Spitze des Komplotts stellen wolle. Aber er hatte sich ablehnend geäussert. Nach dem französischen Zusammenbruch entwickelte sich Däniker mehr und mehr zu einem Bewunderer des Deutschen Reichs. In der Folge plädierte er in einer am 15. Mai 1941 veröffentlichten Denkschrift für die Anpassung an Hitler-Deutschland. Die Aktion Nationaler Widerstand erreichte im Frühjahr 1942 Dänikers Entlassung aus dem Dienst.
- 11 Bericht über die Luzerner Versammlung von August Lindt, op.cit., S. 47.
- 12 Neben den bereits als Referenz aufgeführten, liegen diesem Kapitel folgende Quellen zugrunde: August R. Lindt, Interviews und Gespräche in Bern, Ende 1999-Anfang 2000; Nachlass Hans Hausamann, August Lindt und Alfred Ernst im Schweizerischen Bundesarchiv Bern, und im Archiv für Zeitgeschichte, Zürich; Erwin Bucher, Artikel in der *Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte* 1979, S. 356-398, mit dem Titel «Die Schweiz im Sommer 1940» und, vom selben Autor, der Beitrag in der *Revue d'histoire de la Deuxième Guerre mondiale*, von Januar 1981, mit dem Titel

»La Suisse sous l'effet de la défaite française de 1940«, S. 83–96; Alphons Matt, André Lasserre; Wochenberichte der Abteilung Presse und Funkspruch im Armeestab über die Stimmung im Volk.

Kapitel 4

- 1 Schweizerisches Bundesarchiv, Protokoll der Anhörung Hauptmann Ernst Uhlmanns, Zürich, 8. August 1940, E 5330.
- 2 Gerhart Schürch, »Wächter, Deuter, Mahner« in: *Hans Hausmann, Gedenkschrift zum 10. Todestag*, zitiert nach Willi Gautschi, *General Henri Guisan*, S. 246.
- 3 Cf. Willi Gautschi, op. cit., S. 237.
- 4 Der Bericht vom 23. Juni 1940 befindet sich im Nachlaß Schürch im Archiv für Zeitgeschichte (AfZ) in Zürich. Zitiert auch in: Alphons Matt, op. cit., S. 301.
- 5 Schweizerisches Bundesarchiv, Gelöbnis der Mitglieder des Offiziersbundes; zitiert nach Gautschi, op. cit., S. 237.
- 6 Aussage von Gerhart Schürch, einem der Hauptorganisatoren der Versammlung, gegenüber Willi Gautschi; cf. Gautschi, op. cit., S. 247.
- 7 Schweizerisches Bundesarchiv E 5330, Brief von Gerhart Schürch an Alfred Ernst, 24. Juli 1940, hier zitiert nach Willi Gautschi, op. cit., S. 249.
- 8 Cf. Willi Gautschi, op. cit., S. 238.
- 9 Brief von Hans Hausmann an Alfred Ernst, St. Gallen, 7. Februar 1963; zitiert nach Willi Gautschi, op. cit., S. 238.
- 10 In der Schweiz bezeichnete man mit »Arbeitsfrieden« eine ganze Reihe von Verträgen, die in den dreißiger Jahren zunächst in der Metallindustrie zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern abgeschlossen wurden und die in den verschiedenen Sparten im Falle eines Sozialkonflikts vorsahen, mittels einer paritätischen Kommission eine Einigung zu suchen und dafür auf Streik und Aussperrung zu verzichten.
- 11 Mit de Gaulle läßt sich Hausmann in vielerlei Hinsicht vergleichen: im Bezug auf seine scharfsinnige Intelligenz, auf seinen visionären Geist, seine umfassenden geopolitischen Kenntnisse, seinen unerschütterlichen Glauben an große Prinzipien, seine Sturheit, sein sehr beschränktes Vertrauen in die Institutionen, die er für langsam und ineffizient hielt, seine Überzeugung, daß

ein echter Dienst an der Öffentlichkeit sich gegen eine im Amt befindliche Regierung wenden könne und dürfe, wenn das Überleben des Landes dies verlange. Im Unterschied zu de Gaulle wollte Hausamann dagegen nie die Macht ausüben, nie ein öffentliches Mandat übernehmen. Er wollte nicht einmal eine bekannte Persönlichkeit werden. Sein Wunsch ging in Erfüllung: Die Mehrheit der Schweizer von heute kennt nicht einmal seinen Namen, und eine kleine Gruppe von Historikern hält ihn für einen gescheiterten Filmemacher oder ein zweifelhaftes Element. Dabei hat er dem Land herausragende Dienste geleistet.

Neben den bereits als Referenz aufgeführten, liegen diesem Kapitel folgende Quellen zugrunde: im Wesentlichen die im Schweizerischen Bundesarchiv befindlichen Akten der Befragung der Verschwörer durch die Militärjustiz; das Gelöbnis des Offiziersbundes, ebenfalls im Bundesarchiv; Nachlass Hausamann, Nachlass Ernst und Nachlass Schürch im Bundesarchiv.

Kapitel 5

- 1 Der Text, elf mit der Maschine getippte Seiten, befindet sich im Archiv für Zeitgeschichte, Nachlass Schürch. Er ist ebenfalls abgedruckt in: Alfons Matt, op. cit., S. 295 ff.
- 2 In Grossbritannien bezeichnete der Ausdruck (*shadow cabinet*) die von der nicht an der Macht befindlichen Partei gestellte Reserve-Regierung.
- 3 Siehe Anm. 8, Kapitel 1.
- 4 Schweizerisches Bundesarchiv, E 5560 (B). Es handelt sich um eine handschriftliche Notiz von J. Huber.
- 5 Es sei daran erinnert, dass die «Pilet-Golaz-Rede» die politische und diplomatische Haltung der schweizerischen Landesregierung als Ganzes und nicht den Standpunkt eines einzelnen Regierungsmitglieds zum Ausdruck bringt.
- 6 Schweizerisches Bundesarchiv, Nachlass Alfred Ernst, J 1/140.
- 7 Schweizerisches Bundesarchiv, Nachlass Schürch, 3,1, Brief von Hans Hausamann an Ernst Schürch vom 17. Juli 1940; zitiert nach Gautschi, op. cit., S. 242.
- 8 Schweizerisches Bundesarchiv, E 5330; Brief von Alfred Ernst an den Grossrichter der achten Division, Herzog. Datiert Worb (Bern), 4. August 1940; zitiert nach Gautschi, op. cit., S.252.

- 9 Cf. Bernard Barbey, *Fünf Jahre auf dem Kommandoposten des Generals*, Bern, 1948, S. 31.
- 10 Schweizerisches Bundesarchiv J I/140: Alfred Ernst, *Zur Geschichte des »Offiziersbundes«*; zitiert nach Gautschi, op. cit., S. 268.
- 11 Willi Gautschi, op. cit., S. 273 ff.
- 12 Bernard Barbey, op. cit., S. 31 f.
- 13 Schweizerisches Bundesarchiv E 5795/173, Armeerapport, datiert: »Rütli, 25. Juli 1940«, zitiert nach Gautschi, op. cit., S. 279 f.
- 14 Neben den bereits als Referenz aufgeführten, liegen diesem Kapitel folgende Quellen zugrunde: Hausamann-Archiv, nach Alphons Matt. Bereits erwähnter Nachlaß Hausamann in Bern und Zürich. Hausamann hat im Laufe des Krieges 35 000 Berichte geschrieben; Nachlaß Alfred Ernst im Schweizerischen Bundesarchiv; Nachlaß Schürch (ibd.); Aussagen von August R. Lindt.

Kapitel 6

- 1 Schweizerisches Bundesarchiv, 27/14124, Kopie des Telegramms von Minister Köcher in Bern an das Auswärtige Amt Berlin, datiert auf den 30. Juli 1940. Hier zitiert nach Willi Gautschi, op. cit., S. 283.
- 2 Ibid., S. 286.
- 3 Ibid., S. 283.
- 4 Schweizerisches Bundesarchiv, Kopie der Depesche von Minister Köcher ans Auswärtige Amt Berlin, 26. August 1940, AF DFI 1005/2; zitiert nach ibd., S. 288.
- 5 Schweizerisches Bundesarchiv, E 4450/6105. I. Wochenbericht der Abteilung Presse und Funkpruch über die Stimmung im Volk, Bericht vom 23.–29. Juli 1940. Cf. ibd., S. 291.
- 6 Schweizerisches Bundesarchiv, ibd., Wochenbericht der Abteilung Presse und Funkpruch über die Stimmung im Volk vom 28. Juli – 4. August 1940. Cf. Gautschi, op. cit., S. 291.
- 7 Ibid.
- 8 Zitat vom Säbelrasseln: Wille an Pilet-Golaz; Bern, 12.8.1940, persönlich. Durchschlag. Schweizerisches Bundesarchiv, EDI 1005/1; zitiert nach ibd., S. 289; Willes Ansicht zur Rede des Generals: Wille, zitiert nach ibd., S. 289.
- 9 Notiz, streng geheim, undatiert, vor dem 4. Oktober 1940, stammt wahrscheinlich aus dem »Büro Ha«. Gautschi, op. cit., S. 289.

- 10 Hausamann an Sektion »Heer und Haus« (Schüpbach); im Felde, 13. August 1940. BAr 5795/124; zitiert nach ibd., S.292.
 - 11 Schweizerisches Bundesarchiv 5795/175; zitiert nach ibd., S.290.
 - 12 In der Schlacht am Morgarten vom 15. November 1315 besiegten die Schweizer im gebirgigen Engpaß beim Morgarten (Schwyz) die mächtige Armee des Herzogs Leopold von Österreich.
 - 13 Bundesrat Minger war der Chef des Militärdepartements, der Verteidigungsminister. Er hatte der Sozialdemokratischen Partei 1938 vorgeschlagen, Hans Hausamann als Militärexperten hinzuzuziehen.
 - 14 Nationalrat Max Gafner war ein Freund Guisans und Mitglied der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei.
 - 15 Schweizerisches Bundesarchiv, Nachlaß Ernst, JI, 140, »Zur Geschichte des Offiziersbundes«, S. 13 f.; zitiert nach Gautschi, op. cit., S.254.
 - 16 Ibid., S. 14 f. zitiert nach ibd., S.256.
 - 17 Schweizerisches Bundesarchiv E/5330, Brief Ernsts an seine Frau, Worb, 1. August 1940; zitiert nach ibd., S.256.
 - 18 Zitiert nach Alphons Matt, *Zwischen allen Fronten, Der Zweite Weltkrieg aus der Sicht des Büros Ha*, Frauenfeld 1969, S.66.
 - 19 Ibid.
 - 20 Bundesarchiv, Nachlaß Schürch; zitiert nach Alphons Matt, op. cit., S.66f.
- Neben den bereits als Referenz aufgeführten, liegen diesem Kapitel folgende Quellen zugrunde: Mündliche Aussagen von August R. Lindt gegenüber dem Autor, August R. Lindt, op. cit.; Nachlaß Hausamann.

Kapitel 7

- 1 Schweizerisches Bundesarchiv, 27/5330, Entscheid des Obersauditors Trüssel, Bern, 26.9.1940; zitiert nach Gautschi, op. cit., S.258.
- 2 Schweizerisches Bundesarchiv, E 5795/442, Huber an General Guisan; AHQ, 22. August 1940; zitiert nach Gautschi, op. cit., S.258.
- 3 Figur aus Stendhals Roman *Die Kartause von Parma*. Dongo ist ein junger italienischer Aristokrat, der Napoleon in der Zeit der Hundert Tage unterstützt.

- 4 August Lindt, op. cit., S. 52.
- 5 *Ibd.*, S. 51.
- 6 *Ibd.*
- 7 Alfred Ernst, *Zur Geschichte des Offiziersbundes*, S. 15; zitiert nach Gautschi, op. cit., S. 260.
- 8 Ernst an Masson, Thun, August 1940; zitiert nach *ibd.*, S. 260f.
- 9 Chef der Vichy-Miliz, ab November 1942 Mitglied der Vichy-Regierung, nach dem Krieg als Verräter verurteilt und hingerichtet.
- 10 Schweizerisches Bundesarchiv, E 5795/442, Trüssel an General Guisan, September 1940 (persönlich, vertraulich); zitiert nach Gautschi, op. cit., S. 262.
- 11 Schweizerisches Bundesarchiv, E 5795/442, Huber an General Guisan, 3. Oktober 1940; zitiert nach *ibd.*, S. 262.
- 12 Im Sommer 1940 hat Großbritannien wirtschaftliche, finanzielle, politische und strategische Vormachtstellungen in Afrika, Nordamerika, Südamerika, in der Karibik, im Nahen und Mittleren Osten, auf dem indischen Subkontinent, in Inselindien, im Südosten Asiens, in China, im Fernen Osten, im hohen Norden der Arktis und auf dem antarktischen Kontinent. Das »kleine« Hitlerdeutschland vereint nicht einmal ein Prozent der Fläche der von den Briten oder ihren Verbündeten verwalteten Gebiete, selbst wenn man das »General-Gouvernement von Polen und Memel« dazurechnet. Was die Gesamtbevölkerung des Großdeutschen Reiches betrifft, so erreicht sie, auch wenn die Einwohner der eroberten Länder dazugerechnet werden, kaum mehr als ein Fünftel der Einwohnerzahl des Britischen Weltreichs. Zu bemerken ist, daß das Britische Weltreich voll hinter dem Vereinigten Königreich stand, was Hitler jedoch nicht wußte.
- 13 Cf. Marc Ferro, *Pétain*, Paris, 1993, ein Buch, das Jacques Kirsner verfilmt hat. Marcel Pilet-Golaz hat es, vor allem nach 1941, mehrmals verstanden, den Deutschen die Stirn zu bieten. Im Oktober 1942 setzt er den deutschen Gesandten, Köcher, schroff davon in Kenntnis, daß die Schweiz trotz der permanenten Überfliegung des Schweizerischen Hoheitsgebiets durch die Royal Air Force ihre normalen Beziehungen mit Großbritannien aufrechterhalten und ihren Gesandten in London nicht zurückrufen werde. Pilet-Golaz erinnert bei dieser Gelegenheit daran, daß die Schweiz in zahlreichen Ländern der Welt den juristischen Schutz für die deutschen Vermögenswerte gewährleistet, und daß die

Eisenbahnverbindungen über den Gotthard und Simplon für die Achse von vitaler Bedeutung sind (cf. Edgar Bonjour, op. cit., Bd. 5, S. 125).

- 14 Neben den bereits als Referenz aufgeführten, liegen diesem Kapitel folgende Quellen zugrunde: Gespräche mit August R. Lindt; Schweizerisches Bundesarchiv, Nachlaß Ernst und Nachlaß Hausamann; Archiv für Zeitgeschichte.

Kapitel 8

- 1 Schweizerisches Bundesarchiv, E 5795/448, Protokoll der Zusammenkunft, Luzern, 20. September 1940; zitiert nach Gautschi, op. cit., S. 347.
- 2 August Lindt, op. cit., S. 57.
- 3 Ibid., S. 58.
- 4 Ibid.
- 5 Welsch: Einst stand das Wort für romanisch, bes. französisch, italienisch (veraltet), aber auch für fremdländisch, bes. romanisch südländisch. In der Schweiz wird es umgangssprachlich für den französisch sprechenden Teil des Landes gebraucht.
- 6 Sic! Zwar befinden sich die Vereinigten Staaten noch nicht im Kriegszustand. Aber das »ausgehorchte« Schweizer Publikum ist überzeugt, daß die USA vollkommen mit Großbritannien solidarisch sind und in den Krieg eintreten werden.
- 7 Schweizerisches Bundesarchiv, Dossier E 4450/6102.
- 8 Cf. Alphons Matt, op. cit., S. 51–53.
- 9 Ibid., S. 78.
- 10 Gonzague de Reynold, *Conscience de la Suisse*, Neuchâtel, La Baconnière, 1939.
- 11 Hausamann; zitiert nach Gautschi, op. cit., S. 348 f.
- 12 Alice Meyer, *Anpassung oder Widerstand*, Frauenfeld, 1965, S. 205.
- 13 Chefredaktoren der *Basler Nachrichten*, der *Neuen Berner Zeitung* und der *Neuen Zürcher Zeitung*.

Kapitel 9

- 1 Seit Frankreich besetzt war, wollten die Schweizer kein französisches Geld mehr annehmen. Es war praktisch nicht mehr gültig, wie mir der Widerstandskämpfer Bernard Bouveret sagte. Sie seien deshalb mit Butter und Käse als Geldersatz in die Schweiz gegangen.
- 2 Sturge Moore, englischer Dichter, Holzschneider und Illustrator (1870-1944), ist der Bruder von George-Edward Moore, dem bekannten Philosophen. Er war insbesondere mit dem irischen Dichter Yeats befreundet.
- 3 Für die Darstellung von Michel Hollards Geschichte in diesem Kapitel stützte ich mich auf zwei Quellen, die im weiteren Sinne ein und dieselbe sind: die mündliche Überlieferung der Familie Hollard, die mir Michels Sohn, Florian Hollard, in mehreren Gesprächen übermittelte, sowie das ausgezeichnete Werk von Georges Martelli, *L'homme qui a sauvé Londres*, Paris, 1960. Laut Florian Hollard erhielt Georges Martelli auch Informationen vom British Intelligence Service.

Kapitel 10

- 1 Pierre de Bénouville, *Le Sacrifice du matin*. In der Folge übermittelte die Résistance dem Nachrichtendienst der Schweizer Armee, dem Oberst Masson vorstand, regelmässig Aufstellung und Bewegungen der in Frankreich stationierten deutschen Streitkräfte. Masson gewährte den von der Schweiz aus operierenden Widerstandsorganisationen seinen Schutz. Sein Nachrichtendienst vermittelte den französischen Widerstandskämpfern sogar eine Unterkunft, sie wurden verköstigt und erhielten für die Dauer ihres Aufenthalts einen täglichen Sold. Als Dank für die Unterstützung, die die Schweiz der Résistance gewährt hatte, publizierte Pierre de Bénouville 1945 sein Buch *Le Sacrifice du matin* in Genf. 1946 erschien das Buch bei Robert Laffont, dessen kleiner, damals in Marseille ansässiger Verlag den jungen Widerstandskämpfern seit 1942 als «Briefkasten» diente.
- 2 Cf. Pierre de Bénouville, op. cit.
- 3 Die beiden Agenten des Schweizer Nachrichtendienstes waren Hauptmann Clément und Roger Farquet, die während des gan-

zen Kriegs mit der Résistance zusammenarbeiteten. Hauptmann Clément gründete am 1. Dezember 1942 im Genfer Hotel Mon Repos zusammen mit drei anderen Gesinnungsgenossen (den Franzosen Oberst Groussard und Oberleutnant Devigny sowie dem britische Vizekonsul Viktor Farel) die Widerstandsgruppe Gilbert. Zu erwähnen ist auch Oberleutnant Paul de Saugy, genannt Rochat, der die Résistance immer unterstützt hat.

- 4 Cf. Pierre de Bénouville, op. cit.
- 5 Diese Anekdote erfuhr der Autor 1946 aus dem Munde des lothringischen Organisators persönlich, der selbst über seine Naivität lachte. Darüber hinaus, cf. Michel Caillat, *René Payot, un regard ambigu sur la guerre*, Genf, 1998.
- 6 «Errichtung geheimer Vertretungen in Lausanne als Verbindungsglieder zu den französischen Hauptquartieren und den USA. Nachfolgend eine Übersicht über ihre finanziellen Bedürfnisse: 1) Genügend Schweizer Geldmittel für die lokale Vertretung. Dieser Punkt ist schon akzeptiert. 2) Mindestens 25 Millionen Francs pro Monat für die Entwicklung der Organisation. 3) Zusätzliche Kredite, um den Maquis, Sabotageakte, usw. zu finanzieren [...] 4) Finanzielle Reserven für die Erneuerung des Personalbestandes; es besteht dringender Bedarf an Material, Waffen, Sprengstoff und Nahrungsmittelreserven für den Maquis ...»
- 7 «Wir sind in enger Verbindung mit der Haute-Savoie, wo sich die Lage rasch entwickelt, und arbeiten eng mit 520 [Legge, amerikanischer Militärattaché in Bern; Anm. d. Autors] zusammen. Wir haben ihnen eine finanzielle Unterstützung von 2 Millionen Francs geleistet. Das erschien uns notwendig, um die Moral aufrechtzuerhalten und die Organisation zu unterstützen.»
- 8 «Über 520 haben wir [der Résistance in der Haute-Savoie] eine Unterstützung von 2 Millionen Francs zukommen lassen, und dem MUR haben wir über 516 [General Davet, Vertreter des MUR in Genf; Anm. d. Autors] und 405 [Philippe Monod; Anm. d. Autors] 2 Millionen Francs und 80'000 Schweizer Franken überwiesen.» – Die Depeschen des OSS stammen aus dem Buch *From Hitler's Doorstep, The Wartime Intelligence Reports of Allan Dulles, 1942-1945*, Pennsylvania, 1992.
- 9 Jean-Claude Croquet, Michel Molliet und Jean-Marie Baré, *Chemins de passage, les passages clandestins entre la Haute-Savoie et la Suisse de 1940 à 1944*, Saint-Julien-en-Genevois, 1996.

- 10 Ibid., desgleichen der folgende Bericht.
- 11 Neben den bereits als Referenz aufgeführten, liegen diesem Kapitel folgende Quellen zugrunde: Auskünfte des Gemeindevorstands von Gaillard (Haute-Savoie); Gespräche mit General Pierre de Bénouville in Paris im Jahr 1999; Befragung von überlebenden Fluchthelfern in der Haute-Savoie. Unterlagen von Jean-François Pierrier. Dieses Kapitel wurde auf der Grundlage von Recherchen verfasst, die ich in Genf und Savoyen durchgeführt habe, u.a. in Annemasse, Saint-Julien-en-Genevois, Ambilly, Ville-la-Grand, Gaillard, Collonges-sous-Salève.

Kapitel 11

- 1 Dieser Teil des vorliegenden Kapitels stützt sich auf mündliche Berichte vor Ort und geschriebene Texte, insbesondere auf *Ma vie pour la tienne* von A. Perrot, Nodot und J.-Fr. Pierrier, Genf, 1985, sowie *Chemins de passage* von Jean-Claude Croquet, Michel Molliet und Jean-Marie Baré, Saint-Julien-en-Genevois, 1996.
- 2 Marie-Anna Barbey, 39-45, *Les femmes et la mob*, Carouge, Genf, 1989.
- 3 Am 22. Oktober 1942 leitete die Schweizer Militärjustiz eine Untersuchung gegen Demierre ein. Fast vier Jahre später wurde dieser zu einer dreijährigen Gefängnisstrafe verurteilt, doch da befand er sich auf der Flucht (cf. Schweizerisches Bundesarchiv, E 5330-1975/95,43/2254; zitiert nach der Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg, 2001). Demierre ging in der Folge nach Frankreich, wo man ihm bescheinigte, dass er als Widerstandskämpfer den Alliierten geholfen hätte – was die Expertenkommission nicht erwähnt.
- 4 Unvollständige deutsche Übersetzung eines auf Holländisch geschriebenen Briefes von Léo H. an die niederländische Gesandtschaft, 28. September 1942 (Schweizerisches Bundesarchiv). Zitiert nach der Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg, Bd. 17, S. 189. Das Original befindet sich im Nationalarchiv der Niederlande in Den Haag.
- 5 Victoria Cordier, *Ce que je n'oublierai jamais*, Le Pont.
- 6 Anne-Marie Im Hof-Piguet, *Fluchtweg durch die Hintertür*, Frauenfeld, 1987.

- 7 *Le Secours suisse aux enfants dans le sud de la France*, vervielfältigte Broschüre, ohne Angabe von Ort und Datum, Vorwort von Richard Gilg, 1990.
- 8 *Ibd.*
- 9 Victoria Cordier, *op. cit.*
- 10 Diese Vermutung äusserte Bernard Bouveret im Gespräch mit dem Autor am 6. August 2000.
- 11 Diese heimlich über zwei Grenzen transportierte Geldsumme ist beträchtlich für eine einzige Reise. 1'000 Francs entsprachen damals einem durchschnittlichen Arbeiterlohn. Auf heutige Verhältnisse übertragen, entspräche dies einer Summe von 7'000 Francs, 1067 Euro, also sieben Mal mehr. Multipliziert man die 150'000 Francs mit sieben, erhält man über eine Million Francs!
- 12 Neben den bereits als Referenz aufgeführten, liegen diesem Kapitel folgende Quellen zugrunde: Recherchen in der Haute-Savoie und in der Umgebung von Genf in den Jahren 1999/2000; Bundesarchiv betreffend Léo H., zitiert nach der Unabhängigen Expertenkommission Schweiz-Zweiter Weltkrieg, Bd. 17; Recherchen in Chappelle-des-Bois in den Jahren 1999/2000; Berichte der französischen Widerstandskämpferin Victoria Cordier Juni 2000); Gespräch mit Anne-Marie Im Hof-Piguet, Bern, Dezember 1999; Gespräche mit Georgette Meylan, Achille Griffon und Bernard Bouveret im Frühling und Sommer 2000; schriftliche Unterlagen von Fred Reymond, dem Autor zur Verfügung gestellt von seiner Tochter Françoise Reymond; Briefwechsel zwischen den Verantwortlichen des Nachrichtendienstes (im Archiv der Reymonds); Berichte und Unterlagen von Daniel Capt, Uhrmacher und später Lokalreporter aus dem Vallée de Joux.

Schlusswort

- 1 Muss daran erinnert werden, dass der Krieg für alle Armeelieferanten in ganz Europa ein äusserst «rentables Geschäft» war? So haben gewisse französische Bauunternehmen, die noch heute gross im Geschäft sind, im Krieg Bauarbeiten der öffentlichen Hand ausgeführt und beträchtliche Gewinne erzielt, indem sie für die Deutschen den «Atlantikwall» bauten und dann wiederum, indem sie sich von der französischen Regierung bezahlen liessen, um diesen wieder abzureissen.

- 2 Der effektive Rückgang erreichte zwischen 1939 und 1945 9,4 Prozent (historische Statistiken der Schweiz, Tabelle Q 4 B, S. 871; zitiert nach Jean-Christian Lambelet, *Le Mobbing d'un petit pays*, Lausanne, 1999).
- 3 Jean-Christian Lambelet, *ibd.*
- 4 Was die Wahrscheinlichkeit einer Invasion anbelangt, siehe Klaus Urner, *Die Schweiz muss noch geschluckt werden*, Zürich, 1997.
- 5 Schweizerisches Bundesarchiv, Nachlass Hausamann, Botschaft von Hausamann an General Guisan, 5. Februar 1943.
- 6 Cf. Otto Pünter, alias Pakbo, *Der Anschluss fand nicht statt*, Bern/Stuttgart, 1967.

Zeittafel

1938

12. MÄRZ Triumphaler Einzug der Deutschen in Wien; am nächsten Tag proklamiert Hitler den Anschluss. Der österreichische Bundeskanzler Schuschnigg, der zwei Jahre lang einen Kompromiss mit den Nazis gesucht hatte, wird ins Gefängnis geworfen. Es fällt kein einziger Schuss.
- 29.-30. SEPTEMBER Münchener Abkommen: Frankreich und Grossbritannien geben die mit Frankreich verbündete Tschechoslowakei preis, die aufgeteilt wird. Der deutschsprachige, gebirgige Teil, das Sudetenland, wird Deutschland einverleibt. Die Tschechen kapitulieren. Es fällt kein einziger Schuss.

1939

15. MÄRZ Der tschechoslowakische Staatspräsident, Emil Hacha, kapituliert, nachdem die Deutschen mit einem Bombenangriff auf Prag gedroht haben. Am 16. März errichtet Hitler das Reichsprotectorat Böhmen und Mähren. Es fällt kein einziger Schuss.
23. AUGUST Deutsch-sowjetischer Nichtangriffspakt zwischen dem Dritten Reich und der Sowjetunion.
1. SEPTEMBER Ohne Kriegserklärung greift Deutschland Polen an. Hitler hofft, dass Grossbritannien und Frankreich nicht reagieren werden.
3. SEPTEMBER Grossbritannien und anschliessend Frankreich erklären Deutschland den Krieg.

29. NOVEMBER Ohne Kriegserklärung greift die Sowjetunion Finnland an, nachdem dieses sich geweigert hat, die karelische Provinz sowie Militärbasen abzutreten. Die kleine finnische Armee leistet der sowjetischen Armee im Laufe des «Winterkriegs» Widerstand. Ganz Europa folgt gebannt dem Kampf zwischen David und Goliath. Beim Frieden von Moskau (12. März 1940) tritt Finnland Karelien ab, bewahrt jedoch vollumfänglich seine Unabhängigkeit.

1940

9. APRIL Die Deutschen fallen in Dänemark und Norwegen ein.

10. MAI Beginn des deutschen Westfeldzugs mit Angriffen auf Belgien, die Niederlande und Luxemburg (kampflos besetzt).

3. JUNI Ende der Schlacht von Dünkirchen. Nachdem die Engländer auf dem Kontinent geschlagen sind, ziehen sie sich auf ihre Insel zurück. Erst vier Jahre später (am 6. Juni 1944) fassen sie auf dem Kontinent wieder Fuss.

1. und 8. JUNI Luftkämpfe zwischen der deutschen Luftwaffe und der Schweizer Flugwaffe. Die Deutschen werden abgewehrt. Sie verlangen von den Schweizern eine Entschuldigung sowie die Rückgabe der abgeschossenen Flugzeuge und deren Besatzungen. Nach anfänglich aufschiebender Antwort gibt Bern drei Wochen später den deutschen Forderungen statt.

10. JUNI Italien erklärt Frankreich und England den Krieg.

17. JUNI Marschall Pétain, der neue Regierungschef, erklärt in einer Radioansprache: «Bedrückten Herzens sage ich euch heute, Franzosen, dass der Kampf eingestellt werden muss.» Moralischer Zusammenbruch der Schweiz.

18. JUNI Aufruf Charles de Gaulles zum Widerstand, der auf sehr wenig Echo stösst. Die Schweizer Zeitung *La Sentinelle* begrüsst den Mut des Generals.

22. JUNI Unterzeichnung des deutsch-französischen Waffenstillstands.
23. JUNI Der Schweizer Hauptmann Hans Hausamann, Gründer eines europäischen Spionagenetzes zur Bekämpfung der Nazis, kündigt den Schweizer Behörden formell die «totale Niederlage» Deutschlands am Ausgang eines langen Krieges an, an dem sich auch die Sowjetunion und Amerika beteiligen würden. Er erklärt, dass die Engländer nie und nimmer aufgeben würden, «selbst wenn es Deutschland gelänge, die Insel zu überdecken».
25. JUNI Einstellung der Kampfhandlungen zwischen Frankreich und den Achsenmächten. Mehr als zwei Drittel des französischen Territoriums sind «besetzte Zone». Die Regierung von Marschall Pétain hat die Auflage, die nazifeindlichen deutschen Flüchtlinge an Hitler auszuliefern. Rede des schweizerischen Bundespräsidenten, Marcel Pilet-Golaz, der in verhüllten Worten eine gewisse Anpassung an die «neue Ordnung» befürwortet. Unterschiedliche Reaktionen in der Schweiz. Lebhaftige Genugtuung in Berlin. Pilet-Golaz bleibt in seiner Rede trotz allem vage genug, um die Schweiz nicht wirklich auf eine Haltung festzulegen.

ENDE JUNI Nach dem Zusammenbruch Frankreichs macht Hitler Rumänien zu einem Satellitenstaat. Das Land passt sich der «neuen Ordnung» des Dritten Reichs an, ohne militärischen Widerstand zu leisten. Mehrere bedeutende Anhänger der Alliierten werden in Bukarest ermordet. Hauptmann Allgöwer, der Korporal August Lindt und sein Freund, Hauptmann Alfred Ernst, schmieden Pläne zur Verhaftung der Schweizer Regierung (Bundesrat) durch die jungen Rekruten, für deren Ausbildung Allgöwer in Bern zuständig ist.

10. JULI Aufhebung der Republik in Frankreich. Ende des Rechtsstaates. Marschall Pétain erhält unbeschränkte Vollmacht. Feinde der Nationalsozialisten werden von der Vichy-Regierung an die Deutschen ausgeliefert.
23. JULI «Verschwörung von Luzern», Schweizerischer Offiziersbund, angeführt von Alfred Ernst. Einer der Gründe für die

Verschwörung ist die Anfang Juli erfolgte Rückgabe der deutschen Flugzeuge und ihrer Besatzungen an die Deutschen.

25. JULI General Guisan, Oberbefehlshaber der Schweiz, ruft auf der Rütliwiese, einem historischen, symbolischen Ort, die Armee und die Schweizer Bevölkerung zum Widerstand auf.

ANFANG BIS MITTE SEPTEMBER In der Schweiz wird die Aktion Nationaler Widerstand (ANW) aufgebaut.

ENDE SEPTEMBER Die Flieger der Royal Air Force (RAF) gewinnen die Luftschlacht um England.

OKTOBER Franzosen mit jüdischen Vorfahren werden ohne Entschädigung aus der Verwaltung und den freien Berufen ausgeschlossen.

15. NOVEMBER «Eingabe der 200». Darin werden antidemokratische Massnahmen in der Schweiz befürwortet, denen zufolge insbesondere nazifeindliche Journalisten ausgeschaltet werden sollen.

25. NOVEMBER Dank der Aktion Nationaler Widerstand wird die profaschistische Partei Nationale Bewegung der Schweiz (NBS), von der Schweizer Regierung verboten.

1941

27. MÄRZ Durch einen Offiziersputsch wird die jugoslawische Regierung in Belgrad gestürzt, die am 25. März dem Dreimächtepakt (von Deutschland, Italien und Japan) beigetreten war.

6. APRIL Deutsch-italienische Invasion in Jugoslawien. Innerhalb von zwei Wochen wird das Land unterworfen. Die Deutschen bemächtigen sich des gesamten Balkans, wie Hans Hausmann es am 23. Juni 1940 vorhergesagt hatte. Die Jugoslawen setzen den Widerstand in den Bergen, ihrem «Réduit», bis 1944 fort.

21. MAI Michel Hollard, der französische Widerstandskämpfer, der London vor der Zerstörung bewahren wird, kommt beim Grenzübergang La Brévine (Neuenburg) zum ersten Mal in die Schweiz.
22. JUNI Die Deutschen fallen in Russland ein und erzielen durch schlagende Erfolge.
5. DEZEMBER Schwere deutsche Niederlage vor Moskau. Sowjetische Offensive. Die Wehrmacht weicht 80-100 km zurück. Zum ersten Mal befinden sich die deutschen Bodentruppen in Schwierigkeiten. Die deutsche Organisation hat versagt: Die Truppen müssen sich in Sommerausrüstung dem russischen Winter stellen.

1942

23. OKTOBER – 2. NOVEMBER Niederlage des deutschen Generals Rommel in El-Alamein in Ägypten. Der englische General Montgomery schlägt die Deutschen in die Flucht. Sie verlieren 75'000 Soldaten, 1'000 Kanonen und 500 Panzer.
8. NOVEMBER Die Amerikaner landen im französischen Nordafrika (Marokko und Algerien).
9. NOVEMBER Deutsche Invasion in Frankreichs nicht besetzter Südzone. Damit ist die Schweiz vollkommen eingeschlossen. Als im November der englische Film *Mrs. Miniver*, eine Hymne auf den englischen Widerstand, in den Schweizer Kinos gezeigt wird, stehen die Zuschauer von ihren Plätzen auf und klatschen Beifall.
17. NOVEMBER Entschlossene Gegenoffensive der Roten Armee an der Wolga.
- ANFANG DEZEMBER Gründung des französisch-englisch-schweizerischen Spionage- und Widerstandsnetzes Gilbert, benannt nach dem Decknamen von Oberst Groussard, dem ehemaligen stellvertretenden Direktor der Nationalen Militärschule von

Saint-Cyr (Frankreich). Die Organisation steht unter dem Schutz des Schweizerischen Nachrichten- und Sicherheitsdienstes und richtet ein ständiges Quartier an der Rue de Lausanne 131 in Genf ein.

1943

Anfang DES JAHRES In Genf wird eine bei den Alliierten akkreditierte Generalvertretung des Résistance-Verbands Mouvement unifié de la Résistance (MUR) eingerichtet, die vor allem die Widerstandsgruppen Combat, Libération und Franc-Tireur vertritt. Der Hauptverantwortliche des MUR, General Davet, erhält von den Schweizern den Status eines politischen Flüchtlings zugesprochen. Franzosen und Amerikaner lassen dem französischen Maquis und den französischen Widerstandsorganisationen über ein Netz von Schweizer Banken Geldmittel zukommen.

29. JANUAR/2.FEBRUAR Die Reste der 6. Armee unter Generalfeldmarschall Friedrich Paulus kapitulieren in Stalingrad. 24 deutsche Generäle und 91'000 Soldaten werden gefangen genommen. Beträchtliche psychologische Nachwirkungen auf die Schweiz und ganz Europa.

3. SEPTEMBER Kapitulation Italiens.

1944

5. JUNI Invasion der Alliierten in der Normandie.

15. AUGUST Landung französischer und amerikanischen Truppen in der Provence.

25. AUGUST Die Amerikaner erreichen das französische Gebiet um Genf. Die Schweiz ist nicht länger eingeschlossen.

Glossar

AKTION NATIONALER WIDERSTAND (ANW). Widerstandsbewegung, die im September 1940 von Hans Hausamann und seinen Freunden August R. Lindt, Alfred Ernst u.a. ins Leben gerufen wurde. Im Unterschied zu den Verschwörern von Luzern, die alle junge Militärs waren, setzte sich die ANW hauptsächlich aus Zivilpersonen jeden Alters zusammen, die vor allem aus kultivierten Kreisen stammten: Intellektuelle, Professoren, Kle-riker. Die Journalisten spielten in der ANW eine bemerkenswerte Rolle. Zu nennen sind insbesondere Albert Oeri, Nationalrat und Chefredaktor der *Basler Nachrichten*, sowie Markus Feldmann, Chefredaktor der *Berner Zeitung*.

Die ANW verfügte über ein Presseorgan, die *Informationen der Woche*. Da es im verschlossenen Umschlag versandt wurde, unterlag es nicht der Zensur. Die *Informationen der Woche* hatten einen oft sehr regierungsfeindlichen Ton, besonders was die Flüchtlings- und die Aussenpolitik betraf.

BERICHT vom 23. JUNI 1940. Visionärer Lagebericht von Hans Hausamann, datiert auf den 23. Juni 1940, in dem er den Kriegseintritt der Vereinigten Staaten, den deutschen Einmarsch im Balkan, den späteren Kriegszug gegen Russland und schliesslich den Sieg Englands vorhersagt.

BUNDESRAT. Der aus sieben Bundesräten (Ministern) zusammengesetzte Rat bildet seit 1848 die Regierung der Schweiz. Vorher hatten die voneinander praktisch unabhängigen Kantone nicht wirklich eine gemeinsame Regierung. Die Bundesräte werden der Reihe nach für ein Jahr zum Bundespräsidenten gewählt. Der Bundespräsident, ein einfacher Minister, hat gegenüber seinen Kollegen keine Vorrangstellung. Er ist nicht das Staatsoberhaupt der Schweiz, obwohl er repräsentative Pflichten wahrnimmt.

BÜRO HA. Privates, weltweit einzigartiges Spionagenetz, das der St. Galler Fotograf und Hauptmann Hans Hausamann aus eigenen Mitteln aufbaute. Hausamann sah den Krieg seit Jahren kommen und hielt den Schweizerischen Militärischen Nachrichtendienst für völlig unzulänglich. Hausamann arbeitete aber während des ganzen Krieges mit dem Nachrichtendienst von Oberst (später Oberstbrigadier) Masson zusammen, in den er theoretisch integriert war.

EIDGENÖSSISCHE KAMMERN. Sie bilden die gesetzgebende Gewalt der Schweiz. Beide Kammern werden vom Volk gewählt, der Nationalrat ist das Unterhaus (Volksvertretung), der Ständerat das Oberhaus (Kantonsvertretung). Der Ständerat ist mit dem amerikanischen Senat vergleichbar: Wie er setzt er sich aus Delegierten zusammen, die von den Staaten (Kantonen) gewählt sind. Und genau wie in den USA bestimmt jeder dem Bundesstaat angehörende Kanton je zwei Vertreter (die Halbkantone einen). Früher dachten viele Schweizer, dass für den 1789 geschaffenen amerikanischen Senat die Schweiz das Vorbild geliefert habe, doch das schweizerische Zweikammersystem wurde erst 1848 ins Leben gerufen.

EIDGENÖSSISCHES POLITISCHES DEPARTEMENT. Aussenministerium. Während der schwierigsten Zeit des Krieges, von 1940 bis 1944, stand der Bundespräsident des Jahres 1940, Marcel Pilet-Golaz, diesem Departement vor. Pilet-Golaz war der Verfasser einer sehr umstrittenen Rede vom 25. Juni 1940.

HEER UND HAUS. Vortragsdienst. Vom Frühjahr 1941 an führte General Guisan auf Anregung von Hans Hausamann einen Vortragsdienst ein, der sich unter dem Einfluss der ANW zu einem Diskussionsforum, einer Art Volkshochschule, entwickelte, deren Sympathien England und den Alliierten galten. Oberst Oskar Frey, ein Schaffhauser Versicherungsfachmann, und der ehemalige Journalist und Verschwörer August R. Lindt gaben dieser Organisation eine ganz neue Ausrichtung, die sich deutlich von den althergebrachten, unpolitischen Einrichtungen wie den Soldatenfoyers unterschied. In einer Reihe von Vorträgen wichen zivile Redner, die aus verschiedenen beruflichen und weltanschaulichen Lagern stammten, von der «poli-

tisch korrekten» Meinungsäußerung ab, bei der die Inhalte der Zensur untergeordnet wurden, und brachten die grundsätzlichen Probleme zur Sprache: die militärische Situation, die Notwendigkeit des Widerstands, neue Waffen, Asylrecht, Waffenlieferungen an Deutschland, Nazi-Unterwanderung, Landesversorgung, Informationsfreiheit etc. Im Rahmen von «Heer und Haus» wurden vor Zivilpersonen und Militärs über 6'000 Vorträge gehalten. Die Organisation erreichte die Hälfte der erwachsenen Schweizer Bürger und vertrat Ideen, die ganz der Linie der ANW entsprachen. In der deutschen Schweiz war «Heer und Haus» verhasst. Man verlangte mehrfach seine Abschaffung mit der Behauptung, hier werde von «Linken» Politik gemacht. Guisan weigerte sich jedoch, auf dieses Ansinnen einzugehen.

KANTON. Diese territoriale, historische und im Sinne eines lokalpatriotischen Zusammengehörigkeitsgefühls auch weltanschaulich-psychologische Einheit geht aufs Mittelalter zurück und verstand sich bis 1848 als souveräner Staat. Im Unterschied zu einem Land wie Frankreich werden hier auch heute sowohl die gesetzgebenden wie die vollziehenden und rechtssprechenden Behörden von den Kantonsbürgern gewählt. Der Kanton behält seine eigene Gesetzgebung, sein Recht und seine Verfassung. Er ist mit einem Parlament, einer Regierung und einem kantonalen höchsten Gericht ausgestattet. Die 23 verbündeten Schweizer Kantone bilden die Eidgenossenschaft, die seit 1848 ein Bundesstaat ist. Der schweizerische Kanton kann durchaus mit einem amerikanischen Staat verglichen werden. Er ist, mit der Einführung des allgemeinen Wahlrechts und der fundamentalen Grund- und Freiheitsrechte, seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine moderne Demokratie.

MEDIATIONSAKTE. Verfassung, die der helvetischen Republik am 19. Februar 1803 von der französischen Regierung unter Napoleon Bonaparte als Erstem Konsul aufgezwungen wurde.

Hans Hausamann befürchtete 1940, dass die Schweiz gezwungen sein könnte, vor Hitler in die Knie zu gehen, wie sie sich Napoleon hatte beugen müssen; dass junge Schweizer gezwungen sein könnten, in den Reihen der Wehrmacht zu kämpfen, wie ihre Vorfahren gezwungen gewesen waren, sich unter der Trikolore Napoleons zu schlagen. Der schweizerische Wider-

stand rund um Hans Hausamann war stark von der europäischen Geschichte des ausgehenden 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts geprägt. Die ANW neigte dazu, die Entwicklung des Dritten Reiches mit derjenigen von Napoleons Herrschaft gleichzusetzen. Dieses Geschichtsbewusstsein hat 1940 in der Schweiz eine bedeutsame Rolle für die Widerstandshaltung der aufgeklärtesten Bürger gespielt.

NATIONALES RÉDUIT. Alpen- und Voralpengebiet, das von der Grenze mit Österreich im Osten bis nach Savoyen im Westen reicht und ab Juni 1940 zur militärischen Rückzugsfestung ausgebaut wurde, wo sich die Schweizer Armee in ein relativ beschränktes Gebiet zurückziehen sollte (weniger als die halbe Fläche des Landes). In diesem Réduit war Platz für 600'000 Personen, 40'000 Pferde sowie Nahrungsmittel und Futtermittel für mindestens ein halbes Jahr. Es war zugleich eine riesige Festung und eine Art vorfabrizierter Maquis. Vom Frühjahr 1941 an befand sich die gesamte Schweizer Armee innerhalb des Réduits in Stellung. Es ist nicht zu vergessen, dass die im April 1941 überfallenen Jugoslawen den Deutschen in ihren Bergen über drei Jahre die Stirn bieten konnten und diese schliesslich aus ihrem Land verjagten, ohne dass es dem Angreifer gelungen wäre, ihr Réduit einzunehmen.

NEUTRALITÄT. International anerkannter Rechtsstatus, der 1815 beim Wiener Kongress von den damaligen Grossmächten im Einvernehmen mit der Schweiz geschaffen wurde und von dieser verlangte, sich an keinem Krieg zu beteiligen und die kriegführenden Parteien gleich zu behandeln. Diese staatliche Neutralität bedeutet keine Neutralität der öffentlichen Meinung. Letztere stand während des Zweiten Weltkriegs zu rund 90 Prozent auf der Seite der Alliierten. Die Schweiz hatte schon vor 1815 ihren Willen zur Neutralität bekundet. Beide Male wurde sie sogleich überfallen und mit einer Regierung versehen, die von den Siegermächten abhängig war. 1798 waren es die Franzosen und 1813, nach der französischen Niederlage bei der Schlacht von Leipzig, die alliierten Österreicher, Preussen und Russen. Vom Sturz Napoleons an bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs war die Neutralität der Schweiz einer der wenigen stabilen Faktoren in der diplomatischen und militärischen Geschichte Euro-

pas. Von 1943 an übten die Alliierten (ganz besonders die USA) auf die Schweiz Druck aus, sie sollte auf ihre Neutralität verzichten und Deutschland den Krieg erklären. Bern weigerte sich. Schon im Oktober 1942 hatte sich Bern mit einer Erklärung von Aussenminister Pilet-Golaz geweigert, seine diplomatischen Beziehungen zu London abzubrechen, wie Berlin dies mit Nachdruck verlangte.

RADIO SOTTENS. Schweizerische Radiostation, die vom Dorf Sottens in der Nähe von Lausanne (Waadt) aus sendete. Der Sender hatte in ganz Frankreich, vor allem im Süden und Osten, eine grosse Hörschaft, besonders wegen der Chronik des Genfer Journalisten René Payot, die jeden Freitag um 19 Uhr auf dem Programm stand. Payot wurde von den französischen und belgischen Widerstandskämpfern sehr geschätzt, obwohl er von 1940 bis 1942 ein Anhänger Marschall Pétains war. Auf dem deutsch-schweizerischen Radiosender Beromünster genoss die «Weltchronik» von Professor Jean Rudolf von Salis ebenfalls bis weit über die Schweizer Grenzen hinaus die Wertschätzung des Publikums.

RÜTLIRAPPORT. Der vom Oberbefehlshaber der Armee am 25. Juli 1940 auf der Rütliwiese am Vierwaldstättersee einberufene Armeerapport, zu dem die Kommandanten der Schweizer Armee versammelt wurden. Guisan forderte seine Soldaten auf, nach der Niederlage Frankreichs nicht den Mut zu verlieren. Vier Jahre lang wurde Guisan daraufhin von den Nazi-Zeitungen als «Agent Englands» bezeichnet.

SANKT GOTTHARD. Der Gotthard liegt im Herzen der Alpen. Er ist gleichzeitig ein Gebirgsmassiv, als Strassen- und Eisenbahnverbindung zwischen Deutschland und Italien eine grosse Verkehrsachse und darüber hinaus ein historisches, politisches und sogar «spirituelles» Symbol. Die Gotthardstrasse, südlich von Luzern zwischen engen, lange Zeit unüberwindlichen Schluchten eingeklemmt, wird seit dem 13. Jahrhundert benutzt und hat sehr viel dazu beigetragen, dass die Schweiz vom Mittelalter an zur «Hüterin der Alpenpässe» wurde und das Land allmählich Gestalt annahm. Tatsächlich ist es zu einem guten Teil der Lage des Gotthards zu verdanken, wenn es den Waldstätten

Uri, Schwyz und Unterwalden, gelungen ist, sich 1291 vom österreichischen Joch zu befreien und die Keimzelle der Schweizerischen Eidgenossenschaft zu bilden. 1940 symbolisierte der Gotthard den geographischen und historischen «Vater» der schweizerischen «Heimat». Die Eisenbahnlinien durch den Gotthard und den Simplon wurden während des Krieges vermint und wären im Fall eines deutschen Angriffs gesprengt worden. Auf symbolischer Ebene hat der Gotthard, glaubt man Pierre Hazan (*Le Mal suisse*), für die Schweizer die gleiche Bedeutung wie der Sinai für das hebräische Volk.

SCHLACHT AM MORGARTEN. Überwältigender militärischer Sieg der Urschweizer Kantone gegen die mächtige Armee des Herzogs Leopold I. von Österreich, den diese Niederlage sehr überraschte. Die Schlacht wurde am 15. November 1315 in einem gebirgigen Engpass nördlich von Schwyz ausgetragen. Nach Morgarten galten die Schweizer Kantone bei den europäischen Mächten als ernstzunehmende militärische Kraft.

VERSCHWÖRUNG VON LUZERN ODER OFFIZIERSBUND.

Geheime, potentiell aufständische Bewegung, die von gut zwanzig Hauptleuten rund um Alfred Ernst, Hans Hausamann, Max Waibel, Gerhart Schürch und Korporal August Lindt ins Leben gerufen wurde. Ihr Ziel war es, mit allen Mitteln eine «Kapitulation nach tschechischem Muster» zu verhindern. In Anspielung auf die heroische Niederlage der Patrioten der Innerschweiz gegen die französische Invasionsarmee im Jahr 1798 hiess das Losungswort, mit dem den Aufstand ausgelöst werden sollte, «Nidwalden».

Bibliographie

Archive

Archiv für Zeitgeschichte, Zürich (seit 1974 der ETH Zürich angegliedert):

- Nachlass August R. Lindt
- Nachlass Hans Hausamann
- Nachlass Gerhart Schürch

Schweizerisches Bundesarchiv, Bern

- Nachlass Hans Hausamann (JI107)
- Nachlass Alfred Ernst (JI 140)
- Nachlass Oskar Frey (FI 96)
- Série E 27/904-9318: Haus und Heer
- 9130: Berichte über die Stimmung im Volk
- Serie E 5795: Persönlicher Generalstab
- Serie E 4450: Abteilung Presse und Funkspruch 61-05: Wochenberichte über die Stimmung im Volk

Deutsche Archive:

- Auswärtiges Amt (Bonn)
- Militärarchiv (Freiburg)

Amerikanische Archive:

- *Telegrams* von Allan Welsh Dulles, Chef des Berner Office of Strategie Services (OSS) an die Zentrale in Washington.
- Dokumente der Kongressbibliothek in Washington, herausgegeben und kommentiert von Neal H. Petersen unter dem Titel *From Hitler's Doorstep* (Philadelphia, 1992).

Werke

- AGUET, Marie-Christine, *Traits, 1940-1944*, Lausanne, 1980.
- ALLGÖWER, Walther, *Nationaler Widerstand* (Broschüre), Aarau, 1940.
- BARBEY, Bernard, *Fünffahre auf dem Kommandoposten des Generals, Tagebuch des Chefs des Persönlichen Stabes General Guisans 1940-1945*, Bern, 1948.
- *Von Hauptquartier zu Hauptquartier. Mein Tagebuch als Verbindungsoffizier zur französischen Armee 1939/1940*, Frauenfeld, 1967.
- BARBEY, Marie-Anna, 39-45, *les femmes et la mob*, Carouge, Genf, 1989.
- BÉNOUVILLE, Pierre Guillain de, *Le Sacrifice du matin*, Marseille, 1946.
- BLOCH, Marc, *Die seltsame Niederlage: Frankreich 1940, Der Historiker als «Zeuge*, Frankfurt, 1992.
- *Apologie der Geschichtswissenschaft oder Der Beruf des Historikers*, Stuttgart, 2002.
- BOHNI-REITER und FREIDEL, *Journal de Rivesaltes 1941/1942*, Genf, 1993.
- BOISSARD, Guy, *Quelle neutralité face à l'horreur? Le courage de Charles Journet*, Saint-Maurice (Suisse), 2000.
- BONJOUR, Edgar, *Geschichte der schweizerischen Neutralität, Vier Jahrhunderte eidgenössischer Aussenpolitik*, Basel/Stuttgart, 1970/1971, Bde. 4-7.
- BOUQUET, Jean-Jacques, *Histoire de la Suisse*, Paris, 1997.
- BOURDET, Claude, *[/Aventure incertaine, De la Résistance à la Restauration*, Paris, 1998.
- BOURGEOIS, Daniel, *Le Troisième Reich et la Suisse 1933-1941*, Neuchâtel, La Baconnière, 1974.
- BRETSCHER, Willy, *Neue Zürcher Zeitung 1933-1945*, Zürich, 1945.
- BRINGOLF, Walther, *Mein Leben*, Bern, 1965.
- BUCHER, Erwin, «Die Schweiz im Sommer 1940», in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte*, 1979, S. 356-398.
- *Zwischen Bundesrat und General, Schweizer Politik und Armee im Zweiten Weltkrieg*, Sankt Gallen, 1991.

- CAILLAT, Michel, *René Payot, un regard ambigu sur la guerre*, Genf, 1998.
- CARIGUEL, Olivier, *Les «Cahiers du Rhône» dans la guerre*, Fribourg (Schweiz), 1999.
- CHARGUERAUD, Marc-André, *Tous coupables? Les démocraties occidentales et les communautés religieuses face à la détresse juive*, Paris, Genf, 1998.
- CHEVALLAZ, Georges-André, *Die Herausforderung der Neutralität: Diplomatie und Verteidigung der Schweiz 1939-1945*, Zürich, 1997.
- CIM ADE (groupe de collaborateurs de la), *Les Clandestins de Dieu*, Genf, 1989.
- COLLOMB, Jean-Daniel (Hg.), *Les Remparts, Souvenirs de la mobilisation 1939-1945*, Genf, 1989.
- CORDIER, Victoria, *Ce que je n'oublierai jamais, Sous le Risoux, Chapelle-des-Bois (Doubs)*, im Eigenverlag.
- CROIX-ROUGE SUISSE-SECOURS AUX ENFANTS,
Le Secours suisse aux enfants dans le sud de la France, 1939 à 1947, 1990.
- CROQUET, Jean-Claude, Molliet, Michel und Baré, Jean-Marie, *Chemins de passage, Les passages clandestins entre la Savoie et la Suisse de 1940-1944*, Saint-Julien-en-Genevois, 1996.
- DELAY, Yves, *La Grande Chance de la Suisse, le général Guisan, ou l'Art de gagner la paix*, Echallens, 1979.
- DEVIGNY, André, *Je fus ce condamné*, Paris, 1978.
- DIPLOMATISCHE DOKUMENTE DER SCHWEIZ, Bd. 13 (1939-1940), Bd. 14 (1941-1943), Bd. 15 (1943-1945).
- DONGEN, Luc Van, *La Suisse face à la Seconde Guerre mondiale 1945-1948, Emergence d'une mémoire publique, Société d'histoire et d'archéologie de Genève*, 1997.
- DÜRRENMATT, Peter, *Kleine Geschichte der Schweiz während des 2. Weltkrieges*, Zürich, 1949.
- FAHRNI, Dieter, *Schweizer Geschichte, Ein historischer Abriss von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Zürich, 2002.
- FAVEZ, Jean-Claude, *Une mission impossible, le CICR, les déportations et les camps de concentration nazis*, Lausanne, 1988.

- FERRO, Marc, *Pétain*, Paris, 1993.
- FRIEKER, GUGGENHEIM, KREIS, LANGENDORF, MAURICE et RITTER, *La Suisse face à l'empire américain*, Chêne-Bourg, Genf, 1997.
- GAUTSCHI, Willi, *General Henri Guisan, Die schweizerische Armeeführung im Zweiten Weltkrieg*, Zürich, 1989.
- GRIEDER, Fritz, *Basel im zweiten Weltkrieg*, Basel, 1957.
- GROUSSARD, Georges A., *Service secret 1940-1945*, Paris, 1964.
- GUISAN, Henri, *Bericht an die Bundesversammlung über den Aktivdienst 1939-1945*, Bern, 1946.
- HALBROOK, Stephen, *Die Schweiz im Visier: die bewaffnete Neutralität der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges*, Schaffhausen, 1999.
- HALLER, Albert, *A l'extrême frontière, là où nous avons vécu 1939-1945*, La-Chaux-de-Fonds, 1945.
- HÄSLER, Alfred, *Das Boot ist voll, Die Schweiz und die Flüchtlinge 1933-1945*, Zürich, 1985.
- HAUSER, Claude, *Les Réfugiés aux frontières jurassiennes (1939 bis 1945), Accueil, refoulement et internement, Saint-Imier*, 1999.
- HAZAN, Pierre, *Le Mal suisse*, Paris, 1998.
- HORESNYI, Vanessa, *Les Maisons d'enfants du Secours suisse au Chambon sur-Lignon*, Universität Lyon III, 1997.
- IMHOF-PIGUET, Anne-Marie, *Fluchtweg durch die Hintertür, Frauenfeld*, 1987.
- JACQUES, André, *Madeleine Barrot*, Paris, Genf, 1989.
- JOST, Hans Ulrich, *Politik und Wirtschaft im Krieg, Die Schweiz 1938-1948*, Zürich, 1998.
- KÄGI-FUCHSMANN, Regine, *Das gute Herz genügt nicht*, Bern, 1968.
- KELLER, Stephan, *Grüningers Fall*, Zürich, 1993.

- KOLLER, Guido, «Entscheidungen über Leben und Tod, Die behördliche Praxis in der schweizerischen Flüchtlingspolitik während des Zweiten Weltkrieges», in: *Zeitschrift des Schweizerischen Bundesarchivs, Studien und Quellen Nr 22, Die Schweiz und die Flüchtlinge 1933-1945*, Bern, 1996.
- KREIS, Georg, *Die Aktion Trump (Broschüre)*, Basel, 1973.
- LACHENAL, François, *Editions des trois collines Genève-Paris*, Paris, 1995.
- LAMBELET, Jean-Christian, *Le Mobbing d'un petit pays*, Lausanne, 1999.
- LASSERRE, André, *Schweiz: Die dunkeln Jahre, Öffentliche Meinung 1939-1945*, Zürich, 1992.
- LINDT, August, *Die Schweiz, das Stachelschwein, Erinnerungen*, Bern, 1992.
- LUCHSINGER, Fred, *Die Neue Zürcher Zeitung im Zeitalter des 2. Weltkrieges 1930-1955*, Zürich, 1955.
- LUDWIG, Carl, *Die Flüchtlingspolitik der Schweiz seit 1933 bis zur Gegenwart*, Bern, 1966.
- LÜOND, Karl, *Spionage und Landesverrat in der Schweiz*, 2 Bände, Zürich, 1977.
- MARTIN, William, *Histoire de la Suisse*, Lausanne, 1988.
- MARTELLI, Georges, *L'homme qui a sauvé Londres*, Paris, 1960.
- MATT, Alphons, *Zwischen allen Fronten, Der Zweite Weltkrieg aus der Sicht des Büros Ha*, Frauenfeld, 1969.
- MAUROUX, Jean-Baptiste, *Du bonheur d'être Suisse sous Hitler*, Lausanne, 1997.
- MEYER, Alice, *Anpassung oder Widerstand*, Frauenfeld, 1965.
- OERI, Albert, *Tagesberichte 1932 bis 1945 in den Basler Nachrichten*, Basel, 1999.
- PAILLAT, Claude, *Le Désastre de 1940, La guerre éclair, 10 mai 24 juin 1940*, Paris, 1985.

- PAXTON, Robert O., *La France de Vichy 1940-1944*, Paris, 1973.
- PEAN, Pierre, *Vies et morts de Jean Moulin*, Paris, 1999.
- PERROT, Alain, NODOT, René und PIERRIER, Jean-François, *Ma vie pour la tienne*, Genf, 1985.
- PETERSEN, Neal H., *From Hitler's Doorstep. Intelligence Reports of Allan Dulles 1942-1945*, Philadelphia, 1992.
- PIERRIER, Jean-François, *L'Etat d'esprit en Suisse face au peril brun*, Genf, 1989.
- *Chroniques des années brunes à la frontière genevoise*, Genf, 1984.
- PÜNTER, Otto, *Der Anschluss fand nicht statt, Geheimagent Pabko erzählt, Erlebnisse, Tatsachen und Dokumente aus den Jahren 1930-1945*, Zürich, 1969.
- REVUE D'HISTOIRE DE LA SHOAH, *Propre, en ordre, la Suisse pendant la Seconde Guerre mondiale*, Centre de documentation juive contemporaine, Paris, 1998.
- RINGS, Werner, *Die Schweiz im Krieg 1933-1945, Ein Bericht*, Zürich, 1974.
- ROUGEMONT, Denis de, *Journal aus Deutschland 1935-1936*, Wien, 1998.
- *La Suisse, ou l'Histoire d'un peuple heureux*, Paris, 1965.
- *Journal d'une époque (1926-1946)*, Paris, 1965.
- ROUSSO Henri, *Le Syndrome de Vichy, de 1944 à nos jours*, Paris, 1940.
- *Vichy, un passé qui ne passe pas*, Paris, 1994.
- SPIRA, Henry, «Flux et reflux des réfugiés le long de l'arc jurassien et dans le canton de Neuchâtel», in: *Revue historique neuchâteloise n^o 1*, 1998.
- STEIGER, Sebastian, *Die Kinder vom Schloss La Hille*, Basel, 1992.
- SURDEZ, Denis, *La Guerre secrète aux portes du Jura*, Porrentruy, 1985.
- TORRACINTA, Claude, *Sturm über Genf*, Genf, 1979.

UNABHÄNGIGE EXPERTENKOMMISSION SCHWEIZ – ZWEI-
TER WELTKRIEG

- Bd. 16: *Die Schweiz und die Goldtransaktionen im Zweiten Weltkrieg*, Zürich, 2002.

- Bd. 17: *Die Schweiz und die Flüchtlinge zur Zeit des Nationalsozialismus*, Zürich, 2001.

URNER, Klaus, «*Die Schweiz muss noch geschluckt werden!*» *Hitlers Aktionspläne gegen die Schweiz, Zwei Studien zur Bedrohungslage der Schweiz im zweiten Weltkrieg*, Paderborn, 1991.

WANNER, Philipp, *Oberst Oskar Frey und die schweizerische Widerstandswille*, Münsingen, 1974.

WÜST, René Henri, *Alerte en pays neutre. La Suisse en 1940*, Lausanne, 1966.

Z'GRAGGEN, Yvette, *Die Jahre des Schweigens*, Basel, 2001.

ZIEGLER, Jean, *Die Schweiz, das Gold und die Toten*, München, 2002.

Danksagung

Ich möchte mich bei folgenden Personen für ihre Unterstützung, ihre Kooperation, ihre guten Ratschläge und ihre Freundschaft bedanken:

Pierre de Bénouville, Pierre und Marie-Claude Basset (Genf), Auguste Bohni und Friedel Bohni-Reiter (Basel), Michel Baumgartner und seinen beiden Söhnen (Zürich), Bernard Bouveret (Chapelle-des-Bois), Paul Calame-Rosset (Thonex), Daniel Capt (Le Sentier), Georgette Capt-Meylan (Renens), Jean-François Pierrier (Veyrier), Max Chaleil (Montpellier), Victoria Cordier (Chapelle-des-Bois), der Familie von Jean-Claude Croquet (Haute-Savoie), Patrick Fehlman (Fribourg), der Familie Félix (Neydens), Pierrette und Francis Gschwend (Fontainemelon), Herrn Giordano (Neuchâtel), Christian Golay (Yverdon), Achille Griffon (Chapelle-des-Bois), Claude Hauser (Fribourg), Herbert Herz (Chambesy), Anne-Marie Im Hof-Piguet (Bern), Eric Jeanneret (La Chaux-de-Fond), Jacques Lantz (Bern), Mariane und Véronique Läufer (Morges), Le lieu (Yverdon), Pierre Leutzinger (Saint-Prex), Frau August R. Lindt (Bern), Alphons Matt (La Tour-de-Peilz), Ulrich Meister (*Neue Zürcher Zeitung*), Herrn und Frau Dr. Oeri (Bern) und der Stiftung Albert Oeri, Manfred Papst (*Neue Zürcher Zeitung*), Damien Pattaroni (Genf), Jean-François Piguet und Suzanne Derieux (Cully), Gilles Perrault (Normandie), Alain Perrot (Genf), dem Verein Plan Fixe (Yverdon), Ed und Christine Reno (New York und Washington), Françoise Reymond (Le Sentier), Sara Richardot (La Tour-de-Peilz), Yvonne und Jean Ruedin (Bern), Dr. Reto Sorg (Zürich), Andrea Sorg (Zürich), Bastian Steiger, der Gruppe von La

Hille, Stéphane Tendon (Genf), Klaus Urner (Zürich), den Eisenbahnern von Vallorbe und dem Verein Vallorbe-nostalgie, der Stadtverwaltung von Vallorbe und seiner Gewerkschaft, dem *Journal de Vallorbe*, Colette und Jacques Verseils (Mialet), Emma Vuilleumier und Marc Vuilleumier (Genf), Monique Vuilleumier (Columbus, Ohio), Michel Walter (Bern), Patrick Zoll (Zürich und Genf).

Ein besonderer Dank der Übersetzerinnen geht an Herrn Christian Lang für seine akribische Unterstützung in historischen Detailfragen.

«Man muss sich die Kunden des Aufbau-Verlages als glückliche Menschen vorstellen.»

SÜDDEUTSCHE ZEITUNG

»Man muß sich die
Kunden des Aufbau-
Verlages als glückliche
Menschen vorstellen.«

SÜDDEUTSCHE ZEITUNG



Streifzüge mit Büchern und Autoren:

Das Kundenmagazin der Aufbau Verlagsgruppe finden Sie kostenlos in Ihrer Buchhandlung und als Download unter www.aufbau-verlag.de.

aufbau 
VERLAGSGRUPPE



Regina Scheer
Im Schatten der Sterne
Eine jüdische Widerstandsgruppe
Mit 34 Abbildungen
478 Seiten. Gebunden
ISBN 3-351-02581-5

Jugend im Widerstand

Um die Widerstandsgruppe Herbert Baum ranken sich Legenden und Halbwahrheiten. Ihre Geschichte wurde bis heute umgedeutet oder vereinnahmt. Erst nach Öffnung der Archive konnte anhand von neuen Materialien rekonstruiert werden, was wirklich geschehen ist.

Die meist jugendlichen Mitglieder um Herbert Baum wurden in den Jahren 1942 und 1943 hingerichtet oder im KZ ermordet. Einfühlsam und anschaulich erzählt Regina Scheer von ihrem Aufbegehren und Mut, ihrer Lebenslust und Angst und ihren tragischen Verstrickungen.

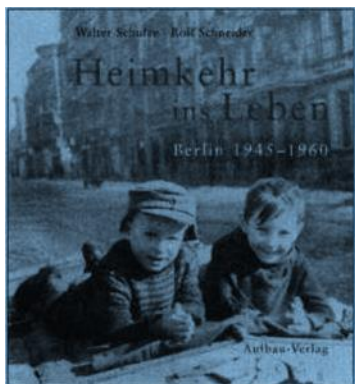
«Hierzulande wird streng zwischen Literatur und historischer Dokumentation unterschieden. Die Texte von Regina Scheer befinden sich irgendwo dazwischen. Vielleicht macht das die Faszination ihres Buches aus.» DIE ZEIT

Von Regina Scheer ist im Taschenbuch erhältlich: *AHAWAH. Das vergessene Haus. AtV 1008*

Es gingen Wasser wild über unsere Seele. AtV 8092

aufbau
VERLAG

Weitere Informationen erhalten Sie unter
www.aufbau-verlag.de oder in Ihrer Buchhandlung



Walter Schulze
Rolf Schneider
Heimkehr ins Leben
Berlin 1945-1960
Fotos von Walter Schulze
Text von Rolf Schneider
Mit einem Vorwort von Bodo Niemann
Mit 90 Fotos
160 Seiten. Gebunden
ISBN 3-351-02595-5

Ein spektakulärer Fund – neue Fotos aus der Nachkriegszeit

Selten wurde der Berliner Nachkriegsalltag so konzentriert, so authentisch und bei aller Vielseitigkeit der Motive so durchweg menschlich dargestellt, wie in diesem repräsentativen Bildband. Die Fotos stammen vom Berliner Pressefotografen Walter Schulze, dessen Leben uns bis heute unbekannt ist. Bei einer Haushaltsauflösung zufällig entdeckt, zeigen sie beeindruckend das Berlin nach dem Krieg – eine Stadt zwischen Apathie und Aufbruch. Langsam kehrt Leben in die Trümmer und Häuserruinen zurück. Alltag in der «Stunde Null» – ungestellt, ohne Pathos, mit einem besonderen Blick für die Menschen und ihre Schicksale.

Ergänzt werden die Aufnahmen aus den Jahren 1945/46 bis 1960 durch einen Text Rolf Schneiders. Anschaulich erzählt er von der Berliner Nachkriegszeit – als Frauen den Schutt wegräumten, der Tiergarten ein Kartoffelacker war und Kinos und Theater wieder öffneten. Eine Chronik gibt zudem einen Überblick über die wichtigsten politischen Ereignisse.

aufbau
VERLAG

Weitere Informationen erhalten Sie unter
www.aufbau-verlag.de oder in Ihrer Buchhandlung

Durch die Hölle gegangen Zeitgeschichte bei AtV

VERA FRIEDLÄNDER *Die Kinder von La Hille Flucht und Rettung vor der Deportation*

Jüdische Kinder aus Deutschland und Österreich flohen mit ihren jungen Betreuern in Güterwaggons aus dem besetzten Belgien nach Südfrankreich. Am Fuss der Pyrenäen fanden sie Zuflucht im verlassenen Schloss La Hille. Dank der Unterstützung von Bauern, Schweizer Lehrern und Rot-Kreuz-Mitarbeitern konnten die meisten Kinder überleben. – 100 Mal Zivilcourage, trotziger Widerstand und schmerzliche Trennungen – die Geschichte einer Kinderkolonie 1939-1944. 336 Seiten. Mit 112 Abbildungen. AtV 8106

MARION KAPLAN *Der Mut zum Überleben Jüdische Frauen und ihre Familien in Nazideutschland*

Wie haben die deutschen Juden den Alltag im Nationalsozialismus erfahren? Marion Kaplan beantwortet diese Frage anhand einer Fülle von bislang kaum ausgewerteten Briefen, Tagebüchern, Erinnerungen und Interviews hauptsächlich jüdischer Frauen. «Ein eindringliches Bild der Bedrängnis ... Marion Kaplan gelingt es, den Weg durch die verschiedenen Kreise der Hölle sensibel und anschaulich nachzuzeichnen.» F.A.Z. *Aus dem Amerikanischen von Christian Wiese.* 409 Seiten. Mit 7 Abbildungen. AtV 8104

DOROTHEE SCHMITZKÖSTER *Der Krieg meines Vaters Als deutscher Soldat in Norwegen* Mehr als tausend Briefe, die Vater und Grossmutter 1935-1945 wechselten, Fotos und Geschichten drängten Dorothee Schmitzköster, sich mit den Kriegserlebnissen ihres Vaters auseinanderzusetzen – vor allem mit den Jahren, die er als Wehrmachtssoldat in Norwegen stationiert war. Ihre eigenen Konflikte mit dem Vater nicht aussparend, erzählt sie eine bewegende Familiengeschichte. 351 Seiten. Mit 43 Abbildungen. AtV8114

Sie durften nicht mehr Deutsche sein Jüdischer Alltag in Selbstzeugnissen 1933-1938

«Ein ergreifendes Lesebuch» über jüdisches Leben unter Hitler von der Machtübernahme 1933 bis hin zur Pogromnacht und verzweifelten Auswanderungsversuchen. Bewegende Zeugnisse vom Ausgrenzen durch Freunde und Nachbarn, Schikanen durch Geschäftspartner und Behörden, Verrat durch Ehepartner. *Herausgegeben von Margarete Limberg und Hubert Rübsaat.* 320 Seiten. AtV 8103

Mehr Informationen erhalten Sie unter www.aufbau-verlag.de oder bei Ihrem Buchhändler

AtV

Erschütternde Schicksale Zeitgeschichte bei AtV

ERNEST G. HEPPNER **Fluchort Shanghai** *Erinnerungen 1938-1948*

Als Ernest Heppner und seine Mutter sich 1939 zur Flucht aus Deutschland entschlossen, blieb ihnen als Ziel nur Shanghai, das als einziger Ort der Welt kein Einreisevisum verlangte. «Fluchort Shanghai ist eine sine ira et studio verfasste und daher um so lesenswertere Chronik des bislang wenig beachteten und daher wenig bekannten jüdischen Exilorts an der chinesischen Pazifikküste.» SÜDDEUTSCHE ZEITUNG

Aus dem Amerikanischen von Roberto de Hollanda. 274 Seiten.

Mit 20 Abbildungen. AtV 1724

THOMAS TOIVI BLATT **Nur die Schatten bleiben** *Der Aufstand im Ver- nichtungslager Sobibor*

Der Aufstand in Sobibor ist ein Schlüsselereignis im Widerstand gegen den Terror- und Vernichtungsaparat der Nationalsozialisten. Thomas Blatt war an der Revolte beteiligt und gehört zu den wenigen Überlebenden des Holocaust. Er schildert seine unbegreiflichen Erlebnisse in einer nüchternen Sprache; seine Geschichte ist ein erschütterndes Dokument, das zeigt, wie der Kampf um die nackte Existenz sein Leben bis zum heutigen Tage prägt.

Aus dem Amerikanischen von Monika Schmalz. 335 Seiten. Mit 62 Abbildungen. AtV 8086

DETLEF BALD **Die «Weisse Rose»
Von der Front in den Widerstand** «Detlef Bald holt den studentischen Widerstand aus den Höhen einer idealisierten Widerstandsethik herunter und stellt ihn hinein in die Wirklichkeit des Vernichtungskrieges – und damit gleichsam vom Kopf auf die Füße.» SWR «Ein wichtiger Beitrag, um der ‚Weissen Rose‘ neben Stauffenberg und Elser den herausragenden Platz in der Geschichte des Widerstands zu geben, der ihr gebührt.» DIE ZEIT *256 Seiten. Mit 32 Fotos, 4 Faksimiles und 2 Karten. AtV 8116*

MARION SCHREIBER **Stille Rebel- len.** *Der Überfall auf den 20. Deportati- onszug nach Auschwitz*

«In dieser packend erzählten Geschichte um eine Gruppe junger Leute, die sich der NS-Barbarei widersetzen, kann man viel über Mut, Zivilcourage und den aufrechten Gang erfahren. Deshalb gehört das Buch in viele junge Hände.» DIE ZEIT

Mit einem Vorwort von Paul Spiegel. 352 Seiten. Mit 25 Abbildungen. AtV 8067

Mehr Informationen erhalten Sie unter www.aufbau-verlag.de oder bei Ihrem Buchhändler

AtV